IN MEXICO: EIN CHARAKTERBILD

F. Gerstäcker

In Mexico.

Erster Band.

In Mexico.

Ein Charakterbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Erster Band.

(Erster Theil.)

1

Jena,

Hermann Costenoble.

1877.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

1.

Verschiedene Parteien.

Am 30. Mai des Jahres 1864 war die erste Etage des großen und schönen Hauses in Mexico, das der General und frühere Präsident Miramon mit seiner jungen Frau bewohnte, festlich erleuchtet, und die geschäftige Dienerschaft noch in voller Arbeit, um die verschiedenen Säle für den Empfang der erwarteten Gäste in Stand zu setzen. Im Spielzimmer wurden die Tische arrangirt und die Lichter angezündet; im großen Saal rückte man das Instrument etwas von der Wand ab, und Alles verrieth, daß der Besuch ein sehr zahlreicher und auch äußerst glänzender sein würde — keine der gewöhnlichen Tertulias, die in der letzten Zeit fast wöchentlich eine Anzahl von Freunden wie Gesinnungsgenossen in dem gast=

lichen Haus des jungen Kriegers und Staats-
mannes versammelt hatten.

Es war auch in der That eine bewegte und
lebendige Zeit in Mexico — dies Frühjahr von
1864, denn es schien fast, als ob es Frühling
im ganzen Lande werden, und Krieg und Blut-
vergießen, die ihre Schrecken seit langen Jahren
über die schöne Erde gegossen, nun doch ein Ende
nehmen sollten.

Allerdings standen die Franzosen überall im
Land; das Blut, das ihre Waffen vergossen,
rauchte noch aller Orten in den Thälern —
mexicanisches Blut, den Herzen Derer entströmt,
die sich den fremden Usurpatoren keck entgegen-
geworfen und ihr eigenes Vaterland, den eigenen
Herd vertheidigt hatten; aber daran war man
ja in Mexico gewöhnt. So lange die jetzige
Generation lebte, hatte sie es — mit kurzen Unter-
brechungen vielleicht — nie anders gesehen und
gekannt, und was deren Eltern erzählten, drehte
sich nur ebenfalls um Geschichten von Revolu-
tionen und Pronunciamentos, um Erpressungen
und Executionen. Sie wußten es nicht besser,
und von der übrigen Welt so ziemlich abgeschlossen,
schien es fast, als ob ein anderer staatlicher Zu-
stand gar nicht denkbar sei.

Aehnlich wie jetzt war es dabei schon oft im Land, schlimmer freilich noch nie gewesen; denn wie zu Zeiten der Spanier drang ein fremdes Heer herein und benutzte die eine Partei, um mit deren Hilfe die andere zu schlagen und zu unterjochen. Auch war ein Ende dieses Kampfes kaum vorauszusehen, konnte wenigstens noch lange Jahre dauern, und mußte dann Mexico vollständig ruiniren.

Da plötzlich zeigte sich Rettung, und wie ein schönes, wunderbares Märchen klang es fast, denn drüben, weit drüben über dem Meere, in einem fremden Welttheile, auf hohem, die See überschauendem Felsenschloß, hatte ein Fürstensohn eingewilligt, die Zügel ihres Landes in die Hand zu nehmen, und schon, wie das Gerücht ging, trug ihn die Welle ihrem Ufer entgegen.

Es war eigenthümlich, welchen Eindruck diese Nachricht auf alle Parteien — wenigstens für kurze Zeit — hervorbrachte. Wie das Läuten der Friedensglocken die Streitenden trennt und sie dem Klange horchen, so schienen sich auch hier die Parteien für kurze Frist geeinigt zu haben, um wenigstens erst einmal den neuen Zustand der Dinge anzuschauen.

Das eigentliche Volk sehnte sich übrigens

nach Frieden, und wer ihn brachte, war willkommen; jede der anderen Parteien aber hoffte den neuen Fürsten ihrer Seite zu gewinnen, und selbst zahlreiche Führer der Liberalen, die bis dahin noch auf des zurückgetriebenen Juarez Seite gestanden, waren es müde geworden, das schöne Land zu Nichts als einem Schlachtfeld zu verwenden, auf dem sie den Boden ewig mit Blut düngten, ohne je ein Saatkorn hinein zu legen oder eine Ernte zu ziehen.

Ob die Führer der Parteien nicht ihre Absichten und Pläne dabei hatten und allein nach dem Grundsatz handelten, kein Mittel zu scheuen, um nur ihre Zwecke zu erreichen, sollte erst die Zeit enthüllen — jetzt zeigte sich, wenigstens äußerlich, Nichts davon, und in der Hauptstadt selber schien Alles nur von dem Wunsch beseelt, die neue Monarchie in Kraft, in's Leben treten zu sehen. — Wie es nachher wurde — wen in dem ganzen weiten Reich hätte das gekümmert? Welcher Einzelne von all' den Hunderttausenden der spanischen Colonisten in ganz Amerika sorgte sich um das nächste Jahr, ja nur um den nächsten Tag, und eine neue Regierung? was hinderte sie, dieselbe wieder abzuschaffen, sobald sie ihnen nicht behagte? es war ja doch weiter Nichts als

ein Versuch. Daß irgend Jemand so thöricht sein könne, mit vollem und heiligem Ernst an eine solche Sache zu gehen und sein ganzes Leben, seine Ehre, sein Alles dafür einzusetzen, wäre ihnen nicht einmal im Traum eingefallen, selbst wenn sie nur einen Begriff von dem gehabt hätten, welchen Werth das Alles für einen europäischen Prinzen haben mußte.

Nur unter den höheren Klassen des Staates herrschten hier und da noch Zweifel, und Solche besonders, die mit den außermexicanischen Verhältnissen nur ein klein wenig vertraut waren, konnten es sich nicht denken, daß ein österreichischer Prinz, von Frankreich aufgefordert, sein ruhiges Asyl daheim verlassen sollte, um sich einen Palast über dem Krater eines Vulkans zu bauen. Das eigentliche Volk aber hatte keine solchen Bedenken, — es erwartete den versprochenen Kaiser und jubelte ihm schon von vornherein entgegen.

Allerdings stand mitten in der Stadt der alte Palast Iturbide. Das war auch ein Kaiser gewesen, — der Erste, seit Mexico das spanische Joch abgeschüttelt, und sein Blut hatte den mexicanischen Boden gefärbt, mexicanisches Geschoß sein Herz durchbohrt — aber Niemand dachte

daran, zwischen den beiden Kaisern, die ihren Thron inmitten einer Republik aufpflanzen wollten, eine Parallele zu ziehen, während die mexicanische haute volée schon im Vorgenuß all' der Herrlichkeiten schwelgte, die ihr ein Kaiserreich ja im natürlichen Verlauf der Dinge bringen mußte. Waren sie doch gerade die eigentliche und einzige Aristokratie im Lande, ohne welche nun einmal kein Hof bestehen konnte — und was die politischen Schwierigkeiten betraf, ei! das blieb Sache des Kaisers wie seiner Räthe, und sie dachten nicht daran, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

General Miguel Miramon stand, wenn auch in vollständiger Toilette, sich aber um die Vorbereitungen in seinem Hause wenig kümmernd, und nur aufmerksam eine vor ihm ausgebreitete Karte von Mexico betrachtend, in seinem Zimmer.

Er war von jeher eine der Hauptstützen der klerikalen Partei gewesen, und gerade diese hatte die Berufung des Kaisers am stärksten und unermüdlichsten betrieben, weil sie besonders auf einen österreichischen Prinzen ihre größte Hoffnung setzte. War nicht von dem Republikaner und Indianer Juarez*) die Kirche, und damit,

*) Der Name wird Chúarez gesprochen, mit dem Hauchlaut, wie ihn die Holländer oder Schweizer haben.

ihrer Meinung nach, die ganze Religion unter die Füße getreten worden? Hatte er nicht die Kirchengüter confiscirt, ja sogar den Priestern verboten, in ihrem Ornat auf der Straße zu erscheinen? Durfte denn selbst unter seiner Regierung nur noch eine Procession die Stadt durchziehen, oder das Allerheiligste offen und frei einhergetragen werden? Das Letztere hatten nun allerdings die Franzosen schon wieder beseitigt, seit sie Juarez nach Norden hinaufgejagt und unschädlich gemacht, aber die Liegenschaften der Kirche befanden sich noch immer in den Händen von Laien, die Gewalt selber hatten sie noch nicht zurückgewinnen können, und dazu sollte und mußte ihnen jetzt Maximilian helfen. Er mußte, denn nur durch sie war er auf den Thron berufen — nur durch sie konnte er sich, wie sie glaubten, halten.

Miramon dachte aber jetzt nicht an die Interessen der Geistlichkeit, wenn sie auch mit den seinigen vielleicht Hand in Hand gingen. Die Linke auf den Tisch gestützt, mit dem Zeigefinger der Rechten den Punkt bezeichnend, wohin die Franzosen seinen alten Feind und politischen Nebenbuhler Juarez getrieben, und wo er in dieser Zeit nur noch einen Rang wahrte, dem

schon keine Macht mehr zur Seite stand, schweiften seine Gedanken dort hinauf und suchten die Möglichkeit eines entscheidenden Sieges zu erfassen. Und sollte Juarez noch einmal versuchen, von dort herauszubrechen? Es war nicht denkbar — wenigstens jetzt nicht, wo das Land von französischen Soldaten schwärmte, und neue Kriegsschiffe mit dem Kaiser jeden Tag erwartet wurden. Selbst die schwankenden Mexicaner hätten sich dem Flüchtigen in dieser Zeit nicht wieder angeschlossen, und war da jetzt nicht vielleicht der Augenblick gekommen, wo man ihn, den gefährlichsten Gegner, von seinem nördlichen Fluchtweg abschneiden und völlig unschädlich machen konnte? „Stand aber Juarez nicht mehr im Weg" — ein leises, kaum merkbares Lächeln legte sich um die feingeschnittenen Lippen des jungen Mannes, und er hob sich hoch empor und schüttelte die vollen schwarzen Locken aus der Stirn. Da hörte er einen leichten Schritt in seinem Zimmer, oder vielmehr das Rauschen von Gewändern, und sich rasch darnach wendend, bemerkte er seine im vollen Glanz des Abends strahlende Gattin in der Thür.

Es war ein selten schönes Paar, wie sie Beide da einander gegenüberstanden, in voller

Jugend, von Licht und Glanz und Glück umgeben, mit allen Gütern der Erde gesegnet, und ihrer bevorzugten Stellung im Leben sich dabei vollbewußt. Er, wie sie, hoch und schlank gewachsen, sein männlich intelligentes Gesicht von einem vollen Schnurr- und starken Knebelbart geziert, mit offenem Auge und einer hohen Stirn, mit kühn geschnittenen Brauen, wobei selbst das nicht störte, daß die linke um ein wenig höher auflief als die rechte. — Sie dagegen mit jedem Zauber holder Weiblichkeit übergossen und dennoch stolz und hoch wie eine Königin mit ihrem weiten wallenden Gewande, den blendend weißen Hals, wie das rabenschwarze Haar von Edelsteinen geschmückt, und deren blitzender Glanz trotzdem von den wahrhaft zauberischen Augen des schönen Weibes übertroffen.

„Und willst Du nicht herüberkommen, Miguel?" sagte sie jetzt mit leiser wohlklingender Stimme — „oder" — setzte sie rascher und besorgt hinzu, „hast Du etwa neue und schlimme Nachrichten erhalten, daß Du wieder über Deinen Karten brütest? Ist etwas vorgefallen? Verheimliche es mir nicht."

„Nein, mein Kind," sagte ihr Gatte, indem er lächelnd mit dem Kopf schüttelte, und sein

Auge mit Stolz und Freude auf ihr ruhte, „Nichts wenigstens, was uns auch nur die geringste Besorgniß einflößen könnte."

„Und doch," erwiederte sie ernst, „dächte ich, hätten wir Grund genug dazu, denn Alles jubelt jetzt dem Kaiserreich entgegen."

„Und kennst Du unsere liebenswürdigen Landsleute nicht?" lächelte Miramon, „sie sind entzückt über jedes Neue, das sich ihnen bietet, und jetzt nun gar der Glanz eines neuen Hofes, der ihnen zwei Wünsche auf einmal befriedigt: zuerst die Festlichkeiten beim Einzug der Majestäten, und darnach die erhoffte Befreiung von den Franzosen, die allerdings anfangen ein wenig unverschämt aufzutreten."

„Und gerade das beruhigt Dich?"

„Gewiß, wenn der Kaiser überhaupt kommt."

„So zweifelst Du noch daran?"

„Liebes Kind," sagte achselzuckend Miramon, „wenn das, was wir hier, allerdings noch unvollständig, von den Vorschlägen wissen, die Napoleon dem österreichischen Prinzen gemacht hat, und wonach dieser übernommen haben sollte die Kosten der französischen Besatzung zu tragen, so müßte er sich, um dies zu ermöglichen, auch einen ganz ungewöhnlichen Finanzmann oder

eine sehr große Cassa mitbringen. Ich wenigstens hätte mich auf Derartiges nie im Leben eingelassen, und wie mir scheint, ist auch Maximilian stutzig geworden. Doch wir werden ja sehen, und wie sich Alles nachher gestaltet — quien sabe?"*)

„Er kommt, darauf kannst Du Dich verlassen," sagte die junge Frau mit blitzenden Augen, „es ist nicht leicht, eine Kaiserkrone auszuschlagen."

„Und doch wohl leichter, als sie zu behaupten."

„Das kommt auf den Mann an, der sie trägt," rief das schöne Weib, und ihr Auge suchte stolz die Blicke des Gatten. „Unser Volk hat diese blutigen Revolutionen satt, und wenn er die Sache ein klein wenig klug anfinge, — aber es ist eine Schmach und Schande für Mexico, solcher Art einen Fremden in das Land zu rufen. Haben wir denn nicht selber Männer,

*) Das Quien sabe — wer weiß es — ist ein in allen panischen Colonien fast bei jeder Gelegenheit gebrauchtes Wort, und dient als Ausrede, Entschuldigung, Bejahung, Verneinung und in zahllosen anderen Fällen. Es entspricht auch vollkommen dem Charakter dieser Stämme, die sich leicht und rasch über alles ihnen Unbequeme hinwegsetzen.

die werth und würdig wären an die Spitze des Volkes zu treten?"

Miramon schüttelte mit dem Kopfe. „Und was hülfe es," sagte er, „die letzten Jahrzehnte haben bewiesen, daß nur eine Revolution der andern folgte. Nein, ich selber stimmte mit für den fremden Kaiser, denn unser sehr souveränes Volk muß erst einmal durch Schaden klug werden. Nachher arrangirt sich vielleicht Alles viel leichter, als wir jetzt selber glauben."

„Souveränes Volk," sagte die junge Frau verächtlich, und ihre dunkeln Brauen zogen sich zusammen — „eine teigähnliche Masse ist es, die eine geschickte Hand in jede nur beliebige Form kneten kann."

„Zu viel Hefe drin, Schatz," lachte Miramon, „zu viel Hefe drin, wenn wir das Bild denn einmal beibehalten wollen. Es wirft Blasen nach allen Seiten und zerstört sich selber. Aber ich glaube wahrhaftig, unsere Gäste kommen. Laß die Politik, Querida, oder — überlaß sie mir. Sie gehört nicht für das Haus — und besonders nicht für die jetzige Zeit. Wer auch Etwas thun wollte, könnte es nicht und muß ruhig abwarten wie sich Alles stellt: Wir sowohl hier in der Hauptstadt, im augenblicklichen Sonnenschein des Sie-

ges, wie der alte Panther da oben im Norden, der mit einer, nicht zu gering anzuschlagenden Elasticität vor unseren Waffen zurückweicht, ohne ihnen mehr als aus dem Wege zu gehen. Paciencia amiga — unsere Zeit kommt vielleicht auch wieder, und bis dahin wollen wir der Welt dieselbe freundliche Stirn zeigen, die sie bis jetzt gewohnt gewesen ist an uns zu sehen. — Ich glaube, ich höre schon Gäste auf der Treppe."

Miramon hatte sich nicht geirrt — die Gäste trafen allerdings ein, und wenn auch anfangs noch vereinzelt, fuhr doch bald Wagen nach Wagen vor, so daß es rasch in den luftigen Räumen von geputzten Herren und Damen wogte. Und welchen Glanz der Toilette entfalteten die letzteren! Aber auch die Herren prangten im höchsten Staat, sowohl die im Civil mit Orden geschmückt, wie das Militär in reichgestickten mexicanischen wie französischen Uniformen. Ja selbst die hohe Geistlichkeit fehlte nicht und stach mit ihrer bunten, fast weibischen Tracht nur wenig von den Damen selber ab.

Das summte und wogte durcheinander, ein wunderlich blitzendes und lebendiges Bild voller Lust und Leben, und wer hier einen Blick in den Saal geworfen, hätte wahrlich nicht geglaubt,

daß ein, kaum zu einem Abschnitt gelangter und nichts weniger als beendeter Bürgerkrieg das Land zerreiße, und selbst die Existenz dieser von Pracht und Glanz strahlenden Gestalten bedrohe.

In der That waren aber an dem Abend und in den Sälen Miramon's fast alle die Großen und Größen des neu zu schaffenden Reiches versammelt. Dort der kleine und magere aber sehr lebendige Mann, mit vollem Bart, aber kurz geschnittenem Haar, mit kleinen wässerigen, aber doch stechenden Augen, in einer mit Goldstickerei fast bedeckten Uniform, der auf einen Stock gestützt durch den Saal hinkte, ist Leandro Marquez. Er war ein schon damals bekannter Bandenführer und ein treuer Kampfgenosse Miramon's — treu wenigstens und aufrichtig in seinem Haß gegen den von Beiden gleich stark verachteten Indianer Juarez — ein strenger Anhänger der Kirchenpartei, aber auch zugleich seiner schamlosen Grausamkeit wegen berüchtigt.

Neben ihm der Hochwürdenträger der Kirche, mit der Dame des Hauses im eifrigen Gespräch, jener Mann mit dem klugen Gesicht und dem stolzen Blick, dem nur das breite Kinn und der etwas große Mund etwas Sinnliches gab, während seine kräftigen Glieder die weibische Spitzen-

tracht seines Standes umhüllte, war Labastida, der Erzbischof von Mexico.

Dort drüben, sich eifrig und lebendig mit ein paar französischen Officieren unterhaltend, lehnte ein großer stattlicher Mann, ebenfalls in reichgestickter Uniform, an der das Officierskreuz der französischen Ehrenlegion glänzte. Er sah mit seinem dunkelblonden, etwas dünnen Haar, und starken, ebenfalls blonden Knebel- und Schnurrbart fast nicht aus wie ein Mexicaner, und doch war es Oberst Miguel Lopez, der sich in manchem heißen Gefecht schon wacker hervorgethan, und auf besonders freundlichem Fuße mit der französischen Occupationsarmee stand.

Da plötzlich theilten sich die Gruppen, als der vorspringende Diener den Namen des Generals Bazaine nannte — Bazaine, in diesem Augenblick der Alleinherrscher von Mexico, der Repräsentant des mächtigen Kaisers der Franzosen; und Alles gab ihm Raum und bildete ein Spalier, durch das der General, leicht grüßend, hindurchschritt, um vor Allem die Dame des Hauses aufzusuchen.

Der General glänzte und blitzte allerdings in dem Schmuck seiner Uniform und all' der Auszeichnungen, mit denen Napoleon seine Brust

bedeckt, aber der Ausdruck seiner Züge war kalt, ja fast hart, und nicht wie ein Soldat, nein, fast wie selber ein Fürst, durchschritt er den Saal, die ihm schuldigen Huldigungen entgegennehmend.

Bazaine war in der That in Mexico weit mehr gefürchtet als geliebt, denn wenn ihn auch die Partei herbeigesehnt, ja selber mit allen Kräften theils offen, theils heimlich unterstützt haben mochte, so kannte und haßte man in ihm doch den Fremden, der hier überhaupt viel mehr Macht gewonnen oder sich angemaßt, als man je für möglich gehalten oder vorausgesehen hatte. Bazaine spielte gewissermaßen hier den Teufel, den der Zauberlehrling gerufen und nun nicht wieder bannen konnte. Und trotzdem brauchte man ihn, denn Juarez war weder todt, noch wirklich außer Landes getrieben, und die Mexicaner, während sich ihr Stolz gegen den Druck sträubte, fühlten doch, daß sie ihn noch nicht entbehren konnten. So erhofften sie denn allein durch ein selbstständiges Kaiserthum, in dem aber nur Jeder seine eigenen Wünsche verwirklicht sah, einen doppelten Schutz; einestheils gegen das Schreckbild der Liberalen, und andererseits selbst gegen den Mann, der ihnen für jetzt doch wenigstens diese in weiter Ferne hielt.

In Miramon's Haus waren in der That heute fast alle Repräsentanten jener beiden mächtigen Parteien vertreten, die den Liberalen entgegenstanden und deshalb vereint einen Kaiser herbeigerufen, wenn sie auch beide sehr verschiedene Interessen verfolgten: die Aristokratie oder, besser gesagt, die Conservativen, und die Geistlichkeit. Viele der Aristokratie gehörten aber auch der letzteren an, während es die Conservativen, obgleich sie die Herrschaft der Liberalen nicht dulden wollten, doch nicht ungern gesehen hätten, daß Juarez, der rücksichtslose indianische Advocat, die Macht der stets intriguirenden Priester gebrochen. Natürlich erwarteten sie aber auch von einem Kaiserreich, daß die Gewalt in ihren Händen bleibe, denn ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung und ihrem Reichthum nach gebührte sie ihnen. Daß sich der Kaiser den Liberalen zuwenden könne, ließ sich natürlich nicht denken.

Die Geistlichkeit dagegen glaubte vollständig sicher zu sein, daß der neue Kaiser, der Prinz eines streng katholischen Reiches, das selber eins der für die Kirche günstigsten Concordate mit Rom abgeschlossen, auch hier den Gewaltmaßregeln gegen die Religion und ihre Priester ent-

schieden entgegentreten würde. Er mußte deshalb dem Zustand, den die Franzosen allerdings nicht geschaffen, aber doch geduldet, ein Ende machen, er mußte mit ihnen gehen, und das konnte nur durch den Widerruf jenes Decrets geschehen, das der Kirche ihre Güter nahm und in profane Hände übertrug — es war das ja doch überhaupt Gotteslästerung.

Miramon, früher selber einmal Präsident des Staates, gehörte seiner Stellung nach allerdings den Conservativen an, stand aber im Herzen doch auf Seiten der Geistlichkeit — im Herzen? — vielleicht glaubte er auch seine eigenen Interessen am besten bei denselben vertreten, denn er kannte sein Vaterland zu gut, um nicht zu wissen, daß es nur zwei Wege gab, um darüber zu herrschen: entweder mit den Liberalen — d. h. mit dem Volke — oder mit der Geistlichkeit. — Ein Bündniß mit den ersteren widerstrebte aber seiner aristokratischen Natur, und es blieb ihm deshalb Nichts übrig, als es — vorläufig wenigstens — mit den Priestern zu halten.

Spaltungen herrschten übrigens unter allen Parteien, und wie die Liberalen den Conservativen und der Geistlichkeit entgegenstanden, und

die beiden letzteren nur auf eine Gelegenheit warteten, um einander wieder in die Haare zu gerathen, so waren sich der französische General Bazaine und der Erzbischof Labastida eben so feindlich gesinnt. Bazaine hatte allerdings manche, von Juarez gegebene und für die Geistlichkeit drückende Gesetze aufgehoben; so unter anderen das Verbot, daß die Geistlichkeit nicht in ihrem Ornat auf der Straße erscheinen dürfe, wie er ebenso die öffentlichen Processionen wieder gestattete; aber trotzdem sah er sich doch nicht im Stande, Alles zu thun, was man von ihm, als Vertreter des „allerchristlichsten" Kaisers, verlangte. Er konnte und wollte nämlich den Verkauf der Kirchengüter, von denen sich die meisten schon in fremden Händen befanden, nicht wieder rückgängig machen; und als sich Labastida, der Erzbischof, in dem Gefühl seiner Unfehl- und Unantastbarkeit so weit vergaß, die französischen Soldaten einiger Uebergriffe wegen zu excommuniciren, zeigte ihm General Bazaine bald, wer eigentlich Herr im Lande sei. Er befand sich allerdings gerade im Norden des Reiches, um die Armee der noch bestehenden Liberalen aufzurollen und zu vernichten, kehrte aber augenblicklich nach der Hauptstadt zurück und zwang

dort ohne Weiteres den rebellischen Erzbischof, den eben noch von ihm excommunicirten französischen Soldaten eigenhändig und auf offenem Platze vor der Kathedrale den verweigerten Segen zu ertheilen.

Welchen Grimm der Geistliche dafür im Herzen gegen den allmächtigen General trug, läßt sich denken, aber was schadet das in einer großen Gesellschaft unter gebildeten Leuten! Als sich Labastida umwandte, um mit anderen Freunden zu verkehren, traf es sich, daß ihn Bazaine gerade passiren wollte. Beide Herren konnten einander nicht mehr ausweichen, ohne auffällig zu werden, und daran war allen beiden in der jetzigen Zeit, wo man einer Entscheidung fast täglich entgegensah, Nichts gelegen. Außerdem durfte selbst Bazaine dem Erzbischof nicht schroff entgegentreten, denn der schlaue Priester hatte sich an die rechte Quelle gewandt. Die Kaiserin Eugenie — die Beschützerin aller Pfaffen — war auch die seine geworden, und die letzten Briefe, die der General aus Paris erhielt, versäumten nicht, ihm die höchste Rücksicht für das „Haupt der Kirche in Mexico" aufzuerlegen.

Und Labastida? Es gab vielleicht keinen

Menschen auf der Welt — den Indianer Juarez ausgenommen — den der Erzbischof aufrichtiger und ehrlicher haßte, als den französischen General Bazaine, aber Niemand würde in diesem Augenblick auch nur die Spur eines solchen Gefühls in seinen Zügen gelesen haben. Mit einem freundlich milden Lächeln wandte er sich gegen den Franzosen, und ihm die Hand zustreckend, sagte er:

„Nun, General, keine Neuigkeiten von unserem Freunde in Monterey oder da oben irgendwo im Norden?"

„Von Juarez?" lachte der General, die gebotene Hand aber nehmend, „es wird lange dauern, ehe wir von ihm wieder Etwas erfahren, denn wir haben ihn das letzte Mal gründlich auf den Trab gebracht. Ich glaube kaum, daß seine jetzige Armee viel stärker ist, als unsere Gesellschaft heute Abend."

„Unser Freund Miramon hat Geschmack," nickte der Erzbischof, „aber was ich Sie fragen wollte, ist keine Depesche von Vera-Cruz eingetroffen?"

„Von Vera-Cruz? nein, außer daß vor wenigen Tagen ein heftiger Norden dort geweht und einige unserer Schiffe gefährdet hat."

„Also vom „Kaiser" noch keine Nachricht?"

„Kein Wort; aber ich glaube, daß wir ihn jeden Tag erwarten dürfen."

Der Erzbischof neigte sein Haupt, bis sein Kinn die Brust berührte, und schritt dann zu der andern Seite des Saales hinüber, wo er Miramon selber mit General Marquez und einem der höheren Geistlichen im Gespräch bemerkte.

Marquez war einer der erbittertsten Gegner der Liberalen, aber weniger des Systems, als der gerade am Ruder befindlichen Personen. Selber nur aus einer unbemittelten und niedrigen Familie entsprossen, hatte er sich, mehr durch sein rücksichtsloses Vorgehen auf ein bestimmtes Ziel, als durch besondere Bildung oder andere Fähigkeiten, einen Namen in der mexicanischen Geschichte gemacht. Welche Mittel er dabei gebrauchte, um seinen Zweck zu erreichen, war ihm völlig gleich, und er begrüßte deshalb den Einmarsch der Franzosen, die ihm halfen, den Indianer Juarez aus dem Felde zu schlagen, mit derselben Freude und Bereitwilligkeit, wie er sich den Nordamerikanern oder irgend einem andern Volksstamme zur Unterdrückung des Landes würde angeboten haben, sobald er dadurch für sich selber Etwas zu erreichen hoffte. Vaterland?

den Begriff kannte er nicht, und in seiner eigenen Heimath war er der gefürchtetste der Bandenführer. Ja die Mexicaner hatten damals, als Forey gegen die Hauptstadt anrückte, und Marquez ihm mit seinen Schwärmen vorauseilen wollte — selber den französischen Befehlshaber gebeten, die Hauptstadt zuerst von Franzosen besetzen zu lassen. Es waren das allerdings nur Fremde, aber die Bewohner von Mexico wollten sich doch lieber diesen, als ihrem eigenen Landsmann Marquez anvertrauen.

Uebrigens gehörte er, ebenso wie Miramon, der Partei der Geistlichkeit an, war aber trotzdem bis jetzt den Franzosen eine treue Stütze gewesen und hatte sich auch bei vielen Angriffen so tollkühn der Gefahr ausgesetzt, daß er für einen der tapfersten, wie auch begabtesten Generale galt, — so weit sich eben das Wort Begabung auf diese Kriege anwenden ließ. Sein großer Vorzug bestand darin, daß er eine außerordentliche Terrainkenntniß besaß und sie richtig anzuwenden wußte. Man wollte auch in Mexico behaupten, daß er früher Arriero oder Maulthiertreiber gewesen sei, wodurch er dann allerdings jeden Paß und Weg, jeden Fluß und Uebergang genau kennen mußte. In einem Lande

wie Mexico aber war Terrainkenntniß die wichtigste und nothwendigste Eigenschaft eines Führers, und wenn dieser dann noch außerdem Muth genug besaß, um unerschrocken voranzugehen, so konnte er seines Erfolges so ziemlich sicher sein.

Mehr und mehr füllten sich die Säle, und besonders trafen noch viele Herren der hohen Geistlichkeit ein, von denen Miramon keinen übersprungen hatte. Oberst Mendez, ein anderer sehr tapferer mexicanischer Officier, der sich aber weit weniger zur geistlichen Partei hielt als Miramon und Marquez, erschien ebenfalls, wenn auch etwas später als die Uebrigen, da er erst an diesem Tag von einer Recognoscirungstour aus dem Westen zurückgekehrt war.

Mendez trug aber eben so wenig wie Lopez den mexicanischen Typus, und auf den ersten Blick hätte ihn wohl Jeder für einen etwas sehr dunkelhäutigen Franzosen, oder auch vielleicht für einen Deutschen gehalten. Mit einem ziemlich runden Gesicht, mit braunem, nicht schwarzem Haar und einem Knebel- und Schnurrbart, verrieth nur die dunklere Färbung seines Gesichtes indianische Abkunft, und er hatte außerdem etwas entschieden Soldatisches in seinem ganzen Wesen. Er mochte übrigens, wie schon vorerwähnt,

von der Priesterwirthschaft nicht viel wissen, und stand deshalb auch nur wenig in Miramon's Gunst, aber er war ein wackerer Haudegen und haßte die Liberalen aus vollem Herzen — was Wunder denn, daß er sich den Franzosen, die er bald als tapfere Soldaten kennen lernte, mit voller Seele in die Arme warf. Wie die meisten seiner Landsleute jubelte er den Fremden entgegen, weil diese ihnen halfen, Rache an ihren persönlichen Feinden zu nehmen, und dachte nicht an eine kommende Zeit und wie es werden sollte, wenn diese einmal den Lohn für ihre Dienste verlangten. — Außerdem war er auch nur Soldat — die Politik mochte die Regierung besorgen und verantworten, und so lange er nur den Feind vor sich hertreiben konnte, lag ihm das Andere wenig genug am Herzen.

Miramon, der den Erzbischof auf das ehrerbietigste begrüßt und einige Worte mit ihm gewechselt hatte, wurde jetzt durch seine Eigenschaft als Wirth in Anspruch genommen. Viele der älteren Herren besuchten diese Tertulias nur, um ihre Partie dabei zu machen, und betrachteten jeden Augenblick, der ihnen daran gekürzt wurde, als unwiederbringlich verloren. Es blieb deshalb

Sache des Wirthes, sie in dem Arrangement zu unterstützen.

Eine kleine Gruppe mexicanischer wie französischer Officiere war eben im Begriff gewesen in eins der Vorzimmer zu treten, wo auf der Credenz spirituöse Getränke, wie Cognac und Xeres, als auch Wasser und Zucker zum allseitigen Gebrauche stand, als sie den Erzbischof auf sich zuschreiten sahen, und ihre Stärkung noch verschieben mußten, denn Monseñor konnten sie doch nicht gut mit dazu einladen.

Der Erzbischof befand sich in diesem Augenblick in einer ganz eigenthümlichen und nicht gerade angenehmen Stellung in Mexico, denn selbst aus dem bisher regierenden Regentschaftsrathe, den er mit Bazaine und Minister Salas bildete, war er gewissermaßen ausgestoßen worden — er wurde wenigstens nicht mehr zu den Berathungen gezogen, und in Folge einer Malice Bazaine's gegen ihn, auch der Ehrenposten von seiner Thür entfernt. Freundlich gestimmt konnte er deshalb nicht gegen die jetzigen Verhältnisse sein und war es auch wahrlich nicht, aber der Gesellschaft zeigte er trotzdem ein glattes Angesicht.

Mit seinem Blick überflog er die Gruppe, und wohl sah er da manche „Gutgesinnte" — d. h.

der Kirche vollkommene Angehörige — aber doch noch sehr viele „Zweifelhafte", ja Manche sogar, die er zu seinen entschiedenen Gegnern zählen durfte. Doch was that das? Das Oberhaupt der Kirche war es gewohnt, schwierige und oft sogar gefährliche Curven zu wandeln, und als sein Blick Obrist Lopez unter den Uebrigen erkannte, wandte er sich mit der ihm eigenen Leutseligkeit an diesen.

„Nun, lieber Obrist — guten Abend, meine Herren — ich habe Sie ja noch gar nicht wiedergesehen, seit Sie von Ihrem letzten wilden Zug zurückgekehrt sind. — Wie geht es Ihnen?"

„Diesmal war ich nicht so weit, Monseñor," lächelte Lopez, indem er sich aber doch zur Begrüßung straff und soldatisch emporrichtete. „Seit wir das Raubgesindel hier aus der Nachbarschaft trieben, hatte ich schon wieder die Ehre, in einer Soirée des Herrn Ministers Salas mit Ihnen zusammen zu treffen."

„Ach ja — ach ja — in der That! war mir wirklich entfallen; aber Sie dürfen mir deshalb nicht zürnen, Herr Obrist. Wir leben in einer ernsten Zeit, und unsere Gedanken werden unwillkürlich und immer nur unserer augenblicklichen precären Lage zugelenkt."

Lopez war zerstreut, denn an der Schulter des vor ihm stehenden Geistlichen vorbei, erblickte er eine nicht in den Salon gehörende Gestalt, die er selber aber nur zu gut kannte. Es war anscheinend ein ganz gewöhnlicher Mexicaner aus den unteren Ständen, der sogar seine Serape nach der Landessitte so umgeschlagen trug, daß sie ihm den unteren Theil des Gesichtes verdeckte. In der Hand aber hielt er ein zusammengefaltetes Papier, und augenscheinlich suchte er irgend Jemanden im Saal.

Wie kam der Bursche hier in diese Räume, wie durch die Dienerschaft, und was wollte er? — suchte er ihn?

Der Erzbischof, dem Lopez' zerstreuter Blick nicht entging, wandte sich der Richtung zu, die dieser suchte, und war nicht minder erstaunt, den Peon*) in seiner Straßentracht, und wie er eben von der Straße kam, im Salon zu sehen. Aber dieser schien auch schon den, welchen er suchte, gefunden zu haben, und zwar General Miramon, der nicht weit vom Erzbischof an dem einen offenen Fenster stand. Auf diesen

*) Peon wird in allen südamerikanischen Republiken ein Diener genannt.

zugleitend, überreichte er ihm das Papier, das jedenfalls zu solcher Zeit, von einem solchen Boten gebracht, etwas Wichtiges enthalten mußte. Sobald er es aber übergeben, und ohne eine Antwort abzuwarten, warf er den Blick zurück, als ob er nicht gleich wisse, nach welcher Richtung er sich wenden solle. Die hatte er jedoch bald gefunden, und jetzt, dicht an Lopez vorbeigleitend, flüsterte er ihm nur das Wort zu: „der Kaiser", und eilte jetzt, durch die ihm erstaunt Raum gebenden Gäste, aus dem Saal. Allerdings wollten ihn schon an der Thür die Diener noch zur Rede stellen, aber er ließ sich mit ihnen gar nicht ein, sprang die Stufen hinab und war im nächsten Augenblick in der dunkeln Straße verschwunden.

Die Aufmerksamkeit der Gäste wurde indessen schon im nächsten Moment von einem andern Gegenstand vollkommen abgelenkt, denn Miramon, der nur einen flüchtigen Blick auf das Blatt geworfen, trat rasch in die Mitte des Salons. Etwas Außerordentliches mußte geschehen sein — man sah, er wollte sprechen, und Alles drängte sich ihm zu.

„Meine Herren!" rief der Wirth des Hauses, das Blatt emporhebend, „soeben erhalte ich die

Kunde, daß Seine Majestät der Kaiser Maximilian in Vera-Cruz gelandet ist."

„Der Kaiser! Der Kaiser!" — wie das Wort durch die Versammlung rauschte und wogte. „Also doch," flüsterte es fast unbewußt von vielen Lippen, denn trotz Allem hatten noch Viele an der Verwirklichung ihrer Hoffnungen gezweifelt, und es — wenn auch vielleicht unausgesprochen — für unmöglich gehalten, daß irgend Jemand seine Heimath, Ruhe und Sicherheit verlassen könne, um die Zügel eines so verwilderten und bis in seine untersten Schichten hinab zerrütteten Volkes in die Hand zu nehmen.

Und was nun? blieben die Franzosen noch länger in Mexico, wenn der Kaiser die Regierung antrat, oder zogen sie ab? und was wurde dann in beiden Fällen?

Eigenthümlich war es, zu beobachten, wie die Thatsache, die Allen eine totale Umwälzung ihrer ganzen bisherigen Verhältnisse vor Augen stellte, für einen Moment fast lähmend auf die eben noch so geräuschvolle Gesellschaft wirkte. Kein Wunder auch; es blieb ein Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und jeder Einzelne auch bei der ganzen Wendung der Dinge bald mehr, bald weniger betheiligt — betheiligt aber

in jedem Fall. — Und was für Hoffnungen knüpften sich an die sie erwartende neue Welt!

Sie hatten wohl schon ein Kaiserthum in Mexico gehabt: der unglückliche Iturbide lag mit zerschossener Brust unter mexicanischem Rasen — das aber war doch etwas Anderes gewesen, kein wirklicher Fürst, sondern nur ein Mann, der lange in ihrer Mitte gelebt, ein einfacher General und nachher ein Kaiser mehr dem Namen nach, und nicht viel mehr als eben ein erblicher Präsident. Er kam und ging auch so rasch, daß man kaum recht darüber zur Besinnung gelangte und nachher jagten zahllose Regierungen immer eine die andere und brachten nur Blut und Verderben über das ganze Land.

Und das sollte jetzt Alles anders werden? — eine feste Regierung bestehen, ein Kaiser eintreten, der, wenn er im Lauf der Jahre starb, ohne Revolution seinem Erben den Thron überließ, oder einen Andern für sich einsetzte? — Der Zustand war zu neu, zu unfaßbar, als daß sie sich da gleich hätten hineindenken können, und doch trat er in diesem Augenblick in's Leben.

„Seine Majestät der Kaiser ist in Vera-Cruz gelandet.“ Die Worte lauteten so kurz und

überzeugend, daß ein Zweifel daran unmöglich wurde. Außerdem hatte ja Miramon selber die Kunde erhalten, und der Bursche, der das Schreiben gebracht, war jedenfalls der Correo gewesen.

Bazaine allein schien die Ankunft des neuen Monarchen in dem nicht angenehmen Gefühl zu vergessen, daß General Miramon — ein Mexicaner, und nicht er die erste Botschaft erhalten. Aber von wem war sie ausgegangen, und wie war es möglich, daß man in Vera-Cruz versäumt haben sollte, ihm gerade zuerst das Wichtigste zu melden, was in diesem Augenblick das Land betreffen konnte.

Mit dem Erzbischof zusammen, der sich ebenfalls der Gruppe anschloß, trat er zu Miramon, um den Zettel mit eigenen Augen zu sehen, aber derselbe enthielt nur die wenigen Worte:

„Soeben läuft die Fregatte ein, die den Kaiser Maximilian an Bord hat.“ Es war nur ein Stück weißes Papier ohne Adresse, aber zusammengefaltet und rein, als ob es eben aus einem Couvert genommen wäre. Es enthielt auch keine weitere Bemerkung; nur unten noch die Zahl 28, die möglicherweise das Datum andeuten konnte — aber wie kurze Zeit hatte dann

freilich der Courier gebraucht, um hier heraufzukommen?

„Und ist Ihnen das Papier so übergeben worden, General," frug Bazaine, der es kopfschüttelnd in der Hand herumdrehte.

„Wie es da ist," sagte Miramon, „ich begreife es nicht recht — am Ende ein höchst ungeschickter Scherz, den sich Jemand mit uns erlaubt hat. Wir hätten den Boten nicht so rasch wieder fortlassen sollen."

„Kannten Sie ihn?" frug Labastida — Miramon verneinte es, Bazaine aber sagte:

„Mir kam er bekannt vor; ich habe das Gesicht jedenfalls schon gesehen."

„Ich kann mich nicht erinnern," meinte Miramon, „und begreife außerdem nicht, daß man ihn so ohne Weiteres hereingelassen."

Ein weiteres Gespräch wurde unmöglich, denn von allen Seiten drängten jetzt die Damen herzu, die sich natürlich nicht mit der einfachen Nachricht begnügen, sondern Näheres erfahren wollten. Miramon aber kannte den Zauber, mit dem er im Stande war dies unruhige, wenn auch sehr hübsche Völkchen zu bannen. Selbstverständlich hatte er ein Musikcorps engagirt, denn ohne Tanz gehen die jungen Damen an solchen Aben-

den nie nach Hause; die Musici mußten deshalb ihre Plätze einnehmen, und wie, inmitten der allgemeinen Aufregung, die nicht unmelodischen Töne der mexicanischen National-Hymne ertönten, regte sich kein Laut mehr, und eine wirklich feierliche Stimmung erfaßte Alle. War es doch auch ein feierlicher Moment: der erste Schritt zu einem neuen Leben, vielleicht zu Glück und Frieden in dem schwer geprüften Lande — aber diese Stimmung dauerte nicht lange. Wie nur die Hymne verklungen und die Musiker, nach kurzer Pause, eine muntere Habanera begannen, verschwand im Nu der ernste Ton. Das junge Volk hatte Musik gehört, und das ganze neue Kaiserreich erweckte ja für dieses Alter nur Bilder von Glanz und Lust, wie von sich aneinander reihenden Festlichkeiten. Was wußte es von dem Land selber und von dem darauf lastenden Jammer! bald schwatzte und lachte und flüsterte und kicherte es wieder untereinander in vollem Jubel, und heller blitzten und funkelten selbst nicht die Brillanten am Nacken und in den Ohren ihrer schönen Trägerinnen, als die Augen der wunderhübschen Mädchenschaar.

Und hatten die jungen Damen in Mexico nicht auch alle Ursache, mit dem neuen Stand der

Dinge zufrieden zu sein? Stellte ihnen nicht Frankreich, außer ihren gewöhnlichen und eingeborenen Anbetern und Tänzern, schon allein ein ganzes Officiercorps zur Disposition, während der neue Kaiser doch jetzt auch jedenfalls eine weitere Sammlung von jungen deutschen Officieren mit herüberbrachte? Und außerdem all' die bevorstehenden Festlichkeiten und Bälle — es war kein Wunder, daß sich eine fast übermüthige Laune ihrer bemächtigte und auf die übrige Gesellschaft ansteckend wirken mußte. Man erinnerte sich nicht, je einen vergnügteren Abend in Mexico verlebt zu haben.

Diese Heiterkeit erstreckte sich freilich nicht auf Alle, denn zu ernst trat das Leben in diesem neuen Abschnitt an Manche heran. Miramon selber hatte eine lange Unterredung mit dem Erzbischof Labastida, und selbst die älteren französischen und mexicanischen Officiere verhandelten eben so eifrig und die Gesellschaft gar nicht mehr beachtend mit Bazaine, denn wie plötzlich war das Alles gekommen!

Wohl mußten Alle auf den jetzt eingetretenen Fall schon vollkommen vorbereitet sein, und trotzdem waren doch so wenig wirkliche Vorbereitungen getroffen und noch von so Vielen die thatsächliche

Annahme und Ankunft des Kaisers bezweifelt worden, so daß Maximilian jetzt fast wie ein unerwarteter Gast in seinem eigenen Reiche erschien. Alles das mußte nun in einem Zeitraum nachgeholt werden, der kaum so viel Tage dazu gestattete, als man sonst und unter gewöhnlichen Umständen Monate gebraucht haben würde.

Miramon und Labastida besprachen freilich andere Dinge, denn der Erzbischof sah in seinem jungen, der höchsten Aristokratie des Landes angehörenden Freunde seine festeste Stütze. Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo die Wahl eines neuen Ministeriums die Richtung bezeichnen mußte, die das neue Kaiserreich zu nehmen gedachte — und konnte es eine andere als solche treffen, die ihm von den Conservativen wie der Geistlichkeit vorgezeichnet wurde? — Es schien nicht denkbar. Diese gerade hatten den Kaiser berufen und all' ihren Einfluß aufgeboten um das Volk für ihn zu stimmen, nur mit ihnen konnte er sich deshalb auch halten. Es galt deshalb nur die Schritte anzubahnen, die gleich von Anfang an gethan werden mußten, um den jungen Kaiser zu bewahren, daß er nicht in falsche Hände geriethe.

Labastida fürchtete es kaum, aber Vorsicht konnte trotzdem nicht schaden.

Unter den jungen Leuten war indessen der Kaiser bald vergessen, oder lieferte doch nur erwünschten Stoff zu lebendiger Unterhaltung. Die munteren Töne der Habanera erklangen, und das junge fröhliche Volk gab sich der Lust des Tanzes mit ganzer Seele hin.

2.

Die Landung des Kaisers.

Wenn man schon in der Hauptstadt Mexico erstaunt über die Ankunft des Kaisers war, wo man ihn seit Monaten erwartet und einen solchen Fall besprochen hatte, so überraschte Maximilian die Bewohner von Vera-Cruz noch viel mehr und auf das entschiedenste, denn gerade hier bestand fast die ganze gebildete Klasse der Bevölkerung aus fremden Kaufleuten, und hier gerade hatte man auch am allerwenigsten dem Gerücht geglaubt, daß ein österreichischer Prinz je dem Rufe eines Napoleon folgen werde. Besonders die Deutschen, von denen es sehr viele im Hafen gab, bestritten eine solche Behauptung, wenn auch noch so bestimmt von Mexicanern oder einzelnen Franzosen geäußert, auf das entschiedenste — und trotzdem war es geschehen.

Draußen auf der gewöhnlichen Rhede, gerade vor der Stadt — nicht weiter oben im Hafen bei Sacrificio, wo die französische Flotte am Sammelplatz der Kriegsschiffe lag — hatte die „Novara" ihren Anker fallen lassen. Aber selbst als die wehenden Flaggen keinen Zweifel gestatteten, und sogar Boote schon herüber- und hinüberglitten, lag es noch wie ein dumpfes Erstaunen auf der Hafenstadt, und Nichts regte sich darin. Kein Zeichen der Freude, keine Bewillkommnung des Herrschers auf dem neuen fremden Boden wurde laut.

Auf dem Quarterdeck der „Novara" indessen, die Kaiserin neben ihm, die Begleitung kurze Strecke entfernt von den beiden Monarchen, aber alle Blicke dem neuen, wunderlich aussehenden Lande zugewandt, stand Maximilian. Die linke Hand stützte er auf die Bulwarks, die das Deck umgaben, die rechte hatte er vorn in seinen Rock geschoben, und sein Auge hing still und forschend an der vor ihm liegenden flachen und eigentlich trostlosen Küste, an den braunen Häusern und eigenthümlichen Kuppeln der Hafenstadt.

Wie ein leichtes, spöttisches Lächeln legte es sich dabei über seine Züge, und als sein Blick für einen Moment nach der Kaiserin hinüber schweifte,

und er den peinlichen Ausdruck bemerkte, der auf ihrem Antlitz ruhte, sagte er leise und ironisch:

„Nicht wahr, Charlotte, die Leute sind hier ganz außer sich vor Freude, daß sie uns endlich nur im Hafen haben.“

„Sie wissen vielleicht gar nicht einmal, daß wir an Bord sind,“ erwiederte die Kaiserin, die nur mit Mühe ihre Erregung verbergen konnte.

„Und hat nicht die „Themis“ unsere Ankunft angezeigt? aber dort drüben kommt ein Boot vom Ankerplatz der Franzosen herüber — es trägt auch die französischen Farben.“

„Es ist das Admiralitätsboot, Majestät,“ sagte der Capitän der Fregatte, der eben herantrat. „Man scheint uns noch gar nicht erwartet zu haben.“

„Es scheint allerdings so,“ lächelte Maximilian. „Die Bewohner von Vera-Cruz sind wahrscheinlich nicht mit ihren Empfangsfeierlichkeiten fertig geworden, oder es ist auch vielleicht einmal wieder eine Revolution da drüben ausgebrochen — aber dann hätte man uns doch wenigstens mit Etwas — und wenn es Kanonenkugeln gewesen wären, begrüßt.“

Es wurde kein Wort weiter gesprochen, denn

Alles war auf die Neuigkeiten gespannt, die das französische Boot unfehlbar bringen mußte. — Neuigkeiten? — es waren Lebensfragen, die dabei auf dem Spiele standen, denn die unheimliche Ruhe am Ufer konnte auch allerdings einen andern Grund, als nur bloße Gleichgiltigkeit oder Vergeßlichkeit haben.

Das französische Admiralitätsboot kam indeß langseit, und der Contreadmiral Bosse sprang mit seinem Adjutanten die ausgelegte Treppe herauf. Das Erste aber, was der Kaiser von ihm hörte, war ein zorniger Ausbruch des Herrn gegen den Lootsen gerichtet, daß er die Fregatte hier geankert, und sie nicht zu der Sacrificio-Insel und zwischen die französische Flotte geführt habe.

Der Lootse entschuldigte sich durch ein Achselzucken, und der Admiral, kaum einen Gruß für das mexicanische Kaiserpaar für nöthig haltend, rief, sobald er nur das Quarterdeck betrat, in einem nichts weniger als höflichen Tone aus:

„Aber, Majestät, Sie haben Ihr Fahrzeug hier an der gefährlichsten Stelle ankern lassen, die es im ganzen Hafen giebt. Das gelbe Fieber herrscht in Vera-Cruz; die ganze Luft ist verpestet und streicht von dort gerade hier herüber.

Sie konnten sich doch denken, daß die französische Flotte den besten und sichersten Platz auswählen würde, wohin Ihnen auch die „Themis“ vorangegangen.“

„Sonst folgt die Themis gewöhnlich erst,“ sagte der Kaiser trocken, die Ungezogenheit des Admirals vollständig ignorirend, „aber das Unglück ist einmal geschehen, und Wir gedenken uns auch überhaupt nicht lange hier aufzuhalten. Sind alle Vorbereitungen zu Unserer augenblicklichen Abreise nach der Hauptstadt getroffen?“

„So viel ich weiß, ist gar Nichts geschehen,“ erwiederte der Franzose, der fest entschlossen schien, ungezogen zu bleiben, und sich darin nicht einmal durch die Gegenwart der Kaiserin stören ließ. „Mit dem Land selber habe ich allerdings, und Gott sei Dank, gar Nichts zu thun, aber wir hatten hier keine Ahnung, daß Sie so bald eintreffen würden, und so viel ich weiß, ist Bazaine noch nicht einmal damit fertig geworden, nur die Landstraße von dem Juaristischen Raubgesindel zu säubern, dem Sie möglicherweise sogar unterwegs begegnen können.“

„Die Aussichten sind sehr freundlich,“ erwiederte der Kaiser, „und Sie haben eine vortreffliche Darstellungsgabe, Admiral.“

„Ich übertreibe nicht, Majestät," rief der Seemann. „Hier unten geht sogar das Gerücht, daß sich in der tierra templada*) Banden gebildet hätten, um Sie mit Ihrer ganzen Escorte aufzuheben. Juarez wär's im Stande."

„Und was sagt Bazaine zu einem solchen Stand der Dinge?"

„Was kann er sagen?" zuckte der Admiral mit den Achseln, „er läßt die Wege wohl dann und wann von dem Gesindel rein fegen, das ist aber gerade, als ob man Wasser vom Deck kehren will, ohne Dalots zu haben, durch die es hinaus kann. Hinter ihm laufen sie wieder zusammen, und er wird nicht fertig. Bleiben Sie aber lange hier liegen, so kommen Sie gar nicht in die Gefahr. Vor vierzehn Tagen ankerte hier ein Schiff, auf dem in kaum achtundvierzig Stunden die ganze Mannschaft mit sämmtlichen Passagieren wegstarb, und Fälle, wo drei oder vier Personen an einem Tage, ja oft in einer Stunde wie die Fliegen umfallen, können Sie hier überall erfragen."

„Wir danken Ihnen für die Auskunft, Ad-

*) Tierra templada, der gemäßigte Landstrich auf der Hochebene, im Gegensatz zu der tierra caliente oder dem „heißen Lande".

miral," sagte der Kaiser ruhig und wieder mit einem leisen Spott um die Lippen, indem er sich zu seiner Gemahlin wandte und ihr den Arm bot. „Wir werden aber trotzdem hier die Ankunft der Behörden erwarten müssen, und dann erst unsere weiteren Beschlüsse fassen."

Damit ließ er den Contreadmiral stehen und stieg mit der Kaiserin in die Kajüte hinab.

Jetzt schienen sich aber doch auch die Bewohner von Vera-Cruz ermannt zu haben und vielleicht zu fühlen, daß man eine Unschicklichkeit dem Kaiser gegenüber begehe. Die beiden Minister Salas und Almonte waren ebenfalls herbeigeschafft; ihnen schlossen sich die Spitzen der Behörden von Vera-Cruz an, um die Majestäten zu begrüßen. Die Schiffe im Hafen flaggten, ebenso die ganze französische Flotte, und als der Abend einbrach, donnerten — freilich etwas spät — die Salutschüsse vom Fort Ulloa. Die Kuppeln des gegenüberliegenden Vera-Cruz glühten in bengalischem Feuer, und aus der Stadt wie von den Kriegsschiffen aus, stiegen zischend und strahlenwerfend die Raketen hoch in die Luft hinauf.

Das Kaiserreich hatte begonnen. Der Mon-

arch war mit dem Land, wenn er auch noch keinen Fuß darauf gesetzt, in Verbindung getreten, und was auch jetzt geschah, ein Rücktritt war nicht mehr möglich.

Am nächsten Morgen, nach einer ziemlich unruhig verlebten Nacht, und nachdem erst Messe an Bord gelesen und ein flüchtiges Frühstück eingenommen worden, bestiegen die Majestäten mit ihrer Begleitung die Boote und ruderten jetzt dem festen Land entgegen — aber es blieb das dort trotzdem ein kalter, fast unheimlicher Empfang. Allerdings hatte man in der Eile einige Triumphbögen errichtet, Böller wurden gelöst und aus einzelnen Fenstern auch Tücher geschwenkt und Blumen geworfen, doch war es augenscheinlich, daß die Bewohner der Hafenstadt noch selber gar nicht wußten, wie sie sich eigentlich zu benehmen hatten, oder was sie thun oder lassen sollten.

Gerade sie hier, mit der Welt in steter Verbindung, und genau davon unterrichtet, was diese über den Zug des Erzherzogs dachte und welches Schicksal sie ihm prophezeite, wurden durch das Plötzliche seines Erscheinens nicht allein überrascht, sondern auch wirklich in Verlegenheit gebracht. Sie kannten den neuen

Kaiser ja noch gar nicht, ob er es wirklich gut mit dem Lande meine, oder ob ihn nur die Lust zu Abenteuern hier in das ferne Reich getrieben: ein Versuch, eine Krone zu gewinnen, der er, wenn sich Alles ungünstig gestaltete, auch eben so leicht wieder entsagen konnte. Sie aber bleiben dann mit ihrem Vermögen und Eigenthum festgebannt im Reich, und wenn die Regierung bald einmal wieder wechselte und sie sich jetzt zu großartigen Demonstrationen verleiten ließen, so durften sie sich auch darauf verlassen, daß sie später dafür büßen mußten. Und außerdem — war nicht Oesterreich selber ein streng ultramontaner Staat, mit einem damals noch durch Nichts gebrochenen Concordat, das der Regierung, einer übermüthigen Hierarchie gegenüber, Hände und Füße zusammengeschnürt hielt? Und was wußte man mehr von dem Bruder des österreichischen Kaisers, als daß er ein intelligenter und braver, ja wie das Gerücht ging, auch ziemlich freisinniger Mann sei — aber blieb er das auch, sobald er eine Krone trug? — Wie oft haben wir in Europa schon die Erfahrung gemacht, daß man — mit der Regierung eines Fürsten nicht zufrieden — die größten Hoffnungen auf den Kronprinzen oder Erbfolger setzte, bis dieser

dann die Regierung an- und nach einer kleinen Weile genau in die Fußtapfen seines Vorgängers eintrat.

Hätten sie gewußt, welches warme, treue Herz Maximilian dem Lande entgegenbrachte, — auf ihren Händen würden sie ihn in die Stadt getragen haben.

Außerdem konnte aber der neue Kaiser auch zu keiner ungünstigeren Zeit in Vera-Cruz eintreffen, als gerade jetzt, wo das gelbe Fieber wirklich mit außergewöhnlicher Schärfe sein Reich begonnen. Wer überhaupt die Stadt verlassen konnte, entzog sich dem grimmen Feind durch die Flucht, und das eigentliche Volk, das zurückgeblieben? Lieber Gott, das war, wie schon gesagt, daran gewöhnt seine Herrscher zu wechseln. Es sah in dem Erscheinen eines neuen nicht das geringste Außergewöhnliche und mochte sich am allerwenigsten dafür begeistern. Wer wußte denn überhaupt wie lange er blieb, und das Resultat durften sie deshalb ruhig abwarten.

Der Empfang war trotzdem im Ganzen nicht unfreundlich, und man hätte ihn unter anderen Umständen sogar einen herzlichen nennen können, aber er wirkte dennoch erkältend auf das Herrscherpaar. Wie Maximilian sich nach dem Lande

gesehnt, von dem er glaubte, daß es ihn fast einstimmig zum Kaiser ausgerufen, so schien er auch gehofft zu haben, daß er von dem mexicanischen Volke empfangen würde, und darin fand er sich denn allerdings getäuscht. Es war sein erstes Betreten des neuen Reiches: die Schwelle, auf der er stand, um seine künftige Heimath zu überschauen; und wenn auch die Begrüßung von Einzelnen stattfand, in seinem Herzen mochte er mehr erwartet haben.

Mit solchen Empfindungen, und durch den Gesundheitszustand der Stadt, der natürlich noch viel übertrieben wurde, ebenfalls beunruhigt, ja geängstigt, war es kein Wunder, daß das Kaiserpaar Vera-Cruz nur als flüchtige Station betrachtete und rasch hindurchfuhr, um den Bahnhof zu erreichen. Dort bestiegen der Kaiser und die Kaiserin einen besondern Salonwagen, von den europäischen dadurch unterschieden, daß der vordere Theil desselben vollkommen offen war, während der Rücktheil, mit hellgrauem Tuch beschlagen, durch Glasfenster geschlossen werden konnte. Die Begleitung nahm die gewöhnlichen, mit Rohrsitzen versehenen Salonwagen ein, und fort ging der Zug, die kurze Strecke Eisenbahn durch die tierra caliente benutzend, die von den

Franzosen angelegt worden, um ihre Truppen so rasch als möglich durch das „heiße Land" zu bringen.

Eine andere, wenn auch nur geringe Enttäuschung beachteten sie kaum, denn der Kaiser sowohl als die Kaiserin hatten erwartet, den für sie bestimmten hiesigen Hofstaat schon in Vera-Cruz vorzufinden. Aber das gelbe Fieber langte vor ihnen an und scheuchte mit seiner drohenden Todtenhand den Schmuck und Glanz des Hofes zurück auf seiner Bahn. Die Cavaliere und Damen des Hofes hatten es vorgezogen, die Majestäten in Mexico selber zu erwarten.

Der Zug brauste durch den weiten Wald; in dem Wagen saß der Kaiser mit der Kaiserin, und draußen schien die Sonne Mexicos auf das wilde, weite, aber von üppiger Vegetation strotzende Land, auf Palmenwipfel und blühende Lianen nieder, zwischen denen freilich die faulen Wasser der Vera-Cruz umgebenden Sümpfe liegen. Kein Wort wurde aber auf der ganzen Fahrt bis Soledad zwischen Beiden gewechselt, denn wie ein drückendes Gewicht lag es auf Beider Seele: dieser trübe, erste Empfang im neuen Reich, diese Flucht fast aus der kaum erreichten Hafenstadt.

Und wenn sie so ihre Hauptstadt betreten mußten? — kalt und herzlos von dem Volk empfangen, dem der junge Fürst sein ganzes Leben geopfert und in seiner Stellung daheim, moralisch ebenso wie Cortez, die Schiffe hinter sich verbrannt hatte? — War denn das Alles Täuschung, Lug und Trug gewesen, was man ihm daheim von der Stimmung dieses Landes gesagt? Galt er dem Volke hier, das ihn ja doch aus „freier Wahl“ zu seinem Kaiser erhoben, nur als ein aufgezwungener Gast, den man wohl unter ein paar Triumphbogen durchziehen ließ, aber dann auch glaubte, sich bis auf Weiteres mit ihm abgefunden zu haben?

Wie schön und sonnig lag die Scenerie um sie her — den Sumpf hatten sie verlassen, und kleine, von Indianern bewohnte Hütten wurden zwischen dem Grün der Bäume sichtbar. Die Menschen darin sprangen auch in die Thür, aber nur in stumpfer Neugierde starrten sie dem vorüberbrausenden Zug nach, in dem ihre neuen Herrscher saßen.

Und was Alles zog in dieser kurzen Stunde gezwungener Unthätigkeit durch die Seele des Kaisers? Der erste ungeschliffene Empfang des französischen Admirals, das unangenehme Ge=

fühl der, vielleicht nothwendigen, aber nur zu deutlich ausgesprochenen und überall zur Schau getragenen französischen Oberherrschaft. Die Zurückhaltung der Mexicaner, dabei mit dem Eindruck, den hier das noch wilde, fast unbenutzte sumpfige Land auf ihn machen mußte. — War er wirklich ein Opfer französischer Diplomatie geworden? ein Vorschiebsel, um Napoleon den Dritten aus einer ihm über den Kopf gewachsenen Verlegenheit zu ziehen? — Aber des Kaisers Lippen preßten sich fest zusammen. Wollten sie ihn wirklich hier nur zu einem Werkzeug machen, um das schöne Reich in Zwang und unter französischem Befehl zu halten, so hatten sie sich jedenfalls in der Person geirrt. Das Volk mußte ihn allerdings erst kennen lernen, ihn und die Absichten, die er mit dem Lande hatte, und die nur aus reiner, edler Seele entsprungen. Stand es ihm dann aber so treu zur Seite, wie er entschlossen war bei ihm und mit ihm auszuhalten, so war, es ein Leichtes, französische Hintergedanken zu kreuzen und den Thron fest gegen jede äußere Macht zu stellen.

Eine Wolke zog über die Sonne; düster lag der wilde, dicht verwachsene Wald an beiden Seiten, und häßliche Geier, die neben der Bahn

an einem gefallenen Stück Vieh ihr ekles Mahl gehalten, strichen mit lautem Flügelschlag erschreckt zur Seite.

In dem Augenblick gellte der grelle Pfiff der Locomotive durch den Wald; sie näherten sich einer zum Halteplatz bestimmten Station, und wie der Zug einbremste und die Sonne wieder voll und fröhlich aus den flüchtigen Schleiern heraustrat, da grüßten die Klänge fröhlicher Musik das Ohr des Kaisers. Eine Menge geputzter Menschen war dort versammelt, eine kleine, mit Blumen und Kränzen geschmückte Halle zeigte sich dem Blick, und lauter Jubel drang daraus dem Herrscherpaar entgegen.

Unwillkürlich suchte Maximilian's Auge das der Gattin, das er bis jetzt in seinem düstern Brüten gemieden; eine Thräne glänzte darin. War sie erst jetzt durch diesen ersten Lichtblick ihres neuen Lebens hervorgepreßt, oder hing sie noch an den Wimpern der hohen Frau, als Zeuge ähnlicher Ahnungen, wie sie auch kurz vorher des Gatten Herz bewegt? Es blieb ihm keine Zeit, auch nur eine Frage an sie zu richten, denn das Volk drängte herbei; Indianer mit Blumen und Früchten, Weiße und Mischlinge in ihrer Sonntagstracht, und da war nichts Gemachtes,

keine auf Befehl in Scene gesetzte Demonstration. So einfach die Begrüßung war, so sicher kam sie von Herzen, und besonders die Indianer dort schaarten sich um den Kaiser, während ein nur halblaut und fast wie scheu ausgesprochenes Wort flüsternd durch ihre Reihen lief.

Von da an schien der Bann gebrochen, der auf Maximilian's Eintritt in sein fremdes Reich gelegen. Der erste Bote, der seine Ankunft in Mexicos Hauptstadt gemeldet, hatte die Kunde auch durch das Land getragen. Friede sollte von jetzt an herrschen. Der neue Kaiser kam, den eine alte indianische Sage schon seit Jahrhunderten verkündet, und von allen Seiten strömte das Volk herbei, um ihn zu begrüßen.

Und Mexico, die Hauptstadt, durfte darin nicht zurückbleiben.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft des Kaiserpaares in der großen Stadt verbreitet und gerade hier auch ungetheilten Jubel hervorgerufen. Man war der französischen Herrschaft schon recht von Herzen müde geworden und sehnte sich nach einem andern Regiment, das — wenn es nur die Hälfte von dem hielt was es versprach — Segen und Ruhe über das arme, fast zu Tod gehetzte Land aus=

schütten mußte. — Sagte denn nicht dieser neue Kaiser in seiner von Vera-Cruz aus datirten Proclamation, die ein zweiter Courier heraufgebracht:

„So schwer es mir auch wurde, meinem Geburtsland zu entsagen, so habe ich es doch in der Ueberzeugung gethan, daß mich der Allmächtige, durch Eure Vermittlung, zu der edlen Mission ausersehen hat, meine ganze Energie und mein ganzes Herz einem Volke zu weihen, das, von unheilvollen Kämpfen ermüdet, aufrichtig den Frieden wünscht. Die Segnungen des Himmels und mit ihnen der Fortschritt werden uns sicherlich nicht fehlen, wenn sich alle Parteien von einer starken und redlichen Regierung leiten lassen und sich einigen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und wenn wir stets fortfahren, von religiösen Gefühlen beseelt zu sein, diesem Kennzeichen unseres schönen Vaterlandes selbst in den schwierigsten Epochen. Was mich betrifft, so biete ich Euch einen aufrichtigen Willen, Redlichkeit und die feste Absicht an, Eure Gesetze zu achten und sie mit unerschütterlicher Autorität zur Achtung zu bringen. Einigen wir uns, um das gemeinsame Ziel zu erreichen; vergessen wir eine düstere Vergangenheit; begraben wir den

Parteihaß, und die Morgenröthe des Friedens wird sich leuchtend über dem neuen Kaiserreich erheben."

So etwa lautete der kurze Inhalt des Schriftstückes, das rasch in Tausenden von Exemplaren in der Staatsdruckerei hergestellt und unter das Volk verbreitet wurde, und natürlich, seinem Inhalte nach, Jubel in allen Kreisen erregte. — Sah doch jede Partei darin eine Erfüllung dessen, was sie selbst erstrebte.

Es waren aber auch einfach-ehrliche Worte, die der neue Herrscher zu ihnen sprach, und man glaubte ihnen so gern, da sie doch für die nächste Zeit wenigstens bessere und geregelte Zustände verkündeten.

Am 12. Juni endlich wurde die Ankunft des Kaiserpaares, das sich unterwegs und zwar in Orizaba und Puebla länger aufgehalten, in der Hauptstadt Mexico angekündigt, und alle Straßen fast prangten im Festschmuck, schwärmten von jubelnden Massen, und schienen ihr schönstes Festkleid angelegt zu haben.

Nur im kaiserlichen Palais selber gab es noch unglückliche Menschen, die bis an die Schultern in Seifenwasser und Schaum staken, gab es noch Tischler und Tapezierer, noch

Schlosser, Zimmerleute und Maurer, denn man war ja, nach echt mexicanischer Art und Weise, gar nicht an die selbst nöthigsten Arbeiten gegangen, bis den Leuten das Feuer auf den Nägeln brannte — dann aber auch natürlich nicht fertig geworden. Wie ein Blitzstrahl schlug daher die Nachricht: „der Kaiser kommt!" bei allen den mit irgend einer Arbeit Betrauten ein, und richtete eine fabelhafte Verwirrung an.

Aber das kümmerte die geputzte Schaar im sonnigen Licht da draußen wahrlich nicht, und größeren Glanz hatte Mexico noch nicht wieder seit der spanischen Zeit gesehen. Die ganze haute volée war nämlich heute ausgezogen, um das Herrscherpaar noch vor der Stadt zu begrüßen, jede Equipage außerdem in Anspruch genommen und mit dem Schönsten gefüllt, was die daran so reiche Stadt an schönen Frauen bietet. In aller Pracht mexicanischer Reitercostüme, Sattel und Zaum wie die Reiter selber mit schweren Silber- und Goldstickereien bedeckt, drängte sich dabei Roß an Roß auf der breiten Straße, und wie das von edlen Metallen und Juwelen funkelte und blitzte, so funkelten und blitzten die Augen der schönen Frauen in Lust und gespannter Erwartung. Standen sie doch

an der Schwelle einer neuen Aera, die sich ihre lebendige Phantasie schon mit bunten Bildern bevölkerte, und Glanz hineinflocht, Licht und Sonnenschein.

Die Equipagen von Mexico lassen allerdings sehr viel zu wünschen übrig, wer aber sah heute auf die Geschirre, wo sie in ihrem Innern solche Pracht entfalteten — und nur die herrlichen Pferde wurden zur Schau geritten, denn gerade im Sattel zeigt sich der Mexicaner in seiner kleidsamen und etwas phantastischen Tracht zum größten Vortheil.

Nicht weit von Pennon, wo die Herrschaften erwartet wurden, neben einem verhältnißmäßig sehr eleganten Wagen, in welchem eine ältere, eine junge Dame und zwei allerliebste kleine Mädchen saßen, die zwischen sich wohl ein paar Dutzend Bouquets der herrlichsten Blumen liegen hatten, hielten mehrere Reiter in ihrer Galatracht. Sie trugen die großen breitrandigen, schwer gestickten Filzhüte, — die schon manchen deutschen Hutmacher in Mexico zum reichen Mann gemacht — die mit zahlreichen silbernen Knöpfen und anderer Stickerei versehenen Cherivalles oder Reitgamaschen, große, schwere silberne Sporen und Zaumzeug und Sattel von Silber

strotzend, während besonders an letzterem der Sattelknopf, wie ein kleiner, etwas schräg stehender Teller, von dem edlen Metall vollkommen überzogen wurde.

Unter ihnen hielten sich ein älterer und ein jüngerer Herr dicht zu beiden Seiten des Wagens. Der ältere Herr war der Gatte und Vater der weiblichen Insassen des Wagens, Señor Don Bautista Roneiro, während der Jüngere, der kaum mehr als zweiundzwanzig Jahre zählen mochte, durch die zärtliche Ehrfurcht, mit welcher er Doña Inez, die Tochter des alten Herrn, behandelte und fast nur an ihren Augen hing, ziemlich deutlich verrieth, daß er ebenfalls gern ein Verwandter des Hauses gewesen wäre. Doña Inez behandelte ihn aber — so weit man es hier wenigstens beobachten konnte — ziemlich kalt; ihr Blick begegnete dem seinen nur äußerst selten, und dann selbst flüchtig und nur für einen Moment. Desto aufmerksamer musterte sie aber dafür die Toiletten der Damen, und wechselte dann und wann mit ihrer Mutter, ohne dem Galan weitere Aufmerksamkeit zu schenken, ein paar lächelnde Worte — und doch in dem Lächeln, welche scharfe Kritik über irgend einen auffallenden Schmuck oder sonstigen Gegenstand der Toilette!

Neben Señor Roneiro hielt ein alter Freund desselben, Bastiani, ein ältlicher Herr mit eisgrauem Schnurrbart und ebensolchen Augenbrauen. Er war auch früher Soldat und natürlich General gewesen, hatte sich aber nach dem amerikanischen Krieg zurückgezogen und lebte jetzt großentheils auf seiner Hacienda, unfern von Cuernavaca.

Señor Roneiro besaß ein sehr schönes und prachtvoll eingerichtetes Haus in der Hauptstadt selber, und Don Silvestre, der junge Herr, der nach Roneiro's Töchterlein schmachtete, war ein Nachbar desselben, der Sohn eines früheren Ministers, Almeja mit Namen, dessen Familie ebenfalls zu den angesehensten der Stadt zählte. Die Equipagen beider Familien fuhren auch zusammen aus Mexico ab, wurden aber in dem ungeheuern Gedränge von Wagen und Reitern getrennt, und mußten deshalb an verschiedenen und von einander entfernten Stellen Position nehmen.

Und das Kaiserpaar kam noch immer nicht. Wie unruhig die Damen schon wurden, und wie besorgt sie ihre reichen Blumenvorräthe musterten, denn wenn sie erst in der heißen Sonne welkten, konnte man sie den „Herr-

schaften" doch nicht zuwerfen. Außerdem war es aber auch kein besonderes Vergnügen, dort in Hitze und Staub zu halten, wenn auch das Gedränge selber Abwechslung und Unterhaltung genug bot.

Die ganze Cavalcade hatte sich wieder langsam in Bewegung gesetzt, und zwar schon der Thiere wegen, die nicht gern so lange ruhig stehen wollten, aber nach kurzer Fahrt stockte der Zug wieder, und nur einige Reiter waren ab- und vorausgeschickt worden, um zu erkunden, ob man noch nichts von den Erwarteten entdecken könne.

Der alte Bastiani hielt wieder dicht neben Roneiro's Wagen, und den Gedanken, die ihm indessen wohl die ganze Zeit im Kopf herumgegangen, endlich Worte gebend, sagte er zu dem Schwager gewandt:

„Wundern soll's mich doch, welchen Umschwung die Dinge hier nehmen werden, wenn der neue Kaiser alles das hält, was er in seiner Proclamation verspricht — und er verspricht eben Alles."

„Und eben deshalb kann er's nicht halten," sagte Roneiro trocken. „Haben Sie den Theil gelesen, der von dem „religiösen Gefühl" handelt, Bastiani?"

„Gewiß — die übliche Redensart, die er schon einer gewissen Menschenklasse wegen nicht weglassen durfte, wenn er sie nicht gleich von vornherein vor den Kopf stoßen wollte."

„Das ist mehr als das," sagte Roneiro, den Kopf schüttelnd, „und es sollte mich sehr wundern, wenn er sich nicht den Klerikalen inniger als irgend einer der übrigen Parteien zuneigte — ist auch von einem österreichischen Prinzen gar nicht anders zu erwarten. Die „Schwarzen" verlangen aber eine Unmöglichkeit: „Herausgabe der confiscirten Kirchengüter", und folgte er ihnen darin, so stieße er nicht allein den ganzen Besitz des Landes um, sondern brächte sich in die schwierigste Lage mit fremden Ansässigen und fremden Regierungen. Die meisten der „liegenden Gründe", die früher der Geistlichkeit gehörten, sind ja doch nun einmal in fremden Händen und wieder und wieder verkauft, so daß es eine Heidenconfusion gäbe, wenn man die Sache auf einmal wollte ungeschehen machen."

„Sie haben ja selber das Kloster San Sebastian gekauft," lächelte Bastiani.

„Allerdings," nickte Roneiro, aber mit etwas unterdrückter Stimme, indem er einen, wie scheuen Blick nach dem Wagen und seiner Frau hinüber=

warf, „es bot mir die größten Vortheile. Aerger mußte ich aber genug dafür hinunterschlucken.“

„Ihre Frau war nicht damit einverstanden?“

„Außer sich darüber, amigo. Die verwünschten Pfaffen haben ihr die Hölle heiß gemacht und bohren und drängen selbst jetzt noch in einem fort. Macht der Kaiser dann noch einen unüberlegten Streich und läßt sich von der Geistlichkeit beschwatzen, so ist der Teufel vollständig los, denn er hat dann alle Pfaffen und Weiber auf seiner Seite.“

„In der letzten Zeit habe ich übrigens gar Nichts davon gehört, daß eins der noch leer stehenden Klöster verkauft wäre, und doch traten die Franzosen dem nirgends in den Weg,“ sagte Bastiani.

„Nein, das in der That nicht,“ meinte Roneiro, „wer aber soll unter den jetzigen Umständen, wo man gar nicht weiß, ob ein solcher Handel noch rechtskräftig gemacht wird, sein gutes Geld in die Schanze schlagen? Erst müssen wir abwarten, wie sich Maximilian der Geistlichkeit gegenüber stellt. Ich bin übrigens froh, daß ich nicht den Wirrwarr durchzumachen habe, der den neuen Kaiser erwartet. Viel Ruhe wird er nicht bekommen.“

Bastiani nickte leise vor sich hin mit dem Kopf. „Wenn er das Decret,“ sagte er, „das die Güter der „todten Hand“ ihren jetzigen Besitzern läßt, nicht annullirt, so ist die schönste Revolution gleich wieder fertig, denn die Geistlichen geben in dem Fall keine Ruhe.“

„Und wenn er es annullirt, so treibt er die Hälfte seiner Anhänger in's Lager der Liberalen,“ erwiederte Roneiro; „ich möchte wahrhaftig nicht an seiner Stelle sein.“

„Und doch giebt es Manche die es möchten,“ sagte Bastiani, „und — vielleicht auch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben.“

„Möglich schon,“ nickte Roneiro, „aber wen meinen Sie?“

„Es ist besser, keine Namen zu nennen,“ sagte der vorsichtige Mexicaner, „wir wollen's abwarten. Uebrigens möchte ich den einzelnen Menschen sehen, dem es unter den gegenwärtigen Umständen gelingen sollte, Ruhe in diesem Land zu halten und den Frieden herzustellen.“

„Und was würde ihn daran verhindern?“

„Nur vier Unmöglichkeiten,“ sagte Bastiani. „Erstlich und vor allen anderen die Kirchenfrage, die allein schon genügt; dann unsere äußere Schuld, dann der Haß der Parteien mit offener

Revolution im ganzen Land, und zuletzt, aber nicht als Geringstes, das französische Heer, das ihm hier auf dem Halse sitzt und das wieder los zu werden, ihm Mühe genug kosten wird. Und dabei warten die Parteien nur darauf, zu sehen, welche er begünstigt, um dann ebenfalls über ihn herzufallen."

„Sie entwerfen ein freundliches Bild von unseren Zuständen," lachte Roneiro, „und ich fürchte fast, Sie haben in vielen Dingen Recht, aber que importe — wir können Nichts in der Sache thun, als sie eben abwarten, und das hat Maximilian doch wenigstens für sich, daß ihn das Volk in seiner ungeheuern Mehrzahl zum Kaiser selbst verlangte —"

„Aber bester Roneiro," sagte der alte Herr, „Sie reden von einer Abstimmung in Mexico. Wissen Sie nicht was eine solche zu bedeuten hat?"

„Nun, den Willen des Volkes," rief Roneiro eifrig aus, „und wenn Sie heute noch einmal den Versuch machten, bin ich fest überzeugt, daß er Tausende von Stimmen mehr bekommen würde."

„Gewiß würde er das," lachte Bastiani, „und weshalb nicht? Wollte er in diesem Augenblick über das Kaiserreich abstimmen lassen, so

glaube ich nicht, daß es zehn Menschen in der ganzen Stadt und wenig mehr im benachbarten Land gäbe, die ihm ihre Stimme vorenthielten, aber was will das sagen? Lassen Sie Juarez aus seinen Bergen vorbrechen, die Franzosen einmal schlagen und nachher über ihn abstimmen, so haben Sie das nämliche Resultat für den Indianer. Daß Maximilian eine Abstimmung in Mexico nur verlangte, beweist, daß er das Land nicht kennt, wenn nicht überhaupt die Annahme der Krone schon den vollgiltigsten Beleg dafür böte."

„Sie kommen! sie kommen!" tönte der laute Ruf durch die Reihen, und natürlich war dadurch jedes weitere Gespräch abgebrochen, ja jeder andere Gedanke gebannt. Die Equipagen fuhren rechts und links zur Seite, die Reiter, von denen nur ein Theil als Escorte voraussprengte, trennten sich ebenfalls, und jetzt kam der Zug, von dem mehr und mehr anschwellenden Willkommensrufe begrüßt, heran. Zu einem wahren Enthusiasmus aber steigerte sich derselbe, als man das junge, schöne Paar im Wagen erst erkannte.

Das war in der That ein Fürst, wie sie ihn sich gedacht; das war eine Kaiserin, die an seiner

Seite saß, edel und schön und doch dabei stolz und königlich. Der Jubel schwoll auch zu einem wahren Freudenrausch an, als das hohe Paar langsam zwischen den Wagen und Reitern, die sich dem Zug dann anschlossen, hindurchfuhr. Die Damen warfen ihre Blumen in den Wagen und schwenkten die Tücher, die Herren hoben ihre Hüte, und die donnernden Vivats pflanzten sich fort auf der Straße bis in die künftige Residenz hinein.

Maximilian schaute hinaus auf sein neues Volk und auf dessen lauten und jetzt unzweifelhaft aus dem Herzen kommenden Jubel, und zwei helle Thränen glänzten in seinen Augen. Er war so ergriffen, daß er sich Mühe geben mußte, seine Ruhe zu bewahren. Desto unbefangener und fester zeigte sich aber die Kaiserin. Sie dankte auch mit huldvollem Lächeln nach allen Seiten hin, aber auf ihren schönen, doch etwas kalten Zügen lag deutlich die Freude und Genugthuung über diesen Empfang. Sie war sich des Augenblicks vollkommen bewußt und genoß ihn, während Maximilian selber, in der Erfüllung eines lang vorgeschwebten Zieles, alle Kraft anwenden mußte, um Fassung zu zeigen und dem Publikum nicht zu verrathen, welches tief em=

pfundene Glück sein Herz in diesem Augenblick bewege.

Und der Zug wuchs. Als sie sich den Thoren der Stadt näherten, ritt an der rechten Seite des Kaisers General Bazaine, der den Monarchen ehrfurchtsvoll begrüßt hatte. Mit ihm umgaben Graf Bombelles, der Commandant der Garde, die Adjutanten und viele andere Officiere die Equipage des Herrscherpaares. Voraus bildete sich dabei der Zug der Ayuntamientos und höheren Beamten, und nach folgte das Volk, mit zahllosen Indianern dazwischen, während Mexico selber im Festschmuck prangte.

Eine Masse von Triumphbogen waren errichtet, die Straßen, durch welche der Zug ging, sämmtlich mit Guirlanden, Fahnen und Draperien, die letzteren meist in den mexicanischen Farben, geschmückt; die Balcone, in der ersten wie zweiten Etage der Häuser, mit geputzten Damen und Kindern gefüllt, welche dann Blumen und seidene, mit Gedichten bedruckte Bänder über die vorbeifahrenden Majestäten ausschütteten.

Viele kleine Privataufzüge wurden dabei improvisirt, wie sie auch noch nie beim Einzug irgend eines der übrigen Präsidenten gefehlt hatten, und das geschieht fast stets mit Hilfe

von kleinen, hübschen und phantastisch angezogenen Kindern, die entweder von mexicanischen Flaggen umgeben, in künstlichen Muscheln getragen oder auch von Maulthieren gezogen werden. Die Figur oder auch Gruppe stattet man dabei stets allegorisch aus, worin die Mexicaner eine große Fertigkeit zeigen, so daß sie sinnbildlich das Land selber, bald die Freiheit, bald den Sieg, die Gerechtigkeit oder irgend etwas, womit man gerade dem Gefeierten schmeicheln will, vorstellen.

Alle diese kleinen Aufzüge suchten dem Kaiserpaar zu nahen und ihm ebenfalls Blumen und Gedichte in den Wagen zu werfen. Selbst die Bildnisse des Kaisers wie der Kaiserin fehlten nicht; Raketen aber wie anderes Feuerwerk, stieg am hellen, sonnigen Tag in die Luft empor, wie das bei allen Feierlichkeiten die wunderliche Sitte in ganz Südamerika ist.

Auch an Miramon's Haus ging der Zug vorüber. Miramon selber stand mit seiner jungen, schönen Frau und den Kindern auf dem mittleren Balcon, und die Kinder streuten ebenfalls Blumen hinab. — Auch Señora Miramon hielt einen lockern Strauß prachtvoller Rosen in der Hand und schaute, den rechten Arm auf die Balcon-

lehne gestützt, sinnend auf den gerade langsam vorbeifahrenden Wagen nieder. Miramon sagte lächelnd:

„Das mexicanische Volk bleibt sich doch immer gleich. Bei meinem Einzug fehlten eben so wenig diese Allegorien, wie die Blumen und Gedichte, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn viele dieser bunten Bänder die Reise aus Fenster oder Balcon in die Straße bei den verschiedensten Gelegenheiten schon vorher gemacht. Siehst Du, wie sie da einige Leute sorgsam aufheben?"

„Und wenn Du wieder einzögst," sagte die junge Frau, indem ihr Blick unten von dem lebendigen Bild abschweifte und am Leeren haftete, „so würde Dir das Volk ebenso entgegenjubeln."

„Gewiß, gewiß," nickte der General. „Volk bleibt Volk, und der Erfolg der alleinige Maßstab für dasselbe. Wohin Du siehst in der Welt, findest Du das Nämliche. Aber Du hast ja Deine Blumen nicht geworfen, Schatz."

„In der That, nein," sagte die Señora, „ich habe wahrlich gar nicht daran gedacht, aber die Herrschaften werden nicht böse darüber sein. Sie sind ja jetzt schon von Blumen fast bedeckt und

können das Gewicht kaum tragen. — Wie das so wunderbar wechselt auf der Welt," setzte sie dann nach einer kurzen Pause sinnend hinzu: „Du, der frühere Präsident der Republik, stehst jetzt hier oben auf dem Balcon und siehst dem Einzug eines Kaisers zu."

„Und ich darf dafür nicht einmal undankbar gegen mein Vaterland sein," lächelte der junge Mann, „denn Iturbide und Guerrero waren nicht so glücklich, das von sich sagen zu können."

„Und nennst Du das ein Glück?" sagte die junge, schöne Frau, die Oberlippe dabei leicht emporwerfend.

„Daß ich noch am Leben bin? gewiß," lachte Miramon, „aber paciencia amiga, paciencia! Du kennst doch den Wahlspruch unseres Landes. Maximilian zieht zu einer bösen Zeit in Mexico ein, böse in sofern, wenn er glaubt, daß er seine Herrscherwürde ruhig in den Schooß geworfen bekommt. Er wird Arbeit und Aerger, wenn nicht Schlimmeres, gerade genug finden. Ich wäre auch der Letzte, ihm das Alles, nur des Namens wegen, zu mißgönnen. Schafft er sich wirklich Ruhe, was ich noch sehr stark bezweifle, so verdient er sie sich auch im vollen Maße, und ich irre mich vielleicht kaum, wenn ich denke,

daß er doch trotz alledem nur eben wieder für einen Andern arbeitet."

„Für welchen Andern, Miguel?" frug rasch die Frau.

„Quien sabe, Schatz," sagte achselzuckend Miramon, „jedenfalls erleben wir es noch, denn so lange dauert eine Unwandlung in unserem etwas veränderlichen Reiche nicht."

„Und wenn sich das Volk nun doch ihm fügen sollte? Es hat die ewigen Revolutionen satt."

„Das Volk, liebes Herz, hat mit der Sache gar Nichts zu thun," sagte Miramon kopfschüttelnd, „und wird zu allerletzt deshalb befragt. Außerdem ist es ein Fremder, und Du weißt, wie rasch die Creolen geneigt sind, gegen den Partei zu nehmen — wenn es nämlich einmal nöthig werden sollte. Doch das Alles liegt noch in weiter Ferne, und weshalb sollten wir uns damit jetzt schon den schönen Tag trüben. — Sieh, der Zug nähert sich der Kathedrale, und ich glaube es wird Zeit, daß wir an unsere Toilette denken; wir kommen sonst wirklich zu spät zum Empfang."

Die Señora warf noch einen Blick die Straße hinab, dann sagte sie leise: „So habe ich Mexico noch nie gesehen. Auch nicht ein Haus steht

unbetheiligt an der Festlichkeit, und Kränze und Guirlanden winden sich von einem zum andern."

„Weil es heute gerade gar keine Parteien in Mexico giebt, als eben nur die kaiserliche, und deshalb wäre es directer Wahnsinn, einzeln dagegen aufzutreten; man setzte sich der Gefahr aus, gesteinigt zu werden. Laß aber Maximilian nur in sechs Monaten noch einmal versuchen, ein solches „Familienfest" zu arrangiren, und ich fürchte fast, daß es schon bedeutend dürftiger ausfiele, als an diesem Tag."

„So kurze Zeit prophezeist Du dem Kaiserreich und hast Dich ihm doch selber zur Verfügung gestellt."

„Weil ich nicht gern Unmögliches versuchen und gegen den Strom schwimmen mag, wenn ich einen Kanal finde, der mich in ruhiger und bequemer Weise vorwärts bringt. Wir müssen überhaupt erst sehen, was geschieht, und Labastida selber steht ja gegenwärtig vollkommen auf Seite des neuen Monarchen. So lange der aber dort aushält, haben wir einen ganz vortrefflichen Compaß, nach dem wir steuern können."

„Und wenn er von ihm weicht?"

„Paciencia. Siehst Du die dunkeln Wolken dort am Himmel aufsteigen? Vielleicht bedeuten

sie Regen und Sturm, vielleicht ziehen sie harmlos vorüber. Wir werden ja sehen, wie sich Alles gestaltet, und nun laß uns an den Abend denken."

* * *

„Wohin Silvestre," rief den von der Plaza zurückkehrenden jungen Almeja einer seiner Stadtfreunde an, der auf schaumbedeckten Pferde, wie auch selber staubig und erhitzt, seinen Rappen eben einzügelte und auch gar nicht in die festlich geschmückten Straßen zu passen schien, „ist die Ceremonie schon vorbei?"

„Noch nicht, Mauricio," sagte Silvestre, indem er sein eigenes Thier zum Stehen brachte. „Labastida hat sie eben an der Kathedrale empfangen, und dort wird jetzt ein Te Deum gefeiert, das mir ein wenig zu langweilig war um es mitzumachen. Aber woher kommst Du, und weshalb hast Du den Einzug versäumt? Er war pompös."

„Characho,"*) rief der junge Mann ärgerlich,

---

*) Charajo, oder characho mit dem Hauchlaut, wie das holländische oder schweizerische ch ausgesprochen, ein etwas ordinärer spanischer Fluch oder auch Ausruf, der aber eigentlich nur von der unteren Klasse oder von rohen Menschen

und sein Pferd bäumte empor, weil er es unwillkürlich mit dem Sporn berührte, „ich habe die ganze Geschichte total verschlafen. Gestern Abend fingen wir in Tacubaja an zu spielen und spielten bis heute Morgens halb sechs Uhr. Da war ich denn so todmüde und eigentlich auch nicht in der rechten Stimmung."

„Du hast wieder verloren, wie?"

„Achttausend Pesos an den verwünschten Italiener, der mit Bazaine herübergekommen. Ich wollte, der Lump hätte Mexico nie betreten, denn er hat entweder ein ganz unverschämtes Glück oder —"

„Oder?"

„Er spielt falsch," zischte der junge Mann zwischen den Zähnen durch; „aber Gnade ihm Gott, wenn ich ihn einmal dabei ertappe."

„Ich würde ihm nicht mehr zu nahe kommen."

„Ich muß mein Geld wieder haben."

„Cuidado! (Nimm Dich in Acht) aber wohin wolltest Du jetzt?"

„Noch etwas vom Zuge oder von den Leuten sehen, wenn es möglich ist, und wohin willst Du?"

---

gebraucht wird. Der gebildete Mann und selbst Damen benutzen dagegen als Ausruf oder als Zeichen des Staunens sehr häufig das Wort „Caramba".

„Nach Hause, um mich zum Diner im Palais umzuziehen. Ihr seid doch auch geladen?"

„Wahrscheinlich, ich war nicht zu Hause; aber das hat noch Zeit, und außerdem liegt mir verwünscht wenig daran. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dort weder geraucht, noch gespielt."

„Du bist unverbesserlich."

„Ich muß mein Geld wieder haben," sagte der junge, etwas wüst aussehende Mensch, der aber trotzdem einer der ersten Familien des Landes angehörte. Damit gab er seinem Thier die Sporen und trabte die Straße hinab der Plaza selber zu.

* * *

„Hallo Rodolpho, Mensch, wo kommst Du her," flüsterte ein Mestize, der etwa dem niederen Bürgerstande angehören mochte, einem Sambo*) zu, der, sein Gesicht mit einer alten Serape halb verdeckt, einen arg mitgenommenen Strohhut auf dem Kopf, und Sandalen an den Füßen, eben an ihm vorüber und die Straße hinab wollte. Der Mestize sah auch gegen ihn ganz anständig

*) Mestize, Abkömmling von Weißen und Indianern, Sambo von Indianern und Negern.

aus und war in die echt mexicanische Tracht gekleidet, so mit dem breitrandigen, sogar ein wenig geflickten Filzhut, den an der Außenseite geschlitzten und dicht mit runden Knöpfen besetzten Beinkleidern und schneeweißen Unterhosen, die durch den Schlitz sichtbar wurden. Das Begegnen des jedenfalls genau Gekannten schien ihn auch nicht besonders zu freuen, denn er warf den Blick wie ängstlich umher, als ob er fürchte, von irgend Jemandem hier öffentlich mit ihm gesehen zu werden.

„Caracho, Geronimo," lachte der Sambo, der aber ebenfalls den Blick nach rechts und links die Straße hinabwarf, ohne die, sein Gesicht halbverhüllende Serape herunterzunehmen, „und was treibst Du hier in Mexico — Ave Maria-Mann, Du siehst ja wie ein Caballero aus. Die Geschäfte müssen gut gegangen sein. Komm, laß uns ein Glas Pulque*) zusammen trinken, denn hier draußen möchte ich nicht gern eine lange Unterhaltung führen."

---

*) Pulque, das aus einer Agavenart, der Mageb, gewonnene Getränk, ein nicht besonders klarer, aber ziemlich angenehm schmeckender Saft der Pflanze, der, wenn gegohren, auch berauscht, und das Lieblings- und Nationalgetränk der Mexicaner ist.

„Und wenn Du erkannt wirst?“

„Bah,“ lachte der Sambo, „die Parteien wechseln jetzt so rasch, daß Keiner vom Andern weiß, ob er zu der oder jener gehört. Und wenn ich wirklich erkannt würde, so sagte ich einfach, daß ich gut kaiserlich geworden wäre, und ließe mich unter die Soldaten stecken. — Wäre noch außerdem Profit, denn ich brächte gleich eine gute Muskete mit nach Hause.“

„Und wohin willst Du jetzt?“ frug Geronimo, indem er ihn am Arm faßte und einer der kleinen Seitenstraßen zuschob.

„Wohin? — vielleicht zu Juarez zurück nach Monterey — vielleicht bleibe ich noch in der Stadt.“

„Pst — nicht so laut,“ meinte der vorsichtigere Mestize, — „es giebt in diesem Augenblick keinen gefährlicheren Namen als den in Mexico.“

„Er wird ihnen noch gefährlicher werden,“ lachte der Sambo, „denn der Schwindel hier kann ja doch nicht lange dauern.“

„Und wie steht's dort oben?“

„Gut — die Franzosen, die Gott verdammen möge, haben uns allerdings eine Zeit lang hin und her gehetzt, aber Nichts hilft's ihnen — es ist als ob sie Quecksilber in einem Sieb fangen

wollten, und bald genug werden sie dessen müde werden."

„Aber was kann er ausrichten?"

„Werdet's bald hier merken. Vor vier Wochen war ich über dem Rio Grande drüben; die Amerikaner sind ganz des Teufels darauf, hier einzurücken."

„Die haben selber alle Hände voll zu thun."

„Schadet Nichts, werden schon damit fertig werden, und dann sind sie wie ein Wetter bei der Hand — aber da drüben ist die Pulqueria — komm, der Wirth ist ein alter Freund — dort können wir noch ein Stündchen zusammen plaudern, und dann muß ich wieder fort. Bin gerade zur rechten Zeit hier eingetroffen, um die Comödie mit anzusehen."

3.

Auf Chapultepec.

Die nächste Zeit verging den Bewohnern von Mexico wie in einem Taumel, denn sie kamen vor lauter Festlichkeiten, Bällen, Paraden, Illuminationen und Aufzügen gar nicht zu sich selber. Den ersten außerordentlich glänzenden Ball veranstaltete der Kaiser im Theater, dann folgte Bazaine mit einem andern, der allerdings ein wenig böses Blut machte, denn die Einladungen waren ziemlich rücksichtslos abgefaßt. Aber wer hatte jetzt gerade Zeit, über derartige Kleinigkeiten lange nachzugrübeln, und wo sich nur das Kaiserpaar blicken ließ, empfing es ein so lauter und unverkennbar von Herzen kommender Jubel, daß Maximilian über die Stimmung, die in dieser Zeit in der Haupt-

stadt herrschte, wahrlich nicht in Zweifel sein konnte. Das aber setzte ihn über tausend andere Kleinigkeiten, die ihm sonst vielleicht störend genug entgegengetreten wären, leicht hinweg.

Im Palacio an der Plaza, wo er seine Wohnung nehmen sollte, war fast noch Nichts zu seinem Empfang geschehen. Nichts wenigstens, wie es ein europäischer Fürstensohn aus solchem Stamm gewohnt gewesen, und auch hier erwartet haben mochte. Selbst die ganzen Baulichkeiten des Palastes entsprachen wohl dem Land und Klima, aber doch nicht größeren Ansprüchen, und die mit der Einrichtung betrauten Beamten geriethen fast außer sich, als sie die Gemächer sahen, in welchen der Kaiser und die Kaiserin wohnen sollten.

Einzelne Stücke zeigten allerdings die höchste Pracht, so ein Toilettetisch z. B., den die Damen von Mexico der Monarchin bescheert; sonst aber verriethen schon halb abgenutzte Teppiche, ordinäre Tapeten und tausend andere Dinge, daß die bisherigen Regenten Mexicos diese Räume früher wohl einmal bewohnt, aber noch nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, sich selbst nur behaglich darin einzurichten.

Maximilian, an andere Umgebungen ge-

wöhnt, konnte sich hier natürlich nicht wohl und zu Hause fühlen. Das aber waren doch nur Kleinigkeiten und Nebensachen, die sich alle mit der Zeit und einigem Kostenaufwand verbessern ließen. Dazu freilich war es nöthig, daß man eine Menge von Arbeitern in den Räumen beschäftigte, und um diesen theils aus dem Weg zu gehen, theils auch einem etwas romantischen Zug folgend, der ihn ja bis jetzt auf seiner ganzen Bahn geleitet, beschloß der Kaiser, den alten Königssitz Montezuma's, das etwa eine gute halbe Stunde von Mexico gelegene Schloß Chapultepec, zu seinem nächsten Aufenthaltsort zu wählen.

Eine schönere Lage hat kein Schloß der Erde, in welchem Welttheil es auch liegen möge, und ob es auf hohem Fels am Meere, von Schneegebirgen überragt, in schattige Buchen und dunkle Tannen hineingeschmiegt, oder von palmengekrönten Hängen umgeben wäre.

Chapultepec, mit gerade nicht hervorragenden architektonischen Formen, ist aber, fast im Mittelpunkt des ganzen Thals von Mexico, auf einem jener kleinen Hügel erbaut, die, unmittelbar aus der Ebene emporsteigend, der ganzen mexicanischen

Hochebene charakteristisch und jedenfalls vulkanischen Ursprungs sind.

Am Fuß dieses Hügels, und wahrscheinlich die Ueberreste eines uralten, den Göttern geweihten Haines bildend, stehen jene mächtigen Cedern mit kolossalem Stamm und Wipfel, unter denen Geschlecht nach Geschlecht wandelte — und wandeln wird, und oben auf den Gipfel haben die früheren spanischen Vicekönige ein festes Schloß mit hohen Mauern und Wällen gesetzt, das eine Rundsicht bietet, wie sie auf der Welt kaum weiter gefunden wird.

Gerade voraus, nach Osten zu, vielleicht in Ost-Süd-Ost, liegen die herrlichen schneebedeckten Vulkane, der Popocatepetl und der Ixtaccihuatl oder die weiße Frau — der erstere spitz und pyramidenartig, der andere mit langgestrecktem Gipfel und in den Umrissen einer ruhenden, mit einem riesigen weißen Tuch überdeckten Frauengestalt nicht unähnlich.*) Links davon dehnte sich der Höhenzug aus, der die Thäler Mexicos und Pueblas von einandet scheibet — den Mittelgrund bildeten die Seen, links die Texkoko, rechts der Chalco und Xochimilco, und den Vorder-

*) Die Indianer sagen, der Popocatepetl habe seine Frau umgebracht und die Leiche auf den andern Berg gelegt.

grund die weit ausgedehnte Hauptstadt mit ihren geradausgelegten Straßen und von zahllosen kleinen Dörfern, Städtchen und Haciendas umgeben, während links an den sich dort aufthürmenden Hängen der Wallfahrtsort Guadelupe, rechts das freundliche Tacubaya und viele andere kleine Ortschaften sichtbar wurden, und weitere Höhenzüge, sich an die vorderen anschließend, ein vollständiges und für sich abgeschlossenes Panorama bildeten.

Dort hinauf verlegte Maximilian, nur wenige Tage nach der Ankunft in der Hauptstadt, seine Residenz; und wenn er auch hier, vom Luxus ganz abgesehen, so wenig Bequemlichkeiten fand, daß er in der ersten Nacht genöthigt wurde auf einfacher Matratze in der Veranda des inneren Schlosses zu schlafen, so setzte er sich in seiner liebenswürdigen Einfachheit leicht darüber hinweg. Die wundervolle Lage, die historische Erinnerung des Platzes entschädigte ihn für alles Uebrige, und selbst die sonst so stolze Kaiserin fügte sich, wenn auch vielleicht nicht so freudig und rückhaltlos, den augenblicklichen, etwas beschränkten Verhältnissen.

Aber Ruhe wurde ihm dort nicht viel gelassen, denn die verschiedensten Parteien wußten recht gut, daß sie die erste Zeit, wo noch keine festen

Entschlüsse gefaßt sein konnten, auch benützen müßten, um den neuen Herrscher ihren Interessen zu gewinnen. Dem Kaiser selber lag aber natürlich ebenso daran, die verschiedenen Wünsche des Landes zu hören, wie dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. Es war ihm wohlbekannt, welcher Zwiespalt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft sowohl, wie die Parteien entzweite; und nur dadurch, daß er gründlich auf ihre Wünsche wie Forderungen hörte, glaubte er sich ein treues Bild des Ganzen zu bilden und dann nach eigenem Urtheil — immer ja nur das Beste des Landes im Auge haltend — seine Entscheidung zu treffen.

Am thätigsten zeigte sich dabei, wie das gewöhnlich und überall der Fall ist, die Kirchenpartei, die sich auch schon dadurch im Vortheil gegen die Uebrigen befand, daß sie nicht allein ein festgeschlossenes Ganze bildete, sondern auch ein ganz bestimmtes und scharf ausgeprägtes Ziel verfolgte. Ein Abweichen davon, ein Zwiespalt in ihren eigenen Gliedern fand nicht statt — und mit dem alten Kunstgriff, Religion und Kirche zu identificiren, hielt sie — die alte Geschichte — mit der rechten Hand das Kreuz und mit der linken den Klingelbeutel.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Maximilian, als er das Land betrat, die Absicht mitbrachte, die Klerikalen, deren Eifer und Unterstützung er ja doch zum großen Theil mit seine Wahl verdankte, von dem Druck zu befreien, den des Indianers Juarez Hand auf sie gelegt. Es kann recht gut sein, daß er sich früher — und ehe er die Verhältnisse näher kannte — mit dem Gedanken getragen, ja vielleicht selbst beabsichtigt hatte, die der Kirche entrissenen Güter wieder zurück zu erstatten und ein Gesetz aufzuheben, das Juarez schon im Jahre 1859 von Vera-Cruz aus gegeben, und das einfach sämmtliche Liegenschaften der Geistlichkeit — die wirklichen Kirchen ausgenommen — zu Gunsten des Staates mit Beschlag belegte. Ehe er aber an die Ausführung ging, war er vorsichtig genug gewesen, die Stimmung des ganzen Landes, d. h. wenigstens die Stimmung der verschiedenen Parteiführer darüber zu hören, und mußte denn allerdings bald finden, daß es — wenn auch von den „Liberalen" ausgegangen, schon so in alle Schichten der Gesellschaft eingegriffen hatte, um nicht mehr mit einem Federstrich beseitigt zu werden.

Maximilian war tief religiös, aber dabei auch

zu aufgeklärt, um nicht zu fühlen, wie das geistliche Regiment mehr Rechte beanspruchte als sich eigentlich mit der, trotzdem zur Schau getragenen, christlichen Demuth vertrug. So hatten diese Herren denn auch im ganzen Reiche eine solche Unmasse von Besitzungen an Gebäuden sowohl wie an Boden in Anspruch genommen, daß ihnen z. B. in Puebla reichlich ein Drittheil der ganzen Stadt gehörte, und der Kaiser konnte sich nicht verhehlen, daß für das Land selber ein Gesetz wohlthätig wirken müsse, welches diese ungeheuern Besitzungen in den Bereich industrieller Unternehmungen brachte.

Ob sich die Maßregel vom juristischen Standpunkt aus nicht anfechten ließ, war wieder eine Frage, obgleich auch diese wohl nicht zu Gunsten der Geistlichkeit entschieden wäre, da die Priester, als die früheren Herren des Landes, wohl kaum einen Quadratfuß dieser ganzen Liegenschaften wirklich gekauft, sondern was sie gebraucht oder auch nur gewünscht, einfach in Besitz genommen hatten. Jetzt aber gestaltete sich eine Wiederherausgabe der geistlichen Güter, wie Maximilian bald fand, fast zu einer Unmöglichkeit, denn wenn auch allerdings ein großer Theil derselben noch unverkauft lag, so waren

doch schon zahlreiche Klöster, besonders in der Hauptstadt selber, nicht allein in den Besitz Einheimischer, sondern auch Fremder übergegangen, und theils durchbrochen, um Straßen herzustellen, theils auch in Wohnhäuser und Niederlagen umgewandelt worden.

Außerdem hatte die Geistlichkeit ihre früheren Reichthümer nicht etwa dazu benutzt, um das Land selber zu heben und durch Schulen oder andere Institute das Volk aufzuklären — das lag nicht in ihrem Zweck, sondern weit eher Revolutionen anzuzetteln und ihnen mißliebige Regierungen zu beseitigen. Durch Juarez' Decret war sie aber darin beschränkt worden, sie sah sich nicht allein beraubt, sondern auch in ihrer „weltlichen Macht" gebrochen, und ihr Grimm darüber, wie der Eifer, den sie entwickelte, um ihre verlorenen „Rechte" wieder zu erobern, läßt sich erklären.

Maximilian erkannte vielleicht damals schon, in welcher schwierigen und gefährlichen Stellung er sich befand, wenn er von vornherein das ganze Pfaffenthum gegen sich bekam. Die verschiedenen Parteiführer, die er darüber sprach, verwirrten ihn aber noch mehr, denn kein einziger schien sich wirklich um das Beste des Lan-

des zu kümmern, sondern nur immer und allein sein eigenes und damit das Interesse der besondern Partei im Auge zu haben.

Maximilian wollte selber sehen und hören, und trat deshalb schon im August seine Reise durch einen Theil der Staaten an. Bis zu seiner Rückkehr waren daher entscheidende Maßregeln, feste Besetzung der Ministerien, selbst ein Entschluß in der Kirchenfrage verschoben worden, und die Kaiserin regierte, mit Almonte an ihrer Seite, indessen in Mexico, während die französischen Generale emsig bemüht blieben und in der That alle Kräfte aufboten, um im Norden wie Süden die noch bestehenden „Rebellenbanden", wie man die Republikaner nannte, zurückzuwerfen und aufzureiben.

So tapfer sich aber auch dabei die Franzosen zeigen mochten, so stellte ihnen doch das Land selber mit seiner unwegsamen Wildniß und ungeheuern Ausdehnung die größten Schwierigkeiten entgegen, und der Feind, zehnmal geschlagen, fand doch immer wieder Schlupfwinkel, durch die er entkommen und sich weiter entfernt wieder sammeln konnte. Die Franzosen nahmen fast alle Plätze, gegen die sie vorrückten, aber — sie konnten dieselben nicht behaupten, denn

es war unmöglich, in diese Entfernungen das nöthige Kriegsmaterial wie Proviant zu schaffen. — Sowie sie sich zurückzogen, rückten die Republikaner wieder nach, und es blieb nichts Anderes als eine Sisyphus-Arbeit, der sie sich unterzogen.

Während der Reise des Kaisers hielten sich auch selbst die Führer der verschiedenen Parteien noch vollständig ruhig — sogar der Klerus schien geduldig vor allen Dingen die Rückkehr des Monarchen abzuwarten, wozu auch das viel beitragen mochte, daß Labastida, der Erzbischof, mit dem General Bazaine auf einem sehr gespannten Fuß stand und mit ihm unter keiner Bedingung verhandelt hätte. Als aber Maximilian endlich zurückkehrte, preßte die Geistlichkeit in geschlossener Phalanx vor.

Aber der Kaiser hatte in der Zeit doch eingesehen, daß er dem Drängen des Klerus nicht nachgeben durfte, wenn er nicht augenblicklich wieder eine Revolution heraufbeschwören wollte. Konnte doch dieselbe sogar noch durch die ganze Partei der Conservativen, also die B e s i t z e n d e n, unterstützt werden, und mußte gefährliche Dimensionen annehmen, sobald sich diese mit den Liberalen vereinigten.

Uebrigens kannte Maximilian schon ziemlich

genau die Stützen, welche der Klerus in der Hauptstadt hatte, und suchte sie für sich zu gewinnen — vergebenes Bemühen. Miramon selber war ein häufiger Gast auf Chapultepec, und mit seinem geschmeidigen Wesen fügte er sich in Alles, sobald es nicht die Hauptsache berührte. Dann aber hielt diese Partei ihm nur immer mit Achselzucken das starre Non possumus entgegen, und es ließ sich mit ihr eben in keiner Weise unterhandeln. Es gab da auch nur zwei Wege: er mußte sich ihr fügen oder sie bekämpfen. Ein Compromiß zwischen beiden lag nicht im Bereich der Möglichkeit. Das Einzige deshalb, worauf Maximilian hoffen konnte, war der Erfolg seines eigenen Strebens, daß die Mexicaner nämlich einsehen und erfahren sollten, wie er selber nur das Beste des Landes und der Bevölkerung im Auge habe. Gelang ihm das, so konnte er den Klerus wenigstens isoliren und brauchte ihn nicht mehr zu fürchten.

Unermüdlich war er dabei mit seinen Räthen beschäftigt, um dem Lande nützliche Gesetze und Verordnungen zu geben, die freilich anfangs nur noch auf dem Papier bleiben mußten, aber einmal erlassen auch in nur etwas ruhiger Zeit leicht ausgeführt werden konnten. Auch das Mi-

nisterium, das er ernannte, zeugte davon, daß er der liberalen Partei keinen Haß entgegentrug. Wie er selbst an Benito Juarez einen versöhnenden Brief schrieb, der aber von diesem kalt und halb drohend beantwortet wurde, so begünstigte er fast auffallend liberale Persönlichkeiten, und zwar so entschieden, daß man schon anfing ihm einen Vorwurf daraus zu machen, aber er ließ sich nicht mehr beirren. Er hatte sich einmal seinen Weg vorgezeichnet und glaubte fest, daß es ihm gelingen müsse, sich die Herzen der Mexicaner zu erobern, wenn er ihnen nur erst einmal beweisen konnte, daß es ihm wirklich Ernst sei, dem Lande nicht allein geregelte, unparteiische Gesetze, sondern auch den Frieden zu geben, und dabei das Volk heranzubilden, den Ackerbau zu heben und Künste und Wissenschaften zu unterstützen.

Edle Vorsätze, eines großherzigen Fürsten würdig — aber wie wenig paßten sie für das mexicanische Volk, für das in völliger Auflösung begriffene Reich!

In der Woche arbeitete Maximilian unermüdlich mit seinen Räthen, revidirte nicht selten in eigener Person die Büreaus und entwarf und berieth neue Verordnungen, oder suchte eine

Menge von eingerissenen Mißbräuchen abzustellen; den Sonntag dagegen verbrachte er in Chapultepec und gab dann auch Jedem, der ein dringendes Anliegen an ihn hatte, Audienz.

Damit bürdete er sich freilich eine Last auf, denn gerade in damaliger Zeit trafen eine Menge von Abenteurern in Mexico ein, die, durch ein aufblühendes Kaiserreich angelockt, diesem ihre oft vollkommen werthlosen Dienste anboten, in der Hoffnung, in kurzer Zeit einen Theil seiner Schätze sich anzueignen, die sie noch aus Montezuma's Zeit vor ihrer Phantasie heraufbeschworen. Daß Maximilian ein anderes Ziel verfolgte, daß er wirklich mit ernstem Willen daran ging, das mexicanische Reich aus der Asche seiner Revolutionen erstehen zu lassen, kümmerte sie wenig genug. Sie wollten allein die Beute theilen, die ihrer Meinung nach dabei abfiel, und um erst festen Fuß im Lande zu fassen, bedurfte es natürlich einer einträglichen Stellung.

An solchen Sonntagen sah aber der Kaiser auch gern einzelne Gäste bei sich, mit denen er dann in freundschaftlichster und ungezwungenster Weise verkehrte. Er liebte ein offenes Wort, wenn es auch nicht immer mit seinen Ansichten übereinstimmte, und wich einer Debatte über

streitige Punkte nie aus. Vorzugsweise gern unterhielt er sich aber mit Leuten, die das Land genau kannten, und hatte auch heute wieder Gäste bei sich gesehen.

Es waren Don Jose Fernando Ramirez, der neue Minister des Aeußern, der junge Obrist Lopez und der Erzbischof Labastida zur Tafel gezogen worden. Das Gespräch hatte sich hauptsächlich um die Zustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedreht, wo die Südstaaten wieder bedeutende Vortheile errungen haben sollten und jetzt sogar das Capitol von Washington bedrohten. Der Erzbischof schien sich aber nicht besonders wohl in der Gesellschaft zu fühlen; er hatte gehofft, sich ungestört mit dem Kaiser aussprechen zu können, und dabei störte ihn auf das entschiedenste Ramirez, früher ein fester Anhänger des Expräsidenten Juarez und ebenfalls an dem Decret betheiligt, das im Jahre 1859 der Kirche fast jede Macht raubte. Bald nach aufgehobener Tafel schützte er auch Geschäfte vor, befahl seine Carrosse und fuhr dann in dem mit sechs weißen Maulthieren bespannten Wagen in die Stadt zurück.

Maximilian lächelte, als er es bemerkte, wie Ramirez, sobald sie der Prälat verließ, aus

tiefer Brust aufathmete, als ob ihm eine Last von der Seele genommen wäre.

„Sie sind nicht böse darüber, Ramirez," sagte er, „daß uns die „Kirche" verlassen hat, und Obrist Lopez schneidet ebenfalls ein ganz vergnügtes Gesicht."

„Ich muß gestehen, Majestät, daß ich den frommen Herrn lieber gehen, als kommen sehe," sagte Ramirez trocken, „denn Gutes bringt er nie, und da ich genau weiß, daß er mich lieber mit einem Strick um den Hals an einem Baume als in der Stellung sähe, die ich jetzt durch Eure Majestät Huld und Vertrauen bekleide, so — halte ich es immer für besser ihm aus dem Weg zu gehen, denn vertragen werden wir uns doch nie im Leben."

„Sie thun ihm Unrecht, Ramirez."

„Ich glaube nicht, Majestät, und außerdem haben wir einen festen Barometer solcher Gefühle in unserem eigenen Herzen. Haß wie Liebe sind fast immer gegenseitig."

„Glauben Sie wirklich?"

„Haben Majestät das noch nie erprobt? Wenn wir uns zu Jemandem recht innig hingezogen fühlen, so — liegt es entweder in der Zuneigung, die wir ihm entgegentragen, oder in einer

Sympathie der Seelen, wer kann es sagen, aber ein ähnliches, wenn auch vielleicht schwächeres Gefühl dürfen wir gewiß in ihm erwarten."

Der Kaiser war mit Ramirez auf die Terrasse hinausgetreten, die den freien und wunderherrlichen Blick nach den beiden Vulkanen öffnete. Ein Diener brachte auf seinen Wink Cigarren und Licht. Maximilian drehte den Kopf nach dem Saal zurück.

„Lopez," sagte er lächelnd, „ist noch bei den Damen geblieben; er erzählt lebendig, und die Kaiserin besonders hört ihn gern von seinen wilden Zügen sprechen. Mexico war bis jetzt in der That ein Schauplatz für Abenteuer, und ich hoffe nur zu Gott, daß wir im Stande sind, es in eine geregeltere und friedlichere Bahn zu lenken. — Doch wovon wir vorher sprachen — also Sie glauben an Etwas, was ich den „ersten Eindruck" nennen möchte."

„Das thue ich allerdings, Majestät."

„Ich möchte Ihnen fast Recht geben; aber ist es nicht trotzdem ein etwas gefährliches Experiment, gerade zu fest darauf zu bauen?"

„Ich gebe zu," sagte Ramirez, „daß wir oft durch eine glänzende Erscheinung bestochen werden können, aber —"

„Was halten Sie von Miramon?“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Wie kommen Majestät gerade auf Miramon?“ sagte Ramirez, wirklich etwas betroffen, denn an denselben Mann hatte er in diesem Augenblick gedacht.

„Weil Sie von einer glänzenden Erscheinung sprechen. Miramon hat jedenfalls etwas ungemein Edles und Offenes in seinen Zügen. Meinen Sie nicht auch?“

„Ja,“ sagte Ramirez nach einigem Zögern, indem er langsam den Kopf halb zur Seite wandte; es war fast, als ob er sehen wollte, wer in seiner Nähe wäre. Der Diener aber hatte sich schon wieder zurückgezogen, und die Kaiserin verweilte noch mit ihren Damen und den gewöhnlichen Gästen des Hausstandes, bei denen Lopez zurückgeblieben, im Salon. „Eure Majestät haben Recht; man wird nicht leicht ein Gesicht finden, das so offen den Stempel seiner Seele zu tragen scheint, als gerade bei diesem, in vieler Hinsicht außerordentlich begabten und bevorzugten Mann —“

„Aber?“ sagte der Kaiser, „Sie wollten ein „Aber“ hinzusetzen, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, Majestät," sagte Ramirez ausweichend.

„Sie trauen ihm doch nicht?"

„Er ist ein treuer und fester Anhänger des Klerus, Majestät, und die Kirche baut unbedingt auf ihn."

„Aber wie mir gesagt wurde," erwiederte Maximilian und wandte dabei den Blick ab, „so wechseln die Meinungen und — Parteien hier in Mexico oft und sehr rasch die Farbe. Ein vollkommen consequentes Ausharren soll wenigstens sehr selten vorkommen."

Ramirez hatte seine Unterlippe mit den Zähnen gefaßt und sah einen Moment still vor sich nieder; der Kaiser war nicht selten in seinen Bemerkungen scharf und fast sarkastisch und er konnte diese recht gut auf sich selber beziehen; ob aber Maximilian fühlte, daß er vielleicht ein wenig zu weit gegangen sei und einen Mann nicht kränken dürfe, von dem er hoffte und wünschte, das schwere Werk eines Staatenbaues unter den jetzigen Verhältnissen zu vollenden, genug er fuhr lächelnd fort:

„Das darf ich ihnen jedoch nicht übel nehmen, denn ich habe selber meine Meinung, wenn ich sah, daß ich im Irrthum gewesen, schon verschie=

dene Male geändert, ohne mich dessen zu schämen. Ja ich war stolz darauf, wenn ich mir sagen konnte, ich habe es aus innerer Ueberzeugung gethan."

„Majestät verfolgten dabei nicht eigene Interessen," erwiederte Ramirez, der das Zugeständniß rasch fühlte, „aber Sie kennen unser Land doch noch nicht genügend, denn der Ehrgeiz hat hier schon manches sonst wackere Herz verdorben, und Miramon ist — wenn ich seine Gemahlin ausnehme — vielleicht der ehrgeizigste Mann Mexicos.

Der Kaiser lachte. „Also Sie halten die Señora noch für ehrgeiziger?"

„Das thue ich allerdings," nickte der Minister, „und wenn Majestät meinem Rath folgen wollten, so suchten Sie gerade Miramon jetzt auf kurze Zeit — wenn es nicht anders sein kann — aus Mexico zu entfernen. Wir sind augenblicklich in einer Entwickelung begriffen, in der wir keine störenden, ja selbst gefährlichen Elemente dulden sollten."

„Und halten Sie Miramon wirklich für gefährlich?"

„Ja —", sagte der Minister nach einer kurzen Pause, „denn der Klerus hat Niemanden weiter, auf den er sich so fest und sicher stützen kann,

als auf ihn, sobald er nämlich sieht, daß er von der Regierung Eurer Majestät nichts weiter für seine ungerechtfertigten Ansprüche hoffen und erwarten kann. Ich weiß aber, daß Miramon gerade in der letzten Zeit häufige Conferenzen mit Labastida hatte, und was die beiden Herren mit einander verhandelten, ist nicht schwer zu durchschauen."

„Aber was kann ich mit ihm anfangen?" sagte Maximilian, der sich dadurch doch etwas beunruhigt fühlte.

„Geben Sie ihm irgend einen Gesandtschaftsposten in Europa," drängte der Minister, „er wird Mexico überall würdig repräsentiren und kann dem Lande dort nützen, während er ihm hier —"

„Was wollen Sie sagen?"

„Vielleicht Schwierigkeiten bereitet."

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, Ramirez," erwiederte Maximilian freundlich. „Besinnen Sie sich, wie wir vorhin über den „ersten Eindruck" sprachen. Ich kann mich nicht erinnern, in Mexico ein Gesicht gesehen zu haben, das mir bei dem ersten Anblick mehr Vertrauen erweckte, als gerade Miramon's. Er ist jedenfalls ein ungewöhnlich begabter Mensch; und sollte er nicht,

als geborener Mexicaner, wenn er sieht, daß Alles nur zum Besten seines eigenen Vaterlandes geschieht, ein vielleicht gefaßtes Vorurtheil fallen lassen und sich mit aufrichtigem Herzen der guten Sache widmen?"

Ramirez schwieg und sah eine Weile sinnend vor sich nieder.

„Es ist möglich, Majestät," sagte er nach einer längeren Pause, „aber es bleibt ein gefährliches Experiment. Nehmen Sie Marquez, den General, der der Kirchenpartei eben so entschieden an- oder vielmehr von ihr abhängt, als Miramon; den würde ich nie im Leben fürchten. Marquez ist vielleicht ein tapferer Soldat, was ich für meine Person aber ebenfalls bezweifle, denn wirklich tapfere Menschen sind nie grausam; aber um Marquez zu gewinnen, giebt es Mittel: Orden, Ehrenstellen, Geld. Miramon dagegen hat schon einmal den höchsten Ehrenposten des Staates inne gehabt, seine Frau war die Erste des Landes einst, und Beide vergessen das nie und nimmer im Leben."

Maximilian schaute sinnend nach dem im vollen Glanz der Sonne liegenden und schneebedeckten Vulkane hinüber, aber das Schauspiel dort lenkte bald und rasch seine Aufmerksamkeit

von all' den unruhigen Gedanken ab, die ihn bis dahin wohl beschäftigt hatten.

„O, sehen Sie, Ramirez," rief er bewegt aus, indem sein Arm sich unwillkürlich den Bergen zu hob — „sehen Sie, wie wunderbar schön und herrlich! Die Sonne nähert sich dem Horizont! Die Kuppen da drüben fangen an zu glühen! O, wie wunderbar schön, wie reich und hochbegabt ist dieses Land, und daß nur die Menschen stets den einzigen Mißton darin bilden müssen!"

Einen Moment stand er in bewundernдem Staunen versunken; dann aber drängte es ihn, auch Andere um sich zu haben, die den wahrhaft prachtvollen Anblick mit ihm genossen.

„Charlotte," rief er nach dem offenen Saal hinüber, „o versäumt den Sonnenuntergang nicht — was habt Ihr da drinnen noch im dumpfen Saale, während sich hier das Schönste und Herrlichste entfaltet, was die Welt an Scenerie Euch bieten kann."

Die Kaiserin war herausgetreten; ihr folgte die übrige Gesellschaft, und still und bewegt sahen Alle nach den fernen, aber in der Abenddämmerung und der reinen Luft scheinbar nahe heranrückenden Bergen hinüber, deren klare Umrisse

sich deutlich erkennen ließen und jetzt in den wunderbarsten Farben spielten.

Zuerst, als die Sonne noch nicht den Horizont berührte und nur hinter den Dunstkreis der Erde trat, zog sich ein leises, kaum merkliches Rosa über die beiden weißen Höhen des spitz auflaufenden Popocatepetl wie der links davon ruhenden, breit ausgedehnten „weißen Frau“, dem Ixtaccihuatl, und täuschend wirklich war jetzt die Aehnlichkeit mit einer auf dem Rücken liegenden, von einem riesigen weißen Tuch überdeckten und lang ausgestreckten weiblichen Gestalt — aber immer glühender wurden die Farben, immer schärfer hoben sie sich vom dunkelblauen Hintergrund des östlichen Himmels ab; und lautlos — kaum athmend, stand der junge Kaiser und schwelgte in dem wunderbaren Schauspiel, das sich dort ihm bot.

Vor ihm ausgebreitet lag die Hauptstadt des Reiches, mit ihren Kuppeln und Thürmen, dahinter dehnten sich die noch in der Sonne blitzenden Seen; aber das Auge suchte nichts weiter, als die glühenden Kuppen der beiden Vulkane, die in fast überirdischer Pracht jetzt selber Feuer auszustrahlen schienen, während aus den von der Sonne nicht mehr erreichten Klüften der

Kolosse, milchweiße, ebenfalls von rosigem Licht übergossene Nebel aufstiegen, und wie sie entstanden, sich in phantastische Formen und Gruppen bildeten.

Und wieder wechselte das Farbenspiel; tiefer und tiefer sank die Sonne, und wie ein Schleier zog es sich aus der Tiefe herauf, wuchs höher und höher, bis es die Kuppen der Berge erreichte und bleigrau färbte, während die Nebelstreifen darüber noch für Momente ihren Duft bewahrten. Jetzt schwand auch der, die Berge schienen in der rasch einbrechenden Nacht zu vergehen, denn nur noch unvollkommen ließen sich ihre Umrisse erkennen, bis die Nacht völlig einbrach, die Kuppen beider Berge ganz plötzlich wieder zu strahlen anfingen und nun mit fast blendend weißem Schein herüberleuchteten.

Es lag etwas Geisterhaftes in diesem Anblick, und während die Damen mit einander zu flüstern anfingen, und das Bedürfniß fühlten, ihre Gedanken gegenseitig auszutauschen, stand Maximilian noch immer in stillem Anschauen versunken, und konnte sich nicht losreißen von dem Schauspiel.

Aber es war spät geworden, die Luft wehte auch kühl von den schneeigen Kuppen herüber,

und da sich Maximilian heute nicht mehr in der Stimmung fühlte, ein politisches Gespräch wieder aufzunehmen, verabschiedete er sich mit einer freundlichen Handbewegung von seinen Gästen und schritt allein in das Schloß zurück. Aber auch dort litt es ihn nicht lange: die Mauern beengten ihn, und seinen Hut ergreifend stieg er von keinem Diener begleitet, allein den Schloßberg hinab, um dort, im Schatten der mächtigen Cedern, die am Fuß desselben standen, seinen eigenen Gedanken ungestört nachzuhängen.

Das sind noch Bäume mit Stämmen von 12--15 Fuß im Durchmesser, und gewaltigen, wenn auch nicht sehr ausgebreiteten Wipfeln. Und wie still die Welt da unten lag, wie still und ausgestorben fast, während doch früher in diesem heiligen Hain Leben und Freude geherrscht hatte, und all' die Fürsten dieses Landes unter ihnen wandelten — bis sie ihr Geschick erreichte.

Schon zu Montezuma's Zeiten fingen sie mit ihren Aesten die Brise und rauschten im Abendwind; dort drüben hatte der unglückliche Kazike, dessen schönes Land die Fremden mit dem Kreuz und Schwert verwüsteten, seine Bäder. Nach ihm bauten die spanischen Vicekönige ein festes Schloß auf diesen Hügel, und hier wohnte nach ihnen

Iturbide, der erste Kaiser dieses Reiches, und wie endete er! Wie oft mag auch er, mit Träumen von Glück und Macht, unter diesen Bäumen gewandelt sein, bis er entthront, verurtheilt, dem eigenen Volk zum Opfer fiel, — und doch hatte er gerade das mexicanische Volk von dem spanischen Joch befreit. Und nach ihm all' die Präsidenten, die hier gehaust. War denn auch Einer nur von Allen im Stande gewesen, dem schönen Lande den Frieden zu geben und Ruhe und Eintracht in das Volk zu bringen? Und würde ihm das jetzt gelingen, ihm, dem Fremden, der aus weiter Ferne, aus glücklichen Verhältnissen heraus, herüber kam an diese Küste?

Es war wohl ein heimlicher, aber nicht günstiger Platz zum Nachdenken über die Zukunft Mexicos, denn nur Blut und Zwietracht zeigte die Vergangenheit, und klagend rauschte dazu das Laub durch jene Aeste.

Maximilian warf sich unter dem stärksten der Bäume, den Kopf in die Hand gestützt, auf die Erde nieder, und trübe Bilder und Ahnungen stiegen in dieser Umgebung, und von dem Dunkel der Nacht gezeugt, vor seiner Seele empor. Im Geist sah er die blutigen Gestalten vergangener Zeiten an sich vorüberschreiten, den könig-

lichen Indianer, den bleichen Iturbide, den tapfern Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, Guerrero, und wie die Schatten — still und geräuschlos in duftiger Form — strichen sie an seinem inneren Blick vorbei. Da — hatten sie Leben und Gestalt gewonnen? — er hob überrascht den Kopf und richtete sich mit klopfendem Herzen empor; deutlich vernahm er den langsam gemessenen Schritt eines Wandelnden im Laub und glaubte flüsternde Stimmen zu hören. Wer war das? Die Straßen um Mexico galten nichts weniger als sicher; hatte sich Raubgesindel selbst bis dicht an das Schloß gewagt? und nicht einmal eine Waffe führte er bei sich.

Wie sein Blick, an das Dunkel gewöhnt, die Nacht durchspähte, erkannte er zwei Gestalten, die langsam unter den Bäumen dahinschritten, von seiner Nähe aber keine Ahnung zu haben schienen. Sie unterhielten sich in halblautem Ton mit einander und blieben, im Eifer des Gesprächs, unfern von ihm stehen. Jetzt bewegten sie sich weiter. Maximilian rührte sich nicht; er wollte hier nicht gesehen sein, noch dazu, da er gar nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte. Gerade unter der Gruppe der starken Bäume schrit-

ten sie hin, kaum wenige Ellen an ihm vorüber, und der Kaiser glaubte in dem langen Gewand des Einen einen Geistlichen vermuthen zu dürfen. War es sein eigener Caplan, und mit wem unterhielt er sich hier in dunkler Nacht?

Wieder blieben die beiden Männer stehen und der eine sagte jetzt, — noch immer nicht laut, aber in der kurzen Entfernung doch deutlich vernehmbar:

„Er muß sich fügen; der Klerus hat ihn hierher gerufen, und er kann ihn nicht abschütteln, ohne die Krone selber mit abzuwerfen.“

„Und um was sind wir gebessert, wenn Juarez zurückkommt?“ entgegnete der andere. „Maximilian kann mit der Zeit so weich wie Wachs werden, der Indianer dagegen ist hart wie Stein und eben so störrisch wie spröde.“

„Wir brauchen weder den Einen noch den Andern,“ lautete die Gegenantwort. „Will das Volk absolut einen Kaiser, gut, so mag es ihn haben, ob er aber Maximilian oder Miramon heißt, bleibt sich gleich. Die Kirche kann und will sich ihre Rechte nicht vergeben, und wen wir nicht halten, der muß fallen.“

Wieder schritten die Beiden vorüber, und die Worte, die sie jetzt mitsammen wechselten, konnte

Maximilian nicht mehr verstehen; aber verschwunden waren auch in dem Moment die dunkeln Bilder, die bis dahin seine Seele erfüllt. Fast drohend blitzte sein Auge durch die Nacht, und einmal war es, als ob er aufspringen und den beiden Gestalten folgen wolle, um selber zu sehen, wer jenes übermüthige Wort gesprochen. Aber weshalb? Er wußte, es war die Stimme des ganzen Klerus, die Gesinnung Roms, die er hier unter Montezuma's Cedern vernahm, und als er endlich langsam vom Boden wieder aufstand, hob sich seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe, und mit einem leichten sarkastischen Lächeln um die Lippen murmelte er, als er den Aufweg zum Schloß wieder einschlug:

„Non possumus, Señores.“

4.
Die Kirche und ihre Söhne.

Mexico hatte ein Kaiserreich erhalten — zwar nicht einen Kaiser, wie man ihn damals in Iturbide nur flüchtig und unvollkommen aus einem General gemacht, sondern einen wirklichen, eigenen Fürsten; und all' der Glanz und Prunk, mit blitzenden Uniformen, Orden, Bällen, brillanten Festen und Umzügen, war auf die Hauptstadt ausgeschüttet worden. Kein Wunder denn, daß sich die Bewohner derselben wohl darin fühlten, und es gab auch anscheinend wenigstens in dieser Zeit nur noch zwei Parteien im ganzen Lande: Kaiserliche und Republikaner, und die letzteren waren in verschwindender Minorität — und waren selbst diese letzteren wenigstens einig unter einander?

Fast täglich liefen Gerüchte ein, daß sich wie-

der ein oder der andere der Juaristischen Bandenführer von dem vertriebenen Präsidenten losgesagt habe und zu der kaiserlichen Partei offen übergetreten sei, und wenn man alledem glauben wollte, was man sich in der Residenz erzählte, so befanden sich die nördlichen Streitkräfte des Expräsidenten in voller Auflösung.

Aber auch in der Hauptstadt und zwischen der „kaiserlichen Partei" fingen kleine Zerwürfnisse an sich zu zeigen, die besonders zwischen den Franzosen und den Beamten des Kaiserreichs begannen. Die Festlichkeiten des Empfangs waren kaum vorüber, so traten Symptome an's Licht, die kein so inniges Zusammenwirken verriethen, als man es hätte zwischen Franzosen und Oesterreichern voraussetzen sollen, und doch waren sie natürlich genug. Die Oesterreicher nämlich fingen an, sich als Herren des Landes zu betrachten, und die Franzosen, die sich darüber ärgerten, suchten sie fühlen zu lassen, daß sie das nur durch *ihren* Beistand wären und sein könnten. Selbst von den *höchsten* Kreisen ging ein solches Gefühl aus und pflanzte sich bis in die untersten Schichten hinab fort — und gerade deshalb so rasch und entschieden, weil es eben von oben kam und dadurch leichter Alles erfaßte.

Bazaine nämlich, mit dem gewöhnlichen französischen Uebermuth, besaß sehr wenig Tact, um die Stellung eines Befehlenden und Untergeordneten mit einander zu vereinigen, und zwei Kaiser konnten doch nicht gut in Mexico regieren. Aber der Franzose sah, daß er nach und nach seine Gewalt an den wirklichen Herrscher abgeben mußte, und suchte diesen deshalb fühlen zu lassen, daß er trotzdem von ihm abhängig sei, während Maximilian, mit dem Bewußtsein seiner schwierigen Stellung, das gerade am wenigsten vertragen konnte und wollte.

Beiden gegenüber fing auch die Geistlichkeit an zu ahnen, daß sie sich in dem österreichischen Prinzen, von dem sie Alles erwartet und dessen Wahl sie deshalb auch mit allen Kräften unterstützt hatte — vollständig getäuscht habe. Allerdings führte er ein etwas milderes Regiment ein — er gestattete Processionen und derartige Festlichkeiten auch in den Straßen der Stadt und erklärte offen, die katholische Kirche schützen zu wollen, aber das konnte ihnen natürlich nicht genügen. Sie verlangten volle Einsetzung in ihre Rechte — ein entschiedenes Brechen mit der republikanischen Vergangenheit, und schon daß der Kaiser zögerte, ihnen das zu gewähren,

würde sie beunruhigt haben, hätten nicht auch andere Zeichen dahin gedeutet, daß er vielleicht gar daran denke, den Dank zu vergessen, den er ihnen schulde, um sich in voller Verblendung auf seine eigene Macht zu stützen.

Zahllose Bittschriften liefen in dieser Zeit im Palaste ein, und zwar Bittschreiben des entgegengesetztesten Inhalts, von denen aber die für die Kirche zugleich als eine Art von Demonstration gelten sollten. Man führte auch damit Schlag auf Schlag, um den Kaiser glauben zu machen, daß sich alle vornehmen und achtbaren Familien in Mexico, mit einem Worte die ganze Aristokratie, in dieser Hinsicht vereinigt hätten. Aber das erreichten sie nicht, denn hier stand das eigene Interesse Vieler zu schwer auf dem Spiel, um den eigenen Nutzen — selbst als gute Katholiken — völlig hintan zu setzen. Die Frauen gewannen die Priester allerdings. In ihren zahlreichen Bittschriften, wenn man sie genau controlirt hätte, fehlte vielleicht kein einziger angesehener oder bekannter Name der ganzen Stadt. Sehr häufig geschah es aber dabei, daß die eigentlichen Träger derselben — die Männer — gerade mit einer Gegeneingabe kamen, die nicht allein das Entgegengesetzte verlangte, son-

dern auch sogar dahin drängte, daß, neben Bestätigung der alten Käufe kirchlichen Eigenthums, auch die übrigen Güter der „todten Hand“ auf den Markt gebracht würden, um eine Masse leerstehender Räumlichkeiten zu verwerthen und der Benützung der Stadt zu gewinnen.

Fast alle diese Bittschriften stimmten indessen darin überein: den Kaiser zu ersuchen, die Franzosen so rasch als irgend möglich wieder aus dem Lande zu schicken, indem man ihm wieder und wieder versicherte, wie er fest auf die Treue und Unterstützung der Mexicaner bauen könne.

Im Ganzen herrschte auch in der That ein guter Geist in Mexico vor. Man fing an einzusehen, daß es der Kaiser wirklich gut mit dem Lande meine, und schien fest entschlossen — die Monarchie zu halten? das wäre ein wenig zu viel gesagt gewesen — aber es doch wenigstens einmal mit ihr zu versuchen. Die Regierung konnte sich auch darauf verlassen, daß sie von den Einzelnen auf das entschiedenste unterstützt werde, so lange diese nämlich ihren eigenen Nutzen dabei sahen. Was dann weiter wurde? Wie hätte man von einem Creolen oder Mestizen verlangen können, daß er sich um die Zukunft

gekümmert hätte, wo er nicht einmal an den nächsten Tag dachte.

Nur allein die Geistlichkeit that das, und fühlte sich deshalb mehr als beunruhigt, denn was sie von dem Kaiser erhofft, schien sich keineswegs zu erfüllen.

Im Palast des Erzbischofs Labastida, in einem der großen, nach der Plaza hinausführenden Zimmer, ging der stolze Erzbischof, die Unterlippe fest zwischen die Zähne gefaßt, die Arme gekreuzt und den Blick auf dem Boden haftend, in seinem langen Priestergewand mit raschen Schritten auf und ab, während noch einige andere Herren im Zimmer vertheilt, und augenscheinlich in einer ernsten und wichtigen Berathung begriffen waren.

Zwei untergeordnete Geistliche standen leise flüsternd an einem der Fenster zusammen; an dem in der Mitte des Gemaches befindlichen Tisch, auf dem eine Menge von Schriftstücken zerstreut lagen, lehnte General Miramon und blätterte in einer kleinen Broschüre, und in einem Lehnstuhl an einem andern Fenster saß Don Juan Almeja, der reiche Minenbesitzer, in voller Toilette, im schwarzen Frack und weißer Cravatte, mit Brillant-Tuchnadel, Ringen, Knöpfen, großen Berloques,

wie er eben gerade von der Tafel des Kaisers kam. Uebrigens schien er keine besonders angenehmen Neuigkeiten in das Haus des geistlichen Fürsten gebracht zu haben; das wenigstens zeigte sich deutlich in dem Antlitz des Erzbischofs, wie in der ganzen Haltung der unteren Geistlichen. Almeja selber aber, davon auch vielleicht nicht so berührt, fühlte sich durch die lange Pause ein wenig angegriffen. Er mochte sehr gut dinirt haben, und die Augen fingen an ihm schwer zu werden. Da weckte den schon im halben Einschlafen Begriffenen die Stimme des Erzbischofs, der in seinem finstern Brüten unwillig ausrief — und die sonst sanfte Stimme klang scharf und schneidend:

„Das geht nicht länger, Señores! Wir sind lange genug gefügig gewesen und haben eine fast beispiellose Geduld gezeigt, aber die Sache muß jetzt ein Ende nehmen, oder die ganze Autorität der Kirche leidet darunter. Wenn er nicht in Güte will, ei dann —"

Er schwieg plötzlich und warf einen mißtrauischen Blick nach Señor Almeja hinüber; dieser war jedoch gänzlich harmlos und gab sich eben nur die größte Mühe munter auszusehen; aber Miramon hatte sich ebenfalls gegen den

Priester gewandt und sagte mit vollkommen leidenschaftsloser Stimme:

„Wir werden vorderhand Nichts thun können, Monseñor, denn man betreibt, wie es scheint, die Sache systematisch. Der Feind ist vollkommen auf seiner Hut, und die augenblickliche Stimmung in Mexico ist unseren Ansichten nichts weniger als günstig. Sie sehen außerdem, daß man auch nicht ganz ungeschickt zu Werke geht, und Fernando Ramirez hat dabei jedenfalls die Hand im Spiele. Wie uns Freund Almeja erzählt, ist meine Sendung in's Ausland, von der ich allerdings schon gehört, sie aber keineswegs für Ernst genommen, heute sogar öffentlich bei Tafel besprochen worden, also eine ausgemachte Sache. Außerdem sind die wichtigsten und unentbehrlichsten unserer Freunde — für den Moment wenigstens — ebenfalls außer Cours gesetzt: Martinez nach der Türkei, Salazar nach Yucatan, Escondor nach Brasilien. Was sollen wir also thun? Die Franzosen haben noch das volle Heft in Händen, fast täglich werden neue Transportschiffe mit belgischen und deutschen Legionären in Vera-Cruz erwartet; selbst der Norden scheint die Armee nicht besonders mehr zu beschäftigen, und Porfeirio Diaz wird sich

eben so wenig im Süden halten können. Unter solchen Umständen wäre es Wahnsinn, mit Gewalt auftreten zu wollen; wir könnten nie Etwas gewinnen, aber müßten sicher und gewiß Alles verlieren."

„Wenn man vielleicht auf die Umgebung des Kaisers einwirken könnte," bemerkte der Padre Miranda, von dem der Erzbischof sehr viel hielt, und der jetzt mit gefalteten Händen an dem einen Fenster stand, „ich fürchte fast, seine Umgebung ist nicht gerade die passende."

„Das weiß Gott," lachte der Erzbischof bitter, „anstatt sich mit den Leuten zu umgeben, die ihm den Thron angebahnt und seine Wahl mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gefördert haben, sucht er seine Freunde im Lager unserer grimmigsten Feinde, der Liberalen, und ist dabei thöricht genug, zu glauben, daß diese ihn über Wasser halten können. Sein ganzes Ministerium könnte Juarez eben so gut acceptiren, und hat es sogar eine Zeit lang in der Lehre gehabt. Dieser abtrünnige Bischof Ramirez, den er zum Almosenier ernannt, und mit dem wir nächstens ein sehr ernstes Wort reden werden, ist Alles in Allem bei ihm — und Escondero, Robles, Peza, Fernando Ramirez, — gehören sie nicht Alle in das

Lager der Liberalen? Es läßt sich da allerdings behaupten, daß seine Umgebung nicht die passende ist, aber welche Macht haben wir darüber?"

„So meine ich es nicht," sagte Padre Miranda freundlich lächelnd; „es fehlt ihm ein Mann in seiner nächsten Umgebung, der auch spirituell im Stande wäre auf ihn einzuwirken und sein Herz unserer heiligen Sache wieder zuzuwenden."

„Und hat er sich denn nicht selber diesen Indianer, den Bischof Ramirez, ausgesucht?" sagte finster der Erzbischof.

„Ich meine einen Mann, der, auch mit anderen Arbeiten betraut, fortwährend in seiner Nähe bliebe," erwiederte der Geistliche, indem er, wie sinnend, vor sich niederschaute. Labastida schüttelte mit dem Kopf.

„Er duldet keinen der Kirche wirklich ergebenen Mann um sich, denn er weiß genau, wie die mexicanische Geistlichkeit über sein, dem Papst gegebenes und — gebrochenes Wort denkt."

„Monseñor gehen da vielleicht ein wenig zu weit," fiel hier Miramon ein: „Einmal wissen wir nur, daß sich Maximilian daheim beim heiligen Vater verabschiedet, und gar nicht, was er ihm wirklich versprochen hat, und dann kann

man auch eigentlich nicht sagen, daß er bis jetzt irgend etwas der Kirche Feindliches — weit eher, daß er in dieser Sache gar Nichts gethan hat."

„Eben weil er bis jetzt noch Nichts gethan hat," rief da der Erzbischof heftig, „weil er duldet, daß der nichtswürdige Kirchenraub ruhig in den Händen von unnatürlichen Söhnen der Kirche sowohl, als selbst in denen von Ketzern und Antichristen bleiben darf, ohne mit aller Kraft und Energie dagegen einzuschreiten. Eben weil er das duldet, hat er sein Wort gebrochen, das er schon hier gegeben, indem er versprach, den katholischen Glauben hoch zu halten. Oder waren die Worte seiner Proclamation, in welcher er sich vermaß dahin zu streben, um immer von religiösen Gefühlen beseelt zu sein, nur eben so viele Tiraden, mit denen er dem Volke Sand in die Augen streuen wollte? Der jetzige Zustand könnte selber unter Juarez oder irgend einer andern Regierung der Welt kaum schlimmer sein; haben wir aber deshalb den Fremden in unser Land gerufen?"

„Es läßt sich aber doch auch nicht leugnen," sagte Señor Almeja, der aufgestanden, um nur vor allen Dingen den auf ihn einpressenden Schlaf

abzuschütteln, „daß Maximilian dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit geräth. Er fürchtet jedenfalls, die jetzt nun einmal bestehenden Besitzverhältnisse total um- und dadurch eine Menge von seinen jetzigen Anhängern vor den Kopf zu stoßen.“

„Aber das Heiligthum der Kirche vor den Kopf zu stoßen, davor fürchtet er sich nicht,“ sagte Labastida höhnisch; „was aber vermag alle Macht der Menschen gegen die Macht Gottes?“

Almeja hätte gern etwas darauf erwiedert, denn einmal vollkommen munter geworden, fehlte ihm auch die Antwort nicht. Er war sich nämlich noch keineswegs klar, ob nach dem von dem Erzbischof aufgestellten, und allerdings zweifellosen Satz, der liebe Gott in diesem Fall auch die Partei der Kirche ergriffen und sich nicht vielleicht neutral verhalten hätte, aber er mochte den Erzbischof, der sich ihm wieder in mancher Hinsicht gefällig zeigte, auch nicht reizen. Unter seinen Minen befand sich nämlich eine, die zwar außerordentlich reich, aber sehr abgelegen war, und zu der er schwerlich genügend Arbeiter bekommen hätte, wenn ihn nicht „die Kirche“ dabei unterstützte. Das geschah aber in der That,

und zwar auf die einfachste Weise, indem man einen Wallfahrtsort dort ganz in die Nähe legte. Einige Reliquien, die von Gott weiß wem stammten, wurden in der Nachbarschaft der Minen deponirt, und Señor Almeja hatte bald an Arbeitern, was er brauchte, und die Kirche ebenfalls ihren Nutzen dabei. Ueberwarf er sich aber mit derselben, so kostete es dem Erzbischof ein Wort, die „Reliquien" wurden fortgeschafft, und seine Mine lag wieder, wie vorher, in einer Wüste und Einöde.

„Monseñor haben doch vielleicht nicht recht verstanden, was ich eigentlich sagen wollte," fiel da wieder, die Hände zusammengelegt und den Kopf leise geneigt, Padre Miranda ein. „Wenn ich vorhin äußerte, daß ein immer in der Umgebung des Kaisers befindlicher Priester einen wohlthätigen Einfluß auf sein Herz und seine Gottesfurcht ausüben könne, so hatte ich dabei eine bestimmte Persönlichkeit im Auge, die ich wagen wollte Monseñor vorzuschlagen."

„Eine bestimmte Persönlichkeit?" sagte der Erzbischof, indem er stehen blieb und Miranda scharf und forschend ansah.

„Allerdings," nickte dieser, langsam das Haupt neigend, „einen deutschen Priester."

„Der jetzt mit der Expedition herüber gekommen?“

„Nein —“ lautete die Antwort.

„Er lebt schon seit langen Jahren im Lande, Monseñor,“ fiel hier der andere Padre, ein mexicanischer Geistlicher Namens Zaloga, ein, „und ist, wenn ich nicht irre, vor etwa sechzehn Jahren aus den Vereinigten Staaten zu uns herüber gekommen, der mexicanischen Sprache also vollkommen mächtig, und unserer Sache treu ergeben — jedenfalls“ — setzte er vorsichtig hinzu — „sehr nützlich zu verwenden.“

„Und sein Name?“

„Fischer.“

Der Erzbischof sah eine Weile schweigend vor sich nieder und nickte dann leise mit dem Kopf.

„Ich glaube, ich erinnere mich,“ sagte er endlich, „aber wenn ich nicht irre, so stand er in dem Verdacht, eine — etwas unlautere Handlūng in seiner Diöcese verübt zu haben. Betraf es nicht Juwelen?“

„Ich weiß, was Monseñor meinen,“ sagte Padre Zaloga, „die Sache konnte aber nie bewiesen werden. Man behauptet allerdings, daß der Juwelenschmuck des Heiligenbildes in Par=

ras früher und ursprünglich echt gewesen wäre, und da das jetzt nicht mehr der Fall ist, so müßte allerdings eine Täuschung und respective Veruntreuung stattgefunden haben, denn ein einfacher Dieb hätte die Juwelen nur geraubt und nicht wieder durch falsche Steine ersetzt. Die Beweise aber, wann das geschehen sein möchte, sind nicht mehr zu führen, und Padre Fischer hat sich außerdem durch einen Eid gereinigt."

„Er war früher Laie."

„Allerdings, Monseñor, Advocat, aber von tüchtiger Bildung und besonders ein vortrefflicher Lateiner, was ihm den Eintritt in den Schooß der Kirche außerordentlich erleichtert haben soll."

„Ich erinnere mich," sagte der Erzbischof, und ein leises spöttisches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, „unter den Blinden ist der Einäugige König — also diesen Mann halten Sie für passend, Miranda?"

„Ich verweise Monseñor an das Urtheil des Señor Almeja, der ihn genau kennt," sagte der Geistliche, auf diesen deutend, „er wird Ihnen Alles bestätigen."

Der Erzbischof warf einen fragenden Blick auf Almeja, dieser aber, also zu einem Urtheil aufgefordert, zuckte mit den Achseln.

„Als ich noch mit meiner Familie oben in den Bergen und in der Nachbarschaft meiner Minen wohnte," sagte er, „war Padre Fischer unser Beichtvater, und ich halte ihn allerdings für einen frommen und sehr — gescheidten Mann."

„Sie sprechen das gescheidt mit einer ganz besondern Betonung aus," sagte der Erzbischof; „hoffentlich nicht in irgend einem bösen oder zweideutigen Sinne."

„Gott soll mich behüten," rief Señor Almeja rasch und fast erschreckt. „Nein, ich — wollte nur sagen, daß er anfangs mit meiner Frau einen etwas schwierigen Stand hatte. Sie war in Vera-Cruz und zwar in einer protestantischen englischen Familie erzogen, und kam mit entschieden zu freien Ansichten in die Berge, aber — Padre Fischer belehrte sie gründlich, und ich glaube fest, daß es in diesem Augenblicke keine aufrichtigere und strengere Katholikin in ganz Mexico giebt, als meine Gattin.

Der Erzbischof hatte eine Weile sinnend vor sich niedergeschaut, endlich sagte er leise und fast wie mit sich selber redend.

„Ich glaube kaum daß es nöthig sein wird. Der Gesandte des heiligen Vaters Monseñor

Meglia, muß in der allernächsten Zeit, vielleicht in den nächsten Tagen, eintreffen, und sich dann Alles rasch — und wie ich fest hoffe — zum Guten entscheiden. — Uebrigens werde ich den Padre Fischer einmal rufen lassen, um ihn selber kennen zu lernen — wir müssen genau erfahren, wer wirklich unsere Freunde sind, und sie fest zusammenhalten. Aus dem nämlichen Grund möchte ich auch Sie, General Miramon, ersuchen, Ihre Abreise noch um etwas hinauszuschieben — wenigstens bis wir erfahren, welchen möglichen Erfolg die Sendung des päpstlichen Boten hier gewinnt. Man kann doch nicht wissen, und ich selber halte es für wünschenswerth."

Miramon schüttelte mit dem Kopf. „Das geht nicht, Monseñor," sagte er. „Wie ich schon bei meinen letzten Zusammenkünften, und besonders gestern, bemerken mußte, traut mir der Kaiser nicht. Wer ihn gegen mich eingenommen hat, ist unschwer zu errathen, denn die Liberalen haben mir nicht vergessen, wie fest ich ihnen stets entgegengestanden und wie unverbrüchlich dabei an der Kirche gehangen. Die Thatsache steht also fest — aber außerdem halte ich auch nicht, wie es Monseñor zu thun scheinen, einen sehr raschen Umschwung der Dinge hier für möglich

und denkbar. Der Papst ist in Italien, Tausende von Leguas entfernt, der Kaiser dagegen, und noch dazu in etwas überschwänglicher Art das Herz von einer Menge phantastischer und volksbeglückender Ideen erfüllt, hier in Mexico. Die verschiedenen Elemente müssen sich erst gegeneinander reiben und abnutzen, und mit Unterhandlungen und Depeschen Herüber- und Hinübersenden können Jahre vergehen. Außerdem sind uns jetzt hier die Franzosen vollständig im Wege, denn daß sich unter dem jetzigen Regime nichts mit Gewalt, oder nur durch einen Machtspruch ausrichten läßt, hat Ihnen Bazaine zur Genüge bewiesen."

„Aber die Franzosen müssen, den Verträgen nach, das Land wieder verlassen," rief der Erzbischof. „Jedenfalls ist Bazaine nicht mehr Commandirender in Mexico, wie er es damals war."

„Den Verträgen nach, nein," sagte Miramon, „in Wirklichkeit aber doch und noch dazu ohne persönliche Verantwortlichkeit, da er sich fortwährend auf die Befehle des Kaisers der Franzosen stützt. Doch, wie dem auch sei, unter den jetzigen Verhältnissen würde ich selber um Urlaub gebeten haben, wenn man mir nicht in so freundschaftlicher Art entgegengekommen wäre, aber

verlassen Sie sich darauf, zur richtigen Zeit kehre ich zurück."

„So wollen Sie die Sache der Kirche im Stich lassen, General?"

„Ganz abgesehen davon," erwiederte Miramon, „daß mir augenblicklich gar keine Wahl bleibt, wenn ich mich nicht ernstlich widersetzen und dadurch ein nun doch einmal gefaßtes Mißtrauen nur bestätigen will, so könnte ich Ihnen auch hier vor der Hand gar nichts nützen. Augenblicklich hat der heilige Vater die Sache in Händen, die man jetzt erst in der beliebten Art des Depeschenwechsels herüber- und hinüberzieht. Kommt es zu einem günstigen Ende, das heißt: willigt der Kaiser in das ihm jedenfalls anbefohlene Concordat und Zurückgeben der Kirchengüter, dann — brauchen Sie selber mich nicht mehr. Käme es dagegen zu einem ungünstigen Ende, wobei wir den Krieg in der Union auch nicht außer Acht lassen dürfen, dann — nun dann werden wir ja sehen. Jetzt einen Plan für die Zukunft zu entwerfen wäre thöricht, denn tausend unberechenbare Zufälle können dazwischentreten. Nur wenn ich selber sehe, daß ich im Stande bin, Ihnen — und meinem Vaterland etwas zu nützen, dann — darauf dürfen Sie

sich fest verlassen — kehre ich — mit oder ohne Urlaub — ohne Weiteres nach Mexico zurück und kann dann, mit frischen Kräften sowohl als noch unbetheiligt den Parteien gegenüberstehend, für das Gute wirken — ja Sie werden mir dann selber zugestehen müssen, daß ich indessen hier gar nichts versäumt oder vernachlässigt habe."

„Sie fliehen aber bei alledem die Entwickelung," sagte der Erzbischof.

„Ich fliehe sie nicht, ich gehe ihr nur, wie einem rollenden Felsblock, den ich doch nicht im Stande bin aufzuhalten, aus dem Wege, und das zwar nicht einmal allein meiner selbst, sondern auch der guten Sache wegen. Mein Name käme hier jedenfalls in unangenehme Verwickelungen mit beiden Parteien, und ich bin sogar dem Kaiser dankbar, daß er mich dem enthebt."

„Und wie denken die Conservativen darüber?" sagte der Erzbischof mit einem Blick auf Almeja, denn er wußte recht gut, daß der reiche Minenbesitzer die Stimmung eines großen Theils seiner Gesellschaftsschicht repräsentirte.

Der Señor zuckte mit den Achseln. „Wir müssen's abwarten," sagte er, „denn für jetzt, kann ich aufrichtig gestehen, habe ich keine große Hoffnung. Der Kaiser probirt nach zu vielen Seiten zu=

gleich und ist dabei von einer so rastlosen — Unruhe — andere Menschen nennen es vielleicht Eifer — daß er Alle unbehaglich macht. Jetzt heißt es wieder, daß er die Indianer von jeder Zwangsarbeit völlig befreien will, und ich wäre den Augenblick damit einverstanden, wenn er uns für das faule, lässige Volk andere und bessere Arbeiter in unsere Minen schaffte. Kann er das aber nicht, so müssen wir uns eben mit den Indianern behelfen, und nimmt er uns die, oder pflanzt er ihnen tolle Ideen von Menschenrechten und Staatsbürgern in den Kopf, so dürfen wir nur einfach unsere Bude zuschließen und unsere Zahlungen einstellen; an eine Unterstützung der einen oder andern Partei mit Geldmitteln ist aber nicht mehr zu denken. Meiner einfachen Meinung nach, Monseñor, müßte sich der Kaiser auch auf die Partei stützen, die ihn gewählt hat, auf die Conservativen, mit Hilfe des Klerus, und denen nachher die Rechte sichern, die sie nothwendig zu ihrer Existenz brauchen. Unterläßt er das und fängt er an mit dem Volk und den Arbeitern zu liebäugeln, so untergräbt er sich eigenhändig seinen Thron, denn er wird doch nicht etwa denken, daß er so lange an der Regierung bleiben sollte, bis er sich die Indianer

zu wirklichen Menschen herangebildet hat? Und kann er außerdem von denen Geld bekommen, wenn seine Kassen einmal leer sind? Nie! — Nein, bleibt er dabei, sich den Liberalen, also denen, die kein Geld haben, zuzuneigen, dann verfeindet er sich die, die nur allein den Willen und die Macht haben, ihn zu halten, und das Kaiserthum nimmt ein so schmähliches Ende, wie alle die früheren Regierungen genommen haben."

Miramon lächelte still vor sich hin, denn Señor Almeja repräsentirte in diesem Augenblick allerdings die ganze Partei der Conservativen und sprach ihre politische Meinung, die nur allein in dem eigenen Interesse gipfelte, vollkommen aus. Auch durch des Erzbischofs Sinn mochten ähnliche Gedanken zucken.

„Und doch ist schon jetzt das „Kaiserthum eine Wahrheit,"" bemerkte er endlich, mit einem sarkastischen Anflug im Ton, „denn also hat Seine Majestät, als er von der Reise zurückkehrte, in seiner letzten Proclamation gesagt."

Almeja zuckte mit den Achseln. „Wenn ich eine reiche Mine habe," sagte er, „aber dabei kein Geld, um sie in Angriff zu nehmen und zu bearbeiten, so ist die Mine allerdings eine Wahrheit, aber — sie hilft mir Nichts und ich kann

mich oben darauf setzen, um bei all' den unter mir verborgenen Schätzen zu verhungern. Die Conservativen und Klerikalen müssen das Geld dazu hergeben, um die Mine des mexicanischen Kaiserreiches zu bearbeiten, und wenn die ihre Säckel zuhalten, dann liegt sie todt und unbrauchbar da — bis einmal ein Anderer kommt, der es besser versteht, und sie in Angriff nimmt."

„Und würden die Conservativen wirklich mit Geld und Gut einstehen, wenn es einmal das Wohl des Landes erfordern sollte?" sagte der Erzbischof nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Ironie, denn die Gelegenheit hatte sich — seiner Meinung nach — schon früher mehrfach geboten und war nicht benützt worden.

„Veremos," erwiederte ruhig Señor Almeja, denn er war nicht der Mann, sich vorher durch ein leichtsinniges Versprechen in Unbequemlichkeiten zu bringen. „Aber wann gehen Sie, Señor Miramon? Ist Ihre Abreise schon bestimmt?"

„Ich habe, wie Sie wissen, noch gar keinen Befehl erhalten," sagte der General.

„Und wenn in der Zeit doch etwas Wichtiges vorfallen sollte?" frug auch der Erzbischof — „Etwas zum Beispiel, das uns den Rath eines erfahrenen Soldaten wünschenswerth machte?"

„Marquez bleibt, so viel ich weiß, hier," sagte der junge General, „und mit mir selber in steter Correspondenz. Sie können sich auf ihn so fest verlassen wie auf mich, denn er ist ein guter Soldat und der Kirche treu."

„Marquez?"

„Allerdings; er mag oft rauh und rücksichtslos sein, aber Sie werden ihn stets zuverlässig finden."

„Ich möchte nicht, daß wir je in die Nothwendigkeit versetzt würden, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen," sagte Labastida kopfschüttelnd, „unsere Sache ist eine Sache der Liebe und des Friedens, nicht des Blutvergießens, und ich hoffe, daß noch Alles in Liebe und Frieden erledigt wird. Der Kaiser ist ja ein guter, katholischer Christ und kann als solcher nicht gegen sein eigenes Fleisch wüthen — thut er es aber doch, dann — wird er zu spät einsehen, daß alle weltliche Macht gegen die Macht Gottes nur wie ein Hauch ist, den der Morgenwind über die Steppe fegt. Doch Sie entschuldigen mich, meine Herren. Nur Sie, lieber Miramon, bitte ich, mir noch für eine halbe Stunde in mein Cabinet zu folgen, da ich manches Wichtige mit Ihnen zu besprechen habe und wir nicht wissen, wie

lange Ihr Aufenthalt hier noch dauern wird. Ihnen aber, lieber Almeja, möchte ich dringend an's Herz legen, auch in Ihren Kreisen dahin zu wirken, um besonders jenen passiven Widerstand gegen die Kirche zu brechen, der, anscheinend unschuldig, doch der gerechten Sache die größten und am schwersten zu beseitigenden Hindernisse in den Weg wirft."

„Ich verstehe Monseñor nicht," sagte Almeja etwas verblüfft, denn er hatte bis jetzt geglaubt, daß er mit dem Erzbischof auf einem vorzüglich guten Fuße stand, und selber noch nicht den geringsten Grund zu irgend einem Mißtrauen, viel weniger denn zu einer Klage gegeben habe.

„Das bedauere ich sehr," erwiederte das Oberhaupt der mexicanischen Kirche, „Sie wissen aber doch, daß vieles — sehr vieles Eigenthum der Kirche in den Händen von Leuten ist, die mehr Christenthum hätten zeigen sollen, als von einem solchen kirchenschänderischen Gesetz, wie die Beschlagnahme der „geistlichen Liegenschaften", Nutzen zu ziehen. Roneiro, Santiago, Cortelas, Da Costa und wie sie Alle heißen — Einige sogar aus Ihrer eigenen Verwandtschaft —, sind sie nicht den fremden Ketzern mit sündlichem Beispiel sogar vorangegangen, und haben nicht sogar

Einige von ihnen selbst mit ihren Familien Wohnung auf solchem Grund und Boden genommen? Wie können wir erwarten, daß sich die Fremden freiwillig zu einer Rückerstattung solcher Güter bereit zeigen sollten, so lange sich noch katholische Mexicaner — und Mexicaner aus den ersten Familien des Landes — auf französische Bajonnette stützen, nur um solch einen traurigen und sündhaften Gewinn zu behaupten. Aber genug und übergenug davon. Kommen Sie, Miramon — meine Zeit ist kostbar" — und sich mit einem leichten Gruß von Almeja verabschiedend, während er gegen die sich tief und ehrfurchtsvoll beugenden Padres nur die linke Hand, wie zum Segen, hob, verließ er, von dem jungen Officier gefolgt, das Zimmer.

* * *

In Roneiro's Hause war heute großer Familienrath, und zwar einer wichtigen wie unvorhergesehenen Sache wegen, die aber auch niemand Geringeres als die Señorita Doña Inez, die Tochter vom Hause, betraf.

Doch vor allen Dingen muß ich hier eine kurze Einleitung über das Haus selber einschalten, da es mit dem Folgenden in genauer Be-

ziehung steht, und überhaupt die Lage mancher aristokratischen Familie in Mexico kennzeichnet.

Das Haus, in welchem Roneiro mit seiner Familie wohnte, war ein prächtiges altes Gebäude, noch aus der früheren spanischen Zeit her, auswendig von oben bis unten mit Fließen belegt, der Eckgiebel mit allerlei phantastischen Figuren geschmückt, die Vorsäle mit Marmor gepflastert, und die Thüren aus dunkelm, kostbarem Holz gefertigt. Die Räume im Innern entsprachen auch dem Aeußern vollkommen: sie waren hoch und luftig, die Fenster sämmtlich mit Balconen versehen, während um den, mit einem von Orangen umfaßten und mit einem Springbrunnen gezierten, Hofraum gallerieartige Säulengänge liefen, die außerdem durch Jalousien gegen die heißen Strahlen der Sonne abgeschlossen werden konnten.

Dieses unmittelbar an das Kloster von San Sebastian stoßende Haus hatte in früheren Zeiten aber, wie das Kloster selber, der Kirche gehört und war von einem Bischof bewohnt worden. Da warf Juarez' Decret, das sämmtliche Liegenschaften der Kirche in Staatsgut verwandelte, diese prachtvollen Baulichkeiten auf den Markt, und der reiche Roneiro, der sich mit seinem

eigenen Gewissen leichter als mit seiner eigenen Frau darüber abfand, erstand und bezog es nicht allein, sondern richtete auch einen Theil des früheren Klosters zu Lagerräumen her.

Was die politische Gesinnung Roneiro's betraf, so hatte er darin, wie so Viele seiner Landsleute, wohl kein ganz bestimmtes Glaubensbekenntniß. Er schwamm eben mit der Masse und fügte sich jeder Regierung, wenn er sich nicht durch sie in seinem Vermögen geschädigt fand, hatte auch deshalb einige Angst, als ein österreichischer Prinz den mexicanischen Thron besteigen sollte und das Gerücht die Hauptstadt durchlief, Maximilian habe sich vor seiner Einschiffung in Europa erst noch Verhaltungsregeln beim Papst geholt. Da sich aber seine gehabten Befürchtungen nicht bestätigten und der Kaiser keine Miene machte, die Geistlichkeit wieder in ihre früheren Rechte einzusetzen, befreundete er sich zwar mit der jetzigen Regierung, wenn er sich auch nicht besonders für das Kaiserreich begeistern konnte. Welchen Nutzen hatte er davon, und wer wußte überhaupt, wie lange es Bestand haben würde? Es war deshalb jedenfalls das Beste, sich nicht voreilig zu compromittiren und lieber ruhig abzuwarten, wie sich Alles mit der Zeit gestalten

würde; dann behielt er freie Hand und konnte immer handeln, wie es seinen eigenen Interessen entsprach. Liebe zum Kaiser? woher hätte er die nehmen sollen? War es nicht ein Fremder? und wenn er ihm auch seine Stimme gegeben hatte, so schloß das natürlich keine weiteren Verbindlichkeiten ein.

Er mochte allerdings die Franzosen nicht besonders leiden und würde auch, unter anderen Umständen, ihren Umgang gemieden haben, aber die Umstände gerade brachten ihn wieder mit ihnen in Verbindung. Dadurch, daß er sich, gegen das Verbot oder den Protest der Geistlichkeit, an dem Kauf der Kirchengüter betheiligt hatte, konnte er einer Berührung mit denen, die ihn darin beschützten, nicht gut und fortwährend ausweichen, und außerdem — waren es auch so nette Leute und benahmen sich, besonders im Anfang, mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit.

Señora Roneiro nun, eine noch jugendliche und selbst edle Gestalt, während Inez, ihre Tochter, als eins der schönsten Mädchen in ganz Mexico galt, war unglücklich darüber gewesen, daß ihr Gatte durch den Ankauf des Hauses und Klosters einen solchen fast feindlichen Schritt gegen die Kirche that, und von ihrem

Beichtvater nur noch immer mehr dazu getrieben, verbitterte sie ihrem Gatten mit Klagen und Bitten fast das Leben.

Der Einzug des Kaisers unterbrach diesen für Roneiro nachgerade qualvoll werdenden Zustand ein wenig, indem die Damen der Hauptstadt einestheils in dieser Zeit zu sehr von den Festlichkeiten wie ihrer Toilette in Anspruch genommen wurden, andererseits aber selbst die Geistlichkeit in ihrem Eifer etwas nachließ, weil sie fest überzeugt war, daß „Seine katholische Majestät" nicht ein von dem kirchenschänderischen Juarez gegebenes Gesetz aufrecht erhalten könne und werde, und deshalb bald der alte status quo wieder hergestellt werden würde.

Sie hielt in dieser Zeit ein wenig mit Bohren inne und erwartete geduldig, daß ihr die geraubten Güter wieder in den Schooß fielen — aber sie kamen nicht. Der Kaiser machte keine Miene, das Decret von 1859 wieder aufzuheben, und eben so wenig entsprach die Wahl seiner Minister den Hoffnungen, die man auf ihn, von dieser Seite wenigstens, gesetzt hatte, so daß die alten Intriguen wieder von vorn beginnen mußten.

Die Damen, die vom ersten Einzug an für

das Kaiserpaar im wahren Sinne des Wortes geschwärmt, fingen jetzt an, da die Kirchenfrage ihnen auf's Neue von ihren Beichtvätern an's Herz gelegt wurde — eine Schwenkung zu machen. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist," hatten ihnen die Priester gesagt; aber die Klöster gehörten nicht dem Kaiser, sondern Gott, ebenso die der Kirche eigenen Gebäude, und Señora Roneiro begann wieder ihrem Gatten in den Ohren zu liegen, daß er das „unrechtmäßig angekaufte" Grundstück aufgeben und es der Kirche zurückerstatten solle, damit sie nur endlich einmal Frieden vor ihrem eigenen Gewissen hätten. Vergebens warf ihr Roneiro ein, daß es sich hier wahrlich nicht um einen „Pappenstiel", sondern um ein Vermögen von über 80,000 Piaster handle, und er nicht so reich sei, um so viel zu verschmerzen. Mexicanische Damen, besonders aus den höheren Ständen (und sollte es solche — einzeln natürlich — nicht auch vielleicht bei uns geben?), haben selten einen Begriff von Vermögensverhältnissen überhaupt; so lange ihnen jeder Wunsch befriedigt wird, kümmern sie sich weder darum, woher das Geld eigentlich kommt, noch wohin es geht. Die Kirche hätte sich deshalb auch keine

beredteren — und was mehr ist — ausdauernderen Fürsprecher wünschen können, als die Damen waren, bis plötzlich — wenigstens in Roneiro's Hause — ein unvorhergesehener Fall der ganzen Sache eine andere Wendung gab und Señor Roneiro vollständig Luft zu machen schien.

An diesem selben Morgen war nämlich ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin Carlota an Inez Roneiro eingelaufen, d. h. durch den Hofmarschall Almonte in eigener Person überbracht und mit freundlichen Worten begleitet worden, und in dem Schreiben stand nichts Geringeres, als daß Ihre Majestät die Kaiserin die Señorita Doña Inez Roneiro da Silva zur Hof- und Ehrendame ernannt habe und sie freundlich und huldreich ihres Wohlwollens versichere.

Der Hofmarschall war ein alter Freund Roneiro's und sogar Inez' Pathe, was in den südlichen Ländern ja schon immer als ein nicht einmal ferner Verwandtschaftsgrad gilt. Ihm verdankte die junge Dame auch gewiß zum großen Theil diese Auszeichnung, die sie aber auch außerdem mit vollem Recht verdiente. Sie gehörte einer der ersten und edelsten Familien der Stadt an, und was körperliche wie geistige Vor-

züge betraf, so durfte sie keck mit jeder Nebenbuhlerin in die Schranken treten.

Nach kurzem Glückwunsch mußte allerdings Almonte seinen anderen Geschäften nachgehen, aber er ließ die Familie über das Neue und kaum Geahnte einer solchen Auszeichnung in nicht geringer Aufregung zurück, und besonders die Mutter konnte sich kaum darüber fassen.

Inez — ihre Tochter Hof- und Staatsdame der Kaiserin — es war ein zu unverhofftes Glück, um nicht wenigstens Señora Roneiro in einen annähernden Grad von Verzückung zu heben, und leider vergaß sie in dem Augenblick, daß sie noch vor kaum einer Stunde, und ehe der Hofmarschall eintrat, ihren Gatten mit allen Künsten weiblicher Beredsamkeit ermahnt hatte, sich vollkommen unter den Schutz der Kirche zu stellen, und lieber weltlichen Gütern zu entsagen, ehe er sein eigenes Seelenheil in Gefahr und ewiges Verderben brachte.

Don Bautista, ihr Gatte, hatte den langen Sermon aber noch viel zu frisch im Gedächtniß, und — nennen wir es Instinct oder Ueberlegung — aber während er mit auf den Rücken gelegten Händen über den Teppich auf und ab schritt, und der Unterhaltung der Damen nur

mit halbem Ohr lauschte, verarbeitete sein Geist die Frage, welche Wandlung dieser neue Umstand in seiner eigenen Familie und in seiner Stellung zu der jetzigen Regierung wie den Bearbeitungen der Geistlichen gegenüber haben könne.

Uebrigens war er sich des Moments vollkommen klar bewußt, denn er wußte recht gut, daß es — wenn seine Tochter diese Bevorzugung annahm — auch ein ganz entschiedener, ja öffentlicher Schritt von seiner Seite zum Kaiserreich gewesen wäre, und entschiedene Schritte lagen überhaupt nicht in seiner Natur. Er hatte Nichts dagegen, sich den Umständen zu fügen, und das von jeher auch gethan, wie sich wohl dabei befunden. Schon damals aber, als ihm Juarez — oder vielmehr sein Minister Lerdo de Tejada — so lange zusetzte, bis er das allerdings zu einem Spottpreis ausgebotene Grundstück kaufte, war ihm die Sache nicht recht gewesen, denn er verdarb es nicht allein mit der Geistlichkeit, sondern bekam auch, wie er recht gut voraus wußte, dadurch Unfrieden in der eigenen Familie. Juarez lag aber in jener Zeit besonders daran, nicht etwa nur das Kloster zu veräußern, obgleich seine Regierung Geld außerordentlich nothwendig brauchte, sondern — fast noch mehr als das —

auch ein paar angesehene mexicanische Familien voranzuschicken, die überhaupt Kirchengüter kauften. Wußte er doch recht gut, daß Niemand gern damit den Anfang machte, und Roneiro hatte sich endlich, da er außerdem dabei ein sehr günstiges Geschäft machte, gefügt. Das war indeß einmal geschehen, und ließ sich dieser Umstand nicht vielleicht benutzen, um das Frühere jetzt auszugleichen und wenigstens Frieden im eigenen Hause zu bekommen?

Kleine Ursachen haben manchmal große Wirkungen, und er schien jetzt nur noch nicht recht mit sich selber im Klaren, wie das Alles am besten zu erreichen sein könnte, als ihm seine Frau selber darauf half.

Inez, die eigentliche Hauptperson bei der ganzen Sache, auf welche das Neue auch fast bewältigend wirkte, wußte allerdings noch selber kaum, ob sie sich über die Auszeichnung freuen solle oder nicht, ja ob sie dieselbe überhaupt annehmen dürfe. Ihre Mutter dagegen, die unverhofft daraus ein glänzendes und genußreiches Leben für ihre ganze Familie erstehen sah, kam mit ihrem Entschluß viel rascher in's Reine und erkannte darnach auch keine Hindernisse oder Schwierigkeiten mehr an. Man konnte ja eine

solche Ehre gar nicht zurückweisen, ohne die liebenswürdige Kaiserin auf das schwerste und ganz direct zu beleidigen, und weshalb auch? Die Familie Roneiro da Silva gehörte zu den angesehensten und vornehmsten der Stadt, ja des Landes, und leitete ihre Abstammung sogar von einer Seitenlinie des Fernando Cortez her. Außerdem war ihr Gatte, wovon sie sich wenigstens überzeugt hielt, einer der reichsten Leute in Mexico, und wenn sich das Kaiserpaar nicht unter solchen Kreisen seine Umgebung suchen wollte, wo dann?

Señor Roneiro selber hatte, seit er den Hofmarschall Almonte bis zur Thür begleitet, noch keinen weiteren Antheil an dem indessen lebhaft geführten Gespräch zwischen den Damen — seiner Frau und Tochter und einer zum Besuch dort wohnenden Nichte — genommen. Er war auch in der That um seine Meinung bei dieser hochwichtigen Sache noch gar nicht gefragt worden, und ihm deshalb vollkommen Zeit geblieben, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Jetzt aber schien man seinen Rath zu verlangen, und die Señora redete ihn selber an:

„Sage doch, Bautista, — um der Jungfrau willen, Mann, Du machst Einen ja durch Dein

ewiges Hin- und Herlaufen ganz nervös — meinst Du nicht, daß Inez, um ihre nunmehrige Function anzutreten, eine ganz neue Toilette wird haben müssen? Außerdem kann sie unmöglich in der alten Kalesche bei Hof vorfahren. Die französischen Officiere lachen überhaupt schon jedesmal, wenn wir uns damit nur im Paseo blicken lassen. Mit ihrem Schmuck sieht es ebenfalls sehr windig aus. Das Kind ist viel zu einfach und anspruchslos von uns erzogen und gekleidet worden."

Señor Roneiro blieb mitten in der Stube stehen, denn er sah plötzlich Licht in einer bis dahin noch ziemlich dunkeln Sache — aber seine Frau durfte natürlich nicht ahnen, was in ihm vorging, und mit vollkommen ruhiger, aber auch ganz entschiedener Stimme erwiederte er ihr:

„Mein liebes Kind, das ist genau das Nämliche, was ich mir eben in Gedanken überlegt und dabei hin und her erwogen habe. Die Annahme einer solchen bevorzugten Stellung für unsere Tochter würde allerdings, wie Du ganz richtig bemerkst, eine derartige Veränderung, ja Umwälzung in allen unseren bisherigen, ziemlich einfachen Verhältnissen zur Folge haben müssen. Ich würde zu einzelnen und noch dazu nicht un-

bedeutenden Auslagen nothgedrungen gezwungen sein. Das hilft uns deshalb auch leicht über eine mögliche Unentschlossenheit hinweg, denn es macht eine Annahme dieser Ehre unmöglich. Unter den jetzigen Umständen könnte ich solchem Luxus gar nicht begegnen."

„Annahme der Ehre unmöglich?" wiederholte seine Frau, indem sie vor Erstaunen die Hände zusammenschlug — „solchem Luxus nicht begegnen? — unter den jetzigen Umständen? Was, um Gottes willen ist denn vorgefallen? Du hast die Mittel zu solchen Auslagen nicht?"

„Nein," sagte auf das bestimmteste ihr Gatte, „denn wenn ich Deinem, erst heute wieder so nachdrücklich und selbst unter Thränen befürworteten Verlangen nachgebe — was ich des lieben Hausfriedens wegen thun muß, — so bleibt mir unter den jetzigen Umständen kaum so viel Vermögen übrig, um nur noch anständig davon leben zu können — von vornehm wollen wir gar nicht reden, und ein solcher Luxus wäre außer aller Frage. Meine Minen können jetzt, der dort umherstreichenden Dissidentenbanden wegen gar nicht bearbeitet werden; an unsern „Patriotismus" werden ebenfalls ununterbrochen Anforderungen gestellt, und 80,000 Piaster setzen

mich mit allen meinen Berechnungen und Plänen vollständig an die Luft. Wir dürfen nicht daran denken, Dominga."

„Aber von welchem Verlangen sprichst Du nur?" sagte seine Frau, die in diesem Augenblick den Kopf wirklich nur von der neuen Hofcharge ihrer Tochter erfüllt trug, „ich verstehe Dich gar nicht. Was hast Du denn mit den 80,000 Piastern? Wenn Du den zwanzigsten Theil der Summe daran wendest, haben wir Alles, was wir brauchen."

„Von welchem Verlangen, Dominga?" sagte ihr Gatte kopfschüttelnd; „Du kannst doch nicht gut Etwas vergessen haben, das bis jetzt unser Morgen-, Tisch- und Abendgespräch gewesen: die Rückgabe dieses Hauses und der sämmtlichen, mit schwerem Geld erworbenen Grundstücke an die Kirche, — und was soll nachher werden? Du weißt, besser als ich es Dir sagen kann, was in jetziger Zeit, wo sich für den Generalstab der französischen wie deutschen Truppen kaum genügend anständige Wohnungen auftreiben lassen, ein solches Haus wie das unsere in Mexico kostet. Ein elegantes und hübsch eingerichtetes Haus müßten wir aber haben, denn ich könnte mich nicht ärmlich zeigen, und wir wären jeden-

falls gezwungen, dann und wann eine Gesellschaft zu geben. Du siehst also ein, Dominga, daß wir unter diesen Umständen die uns zugedachte Ehre — so leid es mir thut — ablehnen müssen, denn in Schulden kann und will ich mich nicht stürzen."

„Ablehnen?" rief die Frau erschreckt aus, „aber Du begreifst doch, Bautista, daß das unter den jetzigen Umständen ganz unmöglich, ja undenkbar ist. Die Kaiserin müßte sich ja dadurch gekränkt und beleidigt fühlen. Wie stünden wir auch allen bisherigen Freunden gegenüber? Ja man würde es sogar als eine directe und feindliche Demonstration gegen das Kaiserthum selber ansehen, denn daß Du in Deinen Mitteln beschränkt wärest, glaubt Dir ja doch kein Mensch. Es geht unter keiner Bedingung, wie Du es auch drehen und wenden magst."

„Mein liebes Herz," sagte Roneiro achselzuckend, „es geht eben Alles, was gehen muß, und davon haben wir genügende Beispiele sowohl im Staats- wie Familienleben. Ich gebe Dir mein Wort, ich kann nicht anders, denn wo ich mich jetzt genöthigt sehe, ein so bedeutendes Capital, wenn auch nicht wörtlich auf die Straße,

doch, was eben so viel sagen will, der schon so übermäßig reichen Kirche in den Schooß zu werfen, darf ich mich nicht in demselben Augenblick in Ausgaben stürzen, deren Umfang man noch außerdem nicht einmal im Stande ist auch nur annähernd zu berechnen. Eins zieht in solchen Dingen das Andere nach, und wenn ich mich im vollen Frieden auch für einen reichen Mann halten und mir Manches gestatten mag, was sich Andere versagen müssen, — jetzt kann ich es nicht, und Du selber würdest mir später mit Recht Vorwürfe machen, daß ich mich und Euch in's Unglück gestürzt hätte."

„Aber Bautista," sagte Señora Roneiro, allerdings mit einiger Befangenheit, „die Frage über die Kirchengüter liegt ja doch erst dem Kaiser vor, und eine — Ueberstürzung darin ist nirgends geboten. Es wird sogar erst ein Nuntius aus Rom erwartet, der mit der hiesigen Regierung darüber verhandeln soll, und ohne Entschädigung kann man ja doch auch von Niemandem verlangen, daß er sein ganzes Vermögen hergeben solle, nur um den Staat aus einer Verlegenheit zu ziehen.

Señor Roneiro hätte sich gern vor innerlichem Vergnügen äußerlich die Hände gerieben;

aber er versagte sich vorsichtigerweise den Genuß, denn er durfte ja nicht verrathen, wie erfreut er über die Meinungsänderung seiner schöneren — und nicht selten stärkeren Hälfte war. Er zuckte deshalb vor der Hand nur die Achseln und bemerkte:

„Aber Du erinnerst Dich doch, liebes Kind, daß Du mir erst an dem heutigen Morgen — und zwar nicht zum ersten Mal — vorhieltest, wie ich gerade mit einem guten Beispiel vorangehen müsse, um dem Staate zu zeigen, welche Verpflichtungen er gegen die Kirche habe. Ich begreife allerdings nicht recht, wie ich gerade —"

„Aber Du hast mich da ja total mißverstanden, Bautista," unterbrach ihn die Señora, der gar Nichts daran lag, eben jetzt Alles wiederholt zu hören, was sie an Argumenten in ihrem Sinne und von ihrem Beichtvater gedrängt — etwa vorgebracht; „wenn ich von einem „guten Beispiel" sprach, so meinte ich damit, daß Du gerade in Deiner Stellung mit dahin wirken solltest, einen Vergleich zwischen Regierung und Kirche anzubahnen; denn wir dürfen doch wahrlich nicht in die Fußtapfen jenes nichtswürdigen Juarez treten — eine gemeine Indianernatur —

ein Mensch ohne Vernunft,*) der eben plündert, wo er Etwas findet, und wenn es in der heiligen Kirche selber wäre. Jetzt ist das ja aber noch gar nicht so weit — wer weiß überhaupt, ob nicht noch Jahre darüber hingehen, ehe Alles regulirt werden kann, und es wäre thöricht, sich auf solche Aussicht hin schon jetzt unnöthigerweise einzuschränken."

„Ja, meine gute Candelaria," sagte Don Bautista, der sich noch immer nicht recht sicher fühlte, wie lange diese Stimmung seiner Frau anhalten würde, „das ist Alles recht schön und gut, aber — ich setze nun den Fall — wir nähmen die unserer Inez zugedachte Ehre wirklich an —"

„Wie wir das auch gar nicht anders können —"

„Ich stürzte mich dann," fuhr Roneiro fort, „in allerlei neue Ausgaben, schaffte eine neue Equipage, Schmuck, Kleider und, was weiß ich, sonst noch an, und unmittelbar darnach würde die Rückgabe der Güter decretirt, während die Verhältnisse im Innern dieselben und meine Minen, wie im letzten Jahre, geschlossen blieben. Dann wäre ich geradezu bankerott, und wir

*) Die Indianer wurden und werden noch häufig von den Weißen gentes sin razon — im Gegensatz zu ihnen selber als gentes con razon — genannt.

könnten nachher nach Texcoco, Tectihuacan oder in sonst irgend ein kleines Nest ziehen, nur um uns dort bis zum Nothwendigsten einzuschränken."

„Aber wer kann Dich zwingen, das, was Du rechtlich gekauft hast, ohne Entschädigung wieder herzugeben?" rief die Señora gereizt. „Daß Du es hergiebst, versteht sich von selbst," setzte sie hinzu, denn sie fühlte doch wohl selber, wie sie von ihrer früheren Meinung ein wenig zu schroff eingelenkt sei. — „Die Gebäude gehören einmal der Kirche, und unrecht Gut gedeiht nicht; unrecht Gut ist aber Kirchengut in den Händen eines Laien; doch selbst die Kirche wird nicht von Dir verlangen, daß Du Deine Existenz aufgiebst, ehe Dir nicht wieder die Mittel geboten werden, Deinem Range nach zu leben — und das ist also in der Zeit, wenn Du wieder im Stande sein wirst, Deine Minen zu bearbeiten. Dann aber leistest Du der Kirche sogar noch einen Dienst, denn hättest Du damals nicht das Kloster gekauft, so wäre es in die Hände eines Ketzers gefallen, und das war ja auch, wie Du recht gut weißt, der einzige Grund, daß ich selber damals meine Einwilligung zu dem Kaufe gab."

Señor Roneiro wußte das nun allerdings

besser, denn seine Frau gerade hatte ihn anfangs zu dem vortheilhaften Kauf gedrängt, da ihr das prachtvolle Haus in die Augen stach. Später aber, und durch den Pater Miranda unablässig dahin getrieben, hatte sie angefangen den ganzen Handel als Sünde zu betrachten. Uebrigens hütete er sich wohl, Derartiges jetzt zu erwähnen, denn es würde die Frau nur unnöthigerweise gereizt haben. Vor der Hand hatte er Frist und Ruhe im Hause bekommen — bis seine Minen wieder bearbeitet werden konnten, was noch im weiten Felde lag. — Außerdem war aber auch eine andere Strömung in seinem Hause zur Geltung gebracht worden, als die geistliche, und seine Frau auf andere Gedanken gekommen. Mit der Kirche hoffte er selber dann schon fertig zu werden, denn sogar diese war — seiner Meinung nach — eher zu überzeugen, als die eigene Frau; wenn sie sich nämlich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Inez selber kümmerte sich um die ganze Verhandlung, obgleich die Sache doch ihr eigenes Schicksal betraf, auch mit keiner Sylbe und besprach nur indessen mit der Cousine auf das eifrigste ihre künftige Toilette. Ihre Mutter hatte sich ja, wie sie recht gut wußte, schon be-

dingungslos für die Annahme entschieden, und wenn ihr Vater dann auch noch vielleicht einige Einwendungen machte, so blieben das doch auch nur eben Einwendungen — an der Hauptsache änderte es nichts mehr.

5.
Die Tertulia.

Es kam, wie es Inez gedacht und der Cousine schon vorhergesagt. Der allerdings auch nur scheinbare Widerstand des Vaters wich endlich den überzeugenden Gründen seiner Gattin, und schon am nächsten Morgen befand sich Señor Roneiro von sehr früher Stunde an auf den Füßen, um eine Menge der nothwendigsten Bestellungen zu machen und Anordnungen zu treffen. Um 1 Uhr aber fuhr die Señora mit ihrer Tochter Inez nach Chapultepec hinaus, um Ihrer Majestät der Kaiserin den gemeinschaftlichen wie persönlichen Dank für die unverhoffte und so ehrenvolle Auszeichnung darzubringen.

Welch' unendliche Mühe hatte sich Pater Miranda mit der Frau gegeben und so eindringlich,

so überzeugend zu ihr gesprochen, daß er sich schon fast am Ziel seiner Wünsche wußte und seinen Zweck vollständig erreicht zu haben glaubte. — Da trat der frommen und uneigennützigen Kirche die Flitterpracht des Hofes, der Glanz eines neuen Ranges gegenüber, und Pater Miranda konnte sich schon am nächsten Tage davon überzeugen, daß er allen Boden unter den Füßen verloren habe und mit seiner ganzen Arbeit wieder von vorne anfangen dürfe.

Ob die Kaiserin selber — von dem Besuch der Señora wenigstens — besonders erbaut war, ist schwer zu sagen; sicher aber, daß Señora Roneiro in echt mexicanischer herzlicher Weise sie, ehe sie nur ausweichen konnte, umarmte und ihr dann, ohne sich besonders unterbrechen zu lassen, erzählte, wie glücklich sie sich Alle fühlten, daß der Kaiser nach Mexico gekommen sei, und wie treu sie Alle an dem Kaiserhaus hingen und für ewige Zeiten hängen würden.

Charlotte entließ auch die Damen auf das huldvollste und küßte beim Abschied Inez auf die Stirn. Inez war wirklich ein bildschönes Mädchen, und ihre edle, stolze Haltung mochte die Fürstin besonders für sie eingenommen haben.

An dem nämlichen Tage — wie es sich glück-

lich traf — war auch bei Roneiros Empfangsabend — eine Art von kleiner Tertulia — wozu eben nicht besonders eingeladen wurde, sondern die Freunde nur gesellig zusammenkamen. Da sich aber die Kunde, welche Gunst der Tochter des Hauses durch die Kaiserin widerfahren sei, rasch in der Stadt verbreitet hatte, so fanden sich die Gäste heute natürlich viel zahlreicher ein, als es sonst der Fall gewesen wäre, denn man benützte den Abend gleich mit zur Gratulation. Señora Roneiro strahlte auch dabei in Glück und Seligkeit, während Inez, fast selber einer Kaiserin gleichend, das schöne stolze Antlitz heute besonders erregt und wie von Rosenduft überhaucht, die dunkeln Augen in Glück und Freude blitzend, trotzdem ein liebes Lächeln fast für Jeden hatte — und doch war Einer unter Allen, der es all' den Anderen mißgönnte.

Silvestre Almeja wich fast nicht von ihrer Seite und — that jedenfalls unrecht daran, denn er erreichte das für ihn Gefährlichste — er wurde ihr nämlich lästig, und sie suchte zuletzt ihm auszuweichen.

Daß er sich schon lange um sie bemüht, wußte Inez sowohl, als es alle ihre Bekannten wußten, und Silvestre galt auch eigentlich als

ihr erklärter Novio oder Anbeter — ja Manche gingen sogar so weit, zu behaupten, daß Beide schon die Einwilligung ihrer Eltern zu einer in nächster Zeit stattfindenden Verbindung erhalten hätten. Inez war auch immer freundlich mit dem jungen Mann gewesen, und schien sich bis vor Kurzem in seiner Gesellschaft wohl zu fühlen. In neuerer Zeit erlitt die Sache aber doch eine Aenderung, denn verschiedene französische Officiere gewannen Zutritt in Roneiro's Haus, und gewandter im Umgang, wie der Sprache vollkommen mächtig, einige sogar mit hohen Titeln und ihre Brust mit Orden bedeckt, stellten sie mit ihren glänzenden Uniformen den armen Silvestre doch etwas in den Schatten. Wie auch Inez vielleicht im Herzen denken mochte, in Wirklichkeit vernachlässigte sie die wahrhaft aufopfernde Liebe ihres Getreuen, und heute besonders, wo sie die Huldigung des ganzen Kreises entgegennehmen mußte, schien es ihr rücksichtslos von Señor Almeja, daß er verlange, sie solle sich allein i h m widmen. Sie zog sich auch deshalb fast auffallend von ihm zurück, hielt sich meist zwischen den Damen auf und unterhielt sich nur angelegentlich ein paar Mal mit einem der jungen französischen Officiere, einem Grafen

Deverreux, der als Hauptmann noch bei den Chasseurs stand.

Graf Deverreux war aber auch in der That ein liebenswürdiger Gesellschafter, lebhaft und intelligent, dabei immer voller Rücksicht, ohne sich je aufzudrängen, und außerdem eine sowohl elegante als wirklich hübsche Erscheinung. Sein offenes Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart und den großen seelenvollen Augen bekam durch die breite Narbe, die ihm, ohne ihn zu entstellen, über die Stirn und die linke Wange herunterlief, sogar etwas höchst Interessantes, so daß er bald ein allgemeiner Liebling der Damen wurde. Und wie flott tanzte er dabei, wie vortrefflich spielte er Piano, und noch besser fast — wie die Herren eingestanden — Ecarté. Er mußte dabei sehr reich sein, — er hazardirte wenigstens häufig, ohne sich durch selbst zuweilen bedeutende Verluste nur im geringsten außer Fassung bringen zu lassen, — und das besonders hob ihn in der Achtung der Mexicaner.

Weniger liebenswürdig, so weit es allerdings das Aeußere betraf, war ein Freund von ihm, ein Italiener, Signor Solfinto, der mit zum Stabe des General Bazaine gehörte. Er mochte kaum älter als dreißig oder zweiunddreißig Jahre

sein, aber seine Wangen zeigten schon zwei tiefe Furchen, und seine etwas dünn gewordenen schwarzen Locken sogar hier und da einige graue Haare. Aber einen besseren Gesellschafter gab es nicht auf der Welt, und mit seinem noch etwas gebrochenen Spanisch hielt sein trockener Humor, wenn er sich manchmal zwischen die jungen Damen setzte und ihnen erzählte, die ganze Schaar des jungen Volkes in steter, oft zu lautem Ausbruch kommender Fröhlichkeit.

Solfinto hatte auch heute Abend, als sich die junge Welt erst genügend über Inez und ihre neue, ehrenvolle Anstellung ausgesprochen, ein allgemeines Gesellschaftsspiel arrangirt, und zwar eine Kartenlotterie mit kleinen Einsätzen auf gezogene Karten, und Verauctioniren von anderen, wobei die Spieler dann noch auf ausgelegte Blätter wetten konnten. Silvestre hoffte dabei natürlich seinen Platz, wie oft schon früher, an Inez' Seite zu finden, und hatte sich seinen Stuhl dafür schon schlau gesichert. Unter den Händen aber schlüpfte sie ihm fort, indem sie, absichtlich oder zufällig, eine andere Dame in den reiferen Jahren an ihre Stelle schob. Dann glitt sie um den Tisch hinum und ließ sich dort auf einem von zwei nebeneinander stehenden freien Stühlen

nieder. Daß sich der schon auf Wacht befindliche junge Graf Deverreux augenblicklich an ihrer Seite befand, ist natürlich; und ehe Silvestre Almeja nur zu einem Entschluß kommen konnte, sah er sich vollkommen von der Geliebten abgeschnitten. Und das nicht allein, — Stunden lang mußte er, mit Qual und Pein im Herzen, der jungen Dame schräg gegenüber sitzen und immer nur sehen, wie sie sich lächelnd mit ihrem Nachbar unterhielt, ohne für ihn auch nur einen Blick oder ein Wort zu haben.

Nicht im Stande, das den ganzen Abend zu ertragen, erhob er sich endlich von seinem Sitz, warf der kalten Schönen noch einen vorwurfsvollen Blick zu, der aber total an ihr verloren ging und nur von dem lächelnden Grafen beobachtet wurde, und schritt in einer ganz verzweifelten Laune in das sogenannte Whistzimmer, wo sich die älteren Herren gewöhnlich zu einer Partie zusammenfanden.

Um dahin zu gelangen, mußte er einen Theil der den Hof einschließenden Gallerie passiren, die auch gewissermaßen das Vorzimmer bildete. Dort, auf einer breiten Crebenz aus wundervoll geschnitztem Mahagoniholz, standen sechs oder acht geschliffene Glascaraffen mit Portwein,

Xeres, Cognac, Rum, Wasser, Rothwein ꝛc., und Gläser daneben zum beliebigen Gebrauch. Die Herren ausschließlich benutzten auch diesen Durchgang, um hier entweder ein Glas zu trinken, oder ihre Cigarette zu rauchen, wie auch mitsammen über die schon wieder etwas verwickelten politischen Verhältnisse zu plaudern. Interessantes gab es auch dabei in der That genug, denn sowohl im Norden als Süden befand sich die Armee noch in voller Thätigkeit, in Yucatan war sogar ein neuer Kampf ausgebrochen, in Nordamerika hatten die „Yankees" wieder eine Niederlage erlitten, und außerdem wurde der päpstliche Nuntius erwartet, dessen Sendung natürlich Alle mit der größten Spannung erfüllte, da ihre eigenen Interessen innig damit zusammenhingen.

Das Kaiserreich wuchs dabei unzweifelhaft an Macht, und jeder Tag brachte fast Kunde von neuen Namen, die Juarez' Partei verlassen hatten und zu ihm übergegangen waren; aber die alten Mexicaner ließen sich trotzdem nicht dadurch zu extravaganten Hoffnungen hinreißen, denn sie kannten ihr Vaterland viel zu genau, um nicht zu wissen, daß es nur eines entscheidenden Erfolges auf der andern Seite bedurfte,

um im Handumdrehen einen Wechsel in den Gesinnungen hervorzurufen. Alles stützte sich ja hier in diesem Lande eben auf den Erfolg, der nur allein Berechtigung zu haben schien — ein wirkliches Princip erkannte man nicht an, und hatte es auch in der That nicht einmal.

Silvestre Almeja, in diesem Augenblick aber wahrlich nicht an Politik denkend, sondern nur in seinem Herzen tief verletzt, schritt langsam der Credenz zu, an der schon einige der übrigen Gäste standen. Da berührte Jemand seine Schulter, und als er den Kopf dahin wandte, erkannte er seinen Freund Mauricio Lucido.

„Ich hatte keine Ahnung, daß Du hier wärest," sagte Silvestre.

„Ich bin auch erst eben gekommen und gerade im Begriff, ein Glas Portwein zu nehmen. Trinkst Du mit?"

„Como no — gewiß. Ein Glas Wein wird mir gut thun, denn mir brennt die Kehle."

„Was hast Du denn? Du siehst ja so verbissen aus. Ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen — Etwas geschehen?"

„Ob Etwas geschehen ist," sagte Silvestre finster, „weiß ich nicht, aber daß Etwas geschehen muß, wird mir mit jedem Tage klarer."

„Und was? — wenn ich fragen darf?"

Silvestre warf den Blick umher — die kleine Gruppe von Herren, welche bis dahin an der Credenz gestanden, hatte sich in das Spielzimmer zurückgezogen. Jetzt flüsterte er, Mauricio's Arm ergreifend:

„Daß wir dieser französischen Wirthschaft ein Ende machen, denn lange genug haben wir die auf unserem Vaterland lastende Schmach ertragen."

Mauricio sah ihn fest an, dann sagte er lächelnd:

„Bist Du eifersüchtig und wirst dadurch patriotisch? Als ich vorhin einen Blick in den Saal warf, sah ich Doña Jnez neben einer französischen Uniform sitzen, und sich sehr lebhaft und freundlich mit ihr unterhalten. Jch konnte die Gesichter nicht erkennen, denn die Herrschaften drehten mir den Rücken zu, aber das Profil der jungen Dame glühte in lauter Vergnügen."

„Die Pest über den Burschen," knirschte Silvestre, „aber so sind sie Alle. Aller Orten drängen sie sich, so wie in das Land so in einzelnen Familien ein, und Fluch und Schmach folgt ihnen überall."

„Caramba compañero," lachte Mauricio, während sich Silvestre eins der großen Wassergläser halb voll Xeres füllte und es auf einen hastigen Zug leerte. — „Du scheinst in etwas erregter Stimmung zu sein, und der Wein gerade wird Dich nicht besonders abkühlen — aber was thun? Hätten wir die Franzosen nicht hier, so regierte jetzt der schmutzige Indianer Juarez in der Stadt, und da doch lieber einen Nachkommen Carl's des Fünften, einen weißen Mann von edlem Blut, als jene Gesellschaft, in denen eigentlich nur die Neger fehlen, um ihre Blutmischung vollständig zu machen."

„Ich weiß, daß wir von Juarez nicht viel zu hoffen haben," sagte Silvestre finster — „gerade meine Familie haßt er auch besonders, weil wir uns damals fest zu Miramon gehalten, aber Porfeirio Diaz ist mit Roneiros eng befreundet, und durch den wäre am Ende noch ein Ausgleich möglich — wenn wir nur wenigstens dies französische Gesindel erst aus dem Lande hätten."

„Du scheinst noch unschlüssig zwischen allen Parteien herumzuschwimmen," lachte Mauricio, „ebenso wie in diesem Augenblick unser alter Roneiro. Inez Hofdame — allen Respect — auf einmal gut kaiserlich geworden, und es sollte

mich gar nicht wundern, wenn er nicht seine Tochter jetzt auch einem französischen Grafen — der junge Deverreux, der ihr seit einiger Zeit den Hof macht, ist ja wohl ein Graf — geben würde. Hast Du übrigens die Neuigkeiten gehört? Oajaca, in dem sich Porfeirio Diaz noch mit allen Kräften hält, soll jetzt entschieden angegriffen werden, und wie man sich erzählt, will sich Bazaine selber an die Spitze stellen. Porfeirio Diaz möchte den Platz da unten bald zu zu warm finden."

„Hol' ihn der Teufel," brummte Silvestre, der sich durch die vorige Anspielung Mauricio's wahrlich nicht in der Stimmung befand, an irgend Jemandem Antheil zu nehmen. „Weshalb hängt er auch, ein weißer Mann und echter Creole, an dem rothen Indianer und seinem Gesindel — weshalb schließt er sich nicht dem Kaiserreich an? Wären wir — alle Mexicaner — vereinigt, so wollten wir die Franzosen bald aus dem Lande hinaus haben, und selbst von den Nordamerikanern brauchten wir nachher Nichts zu fürchten."

„Und hältst Du es für möglich," lachte Mauricio, „alle Mexicaner zu einem Ziel zu vereinigen? Thorheit — eben so leicht könntest Du

auch aus allen Spitzbuben in Mexico ehrliche Menschen machen. Hier selbst, im Lager des Kaisers, stehen sich die Klerikalen und Conservativen gegenüber und lassen sich von den liberalen Ministern vor der Hand regieren; und oben bei Juarez im Norden bekämpfen sich die einzelnen Generale eben so gut untereinander und gehen bald zum Feinde über, bald laufen sie wieder zurück. Eine saubere Wirthschaft — und wen haben wir hier unter den treuesten Kaiserlichen? Miramon und Marquez, von denen der Eine selbst gern Kaiser und der Andere Präsident wäre, um seine sämmtlichen Gegner hängen zu lassen und ihre Güter zu confisciren."

„Miramon geht nach Europa —"

„Ja, ich weiß es; wenn aber der Kaiser Alle wegschicken will, denen er nicht besonders trauen darf, so wird er einen verwünscht dürftigen Hofstaat behalten. Doch a fuera mit der Politik! Was kümmert sie uns — wir haben nichts damit zu thun, und wenn sie uns selbst zu Ministern oder Generalen machen wollten, würde ich doch — für mein Theil wenigstens — höflich dafür danken. Die Hauptsache ist: werden wir heute Abend noch ein Spielchen arrangiren? Meinen Freund Solfinto habe ich schon da brin-

nen sitzen sehen, und er begnügt sich noch damit, an schüchterne Backfische aus Galanterie Medios zu verlieren — Gnade ihnen Gott aber, wenn sie ihm mit Unzen entgegentreten wollten. Dann ist er unerbittlich, und seine Galanterie augenblicklich zu Ende."

„Hast Du noch nicht genug an ihn verloren?"

„Allerdings — aber noch nicht genug von ihm zurückgewonnen; ich warte deshalb gerade auf eine passende Gelegenheit."

„Ha," sagte Silvestre aufhorchend, „da beginnt Musik. Es wird jedenfalls getanzt."

„Willst Du zusehen, wie der französische Graf mit Deiner Novia tanzt?" lachte Mauricio.

Silvestre biß die Zähne fest zusammen, erwiederte aber kein Wort und schenkte sich nur noch einmal von dem starken Wein ein.

„Nimm Dich in Acht, Kamerad," warnte ihn der Freund, „Du kannst nicht viel vertragen und brauchst alle Deine Sinne gerade heute Abend. Denk an Inez."

„Gerade weil ich an sie denke, muß ich trinken," lachte der junge Mann trotzig, indem er das zweite Glas hinunterstürzte. „Caramba

amigo, wir sind die Herren des Landes, wir Creolen. Unsere Vorväter haben das Reich mit ihrem Schwerte errungen und den Kauf mit ihrem Blut besiegelt. Sollen wir uns jetzt von den Fremden Gesetze vorschreiben und in unseren eigenen Häusern beleidigen lassen? Tod und Verdammniß über sie — fort müssen sie wieder, ob wir nun die Schwarzröcke — oder den Teufel dabei zu Hilfe rufen sollten."

„Bst, compañero," warnte ihn der vorsichtigere Mauricio, indem er sich nach allen Seiten umsah, „dort kommen wieder Leute. Einverstanden bin ich vielleicht mit Dir, aber je weniger wir darüber reden und je mehr wir handeln, desto besser. Hier aber in diesen Häusern, die früher der Geistlichkeit gehörten, haben die Wände Ohren, und — wenn Du meinem Rath folgen willst, so trinkst Du heute Abend keinen Tropfen mehr."

„Du hast Recht, Mauricio," rief der junge Mann, indem er die dunkeln Locken aus seiner Stirne zurückwarf, aber fortwährend dabei nach dem andern Zimmer horchte, „wir müssen allerdings unsere Sinne bei einander behalten. — Aber dort drüben rücken sie die Stühle. Das Spiel ist aus — die Musik beginnt im Ernst.

Kommst Du mit in den Saal? Dein Italiener ist drüben."

„Der fehlt allerdings nicht," sagte Mauricio mit zusammengezogenen Brauen, „aber er beginnt nie selber ein Spiel, sondern läßt sich immer dazu nöthigen."

„Und findet auch immer Thoren, die es thun," nickte Silvestre finster, und miteinander schritten jetzt die beiden jungen Leute in den Saal zurück. Hier fanden sie aber in der That die ganze Gesellschaft eben auf das eifrigste beschäftigt, den großen Tisch aus der Mitte fort und hinüber in ein anderes Zimmer zu schaffen, wie auch die zahllosen Stühle an den Wänden aufzustellen. Augenscheinlich wurde Alles für einen Tanz arrangirt, und Silvestre machte sich von Mauricio's Arm los. Er sah Inez an einem Ende des Zimmers mit den kleineren Geschwistern beschäftigt, während der verhaßte Franzose am andern Ende mit einigen Kameraden plauderte, und suchte sich deshalb vor allen Dingen den ersten Tanz zu sichern, aber — er kam zu spät.

„Ich bedauere sehr, Señor," sagte die junge Dame — und ihr Antlitz sah dabei nicht einmal so aus, als ob sie überhaupt Etwas bedauere — „aber ich glaubte, Sie hätten uns schon verlassen

— Sie waren auf einmal verschwunden — ich bin engagirt."

„Auf den ganzen Abend, Señorita?" frug Silvestre, und mußte sich in der That Mühe geben, seine Fassung zu bewahren.

Inez zögerte einen Moment mit der Antwort, dann sagte sie leise: „Nein."

„Und darf ich Sie nachher bitten?"

„Spielen Sie nicht Whist?"

„Bin ich Ihnen so unangenehm, Inez?"

„Unangenehm? — nein — gewiß nicht. Was macht Sie das glauben?"

„Sie sind so förmlich — so kalt."

„Kalt?" lachte die junge Dame — „es herrscht hier eine glühende Hitze."

Silvestre biß sich auf die Lippe. „Also Sie verweigern mir einen Tanz?" sagte er.

„Nein," erwiederte Inez freundlich — „nachher gewiß nicht, wenn Sie es wünschen — aber wir tanzen auch Extratouren."

„Eine Neuerung der Franzosen."

„Es ist zu reizend — und außerdem," setzte sie schelmisch hinzu, „können Sie ja ebenfalls davon profitiren."

Ihr Blick traf ihn dabei wieder mit dem alten lieben Lächeln, daß es ihm durch alle Ner-

ven zuckte, und leidenschaftlich ergriff er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Aber sie ließ ihm dieselbe nicht lange, und sich von ihm abwendend, schlüpfte sie in eine Schaar junger Mädchen hinein, die sich in einer Ecke gesammelt hatten, und dort mitsammen lachten und plauderten.

Die Paare sammelten sich bald. Die Gesellschaft überstieg heute bedeutend die eines gewöhnlichen Receptions-Abends; und während sich die jungen französischen Officiere dem Tanze mit aller Leidenschaft hingaben, war Signor Solfinto, der daran wohl kein Vergnügen fand, langsam hinüber in das Spielzimmer geschlendert und beobachtete dort — wie Mauricio ganz richtig vorhergesagt — so lange die verschiedenen Whist-Partien, bis er von einigen Herren wiederholt gebeten wurde, eine kleine Bank aufzulegen. Er ließ sich dazu auch endlich bereit finden, that aber dadurch nicht nur dem Whist, sondern auch dem Tanze Abbruch, denn alle spanischen Völker haben eine Leidenschaft für das Hazardspiel und geben sich ihm meist immer — wenn auch äußerlich kalt und ruhig — doch gewöhnlich mit der größten Leidenschaft hin.

So verging der Abend. Viele der älteren

Herren und Damen hatten sich allerdings schon entfernt, und die Gesellschaft fing an, sich auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Selbst die Whisttische waren verlassen, die Lichter heruntergebrannt; nur am Monte-Tisch, auf den Solfinto seine Bank gelegt, und wo sehr hoch gespielt wurde, standen noch etwa zehn oder zwölf Herren, und unter ihnen Mauricio Lucido. Aber wie verändert sah der Unglückliche aus — todtenbleich, die Lippen fest zusammengebissen, die Augen stier und geisterhaft auf die Hände des Spielers geheftet, stand er, wie durch eine unheimliche Macht gefesselt, am grünen Tisch, und Summe nach Summe wanderte in den Besitz seines Gegners.

Silvestre hatte ihn dort gefunden und einmal auch versucht, ihn hinwegzuziehen, aber Mauricio wich und wankte nicht, und — selber den starken Wein im Kopfe und dabei erhitzt und aufgeregt — achtete er zuletzt nicht mehr auf ihn. Er eilte in den Tanzsaal zurück, aber es war zu spät geworden, und die Musik schwieg; die Gesellschaft löste sich auf. Inez hatte Abschied von den Freundinnen genommen — Deverreux stand noch vor ihr und hielt ihre Hand lange, lange an seinen Lippen. Silvestre fühlte, wie ihm

das Herzblut kochte, und war kaum im Stande, sich zu mäßigen.

Noch hatte er ja keine Anrechte an das junge, schöne Mädchen — sie waren noch nicht wirklich mit einander verlobt worden — aber sahen die Eltern nicht seine Werbung, und billigten sie dieselbe nicht? Ja, Inez selber begünstigte ihn bisher vor allen Anderen, und in der Stadt war die Verbindung der beiden jungen Leute schon seit längerer Zeit als eine abgemachte und vollständig entschiedene Sache betrachtet worden. Sollte er sich jetzt auf eine so schmähliche Weise, und noch dazu nur zu Gunsten eines der hergelaufenen und verhaßten Fremden behandeln lassen? Und selbst in der Gesellschaft war es ja nicht unbeachtet geblieben — man hatte darüber geflüstert und gelacht, und Grimm und Eifersucht drohten ihm das Herz zu zerreißen.

Aber Gewißheit wollte er haben — und zwar heute noch — gleich, denn d i e s e n Zustand glaubte er nicht länger ertragen zu können. Daß es, kurz vor Mitternacht, wohl kaum die rechte Zeit sein möchte, um eine Erklärung zu fordern, fühlte er nicht. Der starke Wein, mit der kochenden Leidenschaft im Herzen, hatte seine Sinne verwirrt, und anstatt den nächsten Morgen ab-

zuwarten und sein Blut vorher abzukühlen, zog er sich, als der Rest der Gesellschaft Abschied nahm, draußen auf die Gallerie zurück und war fest entschlossen, von Inez, sobald er sie nur für einen Moment allein sprechen konnte, eine feste und bestimmte Erklärung zu fordern.

Der alte Señor Roneiro hatte indessen mit der gewöhnlichen mexicanischen Höflichkeit seine Gäste bis an die Treppe und sogar noch ein Stück hinuntergeleitet und kam eben wieder zurück, um noch einmal in das Spielzimmer zu gehen, wo noch etwa sechs oder sieben der Herren zurückgeblieben waren. Da trat einer der Diener zu ihm heran und sagte mit halb unterdrückter Stimme:

„Señor, es ist soeben ein fremder Herr in das noch offene Haus gekommen und ohne Weiteres in Ihr Zimmer gegangen."

„Ein fremder Herr und in mein Zimmer zu dieser Zeit der Nacht?" rief Roneiro erstaunt aus, „aber caramba hombre, weshalb hast Du das geduldet? Was hat ein fremder Herr in meinem Zimmer zu suchen? Wer ist es?"

„Quien sabe, Señor," erwiederte der Diener; „er sah aber sehr anständig aus und schien auch vollkommen bekannt hier im Hause, denn er wußte genau, wohin er sich zu wenden habe."

„Und was sagte er?“

„Daß ich Ihnen nur melden möge, es wünsche Sie ein „alter Freund“ in Ihrem eigenen Zimmer unter vier Augen zu sprechen.“

„Ein alter Freund?“ wiederholte Roneiro sinnend. „Das ist ein weiter Begriff; aber wie sah er aus? war er alt oder jung?“

Der Diener zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht, Señor,“ sagte er, „er trug seine Serape um das halbe Gesicht geschlagen, während der breitrandige Hut die Stirn ebenfalls beschattete. Die Stimme kam mir allerdings bekannt vor, aber ich wäre doch nicht im Stande zu sagen, wem sie gehörte. Im Hause hier muß er aber schon gewesen sein, so viel ist gewiß.“

Der alte Herr schüttelte immer noch leise und erstaunt vor sich hin den Kopf, aber er wußte auch, daß weitere Fragen Nichts bezwecken konnten. Der Fremde, wer es auch war, wollte augenscheinlich nicht im Hause gekannt sein, und in der jetzigen Zeit ließ sich das schon nach verschiedenen Richtungen hin entschuldigen — also mußte er selber vor allen Dingen sehen, wer es war und was er von ihm wollte. Inez, die noch einer Freundin einen Rebozo zum Umhängen geborgt, denn die Nächte fingen an kühl zu wer-

den, kam gerade an ihm vorbei, um in den Saal zurückzugehen, und er redete sie deshalb an.

„Liebes Kind, im Spielzimmer sind noch einige Gäste. Sollte irgend wer nach mir verlangen, so gehe ich nur für einen Moment in meine Stube und komme dann gleich wieder zurück.“

„Schön, Papa. Wo ist Mama eigentlich? schon zu Bett?“

„Ich glaube ja; sie kann das lange Aufsitzen nicht vertragen und klagte vorhin über Kopfschmerzen. Es war überhaupt heute ein bewegter Tag, und ich glaube, Du wirst besser thun, ebenfalls Dein Zimmer zu suchen, denn es ist sehr unbestimmt, wie lange die Herren da drin noch beim Spiel sitzen bleiben — buenas noches Querida,“ damit küßte er sie leicht auf die Stirn und schritt dann seinem eigenen sogenannten Arbeitszimmer zu.

Als er an der Credenz vorüberging, sah er, wie dort ein einzelner junger Mann, den Hut auf dem Kopf und augenscheinlich zum Gehen gerüstet, stand und eben ein Glas Cognac auf einen hastigen Zug leerte. Es war Mauricio Lucido, aber wie bleich — wie todtenbleich er aussah — wie glanzlos sein Auge umherstarrte. Señor Roneiro wollte ihn anreden, aber Mauricio

sah ihn gar nicht, schritt den Gang entlang und stieg dann, sich am Geländer festhaltend, die Treppe hinab.

„Unverbesserlich,“ nickte Roneiro, ihm nachschauend, vor sich hin, „er läßt nun einmal das Spiel nicht, und sein Vater wird wieder eine schöne Rechnung für ihn zu bezahlen haben.“ — Aber andere Gedanken gingen ihm jetzt im Kopf herum, als sich länger, wie für den Moment, mit dem unglücklichen Spieler zu beschäftigen. Wer konnte der Fremde in seinem Zimmer sein, und was wollte er von ihm? Die Zeit war freilich darnach angethan, daß Manche, die sonst gerade in dieser Stadt die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, jetzt bei Nacht und Nebel und nur verstohlen die Stätte ihres früheren Glanzes betreten mußten. Aber wer von allen denen konnte gerade ihn aufgesucht haben, da er doch selber gar keine Rolle in der Politik des Landes spielte, und auch nicht den geringsten Einfluß auf die besaß, die gegenwärtig das Ruder in Händen hielten. Aber das Alles mußte sich ja rasch aufklären. Wenige Secunden später hatte er sein Zimmer erreicht, und die Thür öffnend, während eine von der Decke niederhängende Astrallampe ein helles Licht in dem nicht großen Raum ver-

breitete, sah er den Fremden mitten in der Stube stehen.

Er hielt aber den Hut noch auf dem Kopf und die Serape um die Schulter geschlagen, so daß sie den unteren Theil seines Gesichtes vollständig bedeckte, regte sich auch nicht als Roneiro eintrat, und erst als dieser, erstaunt über das wunderliche Benehmen seines späten Besuches, und hier inmitten seiner Leute keine Gefahr fürchtend, die Thür hinter sich zuzog, ließ er langsam die Serape fallen. Der Hut beschattete aber noch immer sein Gesicht, Roneiro konnte dessen Züge nicht erkennen, und wie er den Fremden ruhig einen Moment betrachtet hatte, sagte er artig, aber doch zurückhaltend:

„Und mit wem hab' ich die Ehre, wenn ich fragen darf?"

Der Fremde antwortete nicht, aber langsam nahm er den Hut ab, so daß das Licht der Lampe voll auf sein Antlitz fiel, und Señor Roneiro rief in vollem Erstaunen, doch allem Anscheine nach viel mehr erschreckt als erfreut, aus:

„Purisima! Porfeirio Diaz! — Compadre!"

*
* *

Der Saal hatte sich indessen geleert. Nur die Diener gingen herum, um einen Theil der

vollkommen niedergebrannten Kerzen abzunehmen und die übrigen auszulöschen. Jetzt waren sie damit fertig und zogen sich zurück, und nur auf dem Instrumente brannten noch zwei Lampen.

Inez trat wieder in den Saal; sie mußte, da ihre Mutter schon das Lager gesucht, doch nachsehen, ob das Silbergeschirr weggethan und verschlossen sei und keine Feuersgefahr mehr durch vernachlässigte Lichter entstehen könne. Es beunruhigte sie auch, das Haus allein zu lassen, und da ihr Vater gesagt hatte, daß er gleich zurückkäme, beschloß sie, ihn lieber zu erwarten. Sie beschäftigte sich indessen damit, die an dem Abend gebrauchten Spielmarken wieder in ihre verschiedenen Kästchen zu ordnen; allerdings wußte sie, daß sich noch einzelne Herren im Spielzimmer befanden, diese aber, wenn sie das Haus verließen, passirten nicht mehr den Salon, und daß sich Silvestre noch dort aufhielt, ahnte sie natürlich nicht.

Dieser hatte indessen, Eifersucht und Leidenschaft im Herzen, und jede sonst gewiß streng beobachtete Form hintansetzend, seinen vorher gefaßten Entschluß noch nicht aufgegeben, sondern sich eher durch das lange Warten darin befestigt. Mit dem starken Wein im Kopf und fast fieber-

haft schlagenden Pulsen, zwang er alle Vernunftgründe, die in ihm aufstiegen, zurück und schritt, als er die Geliebte allein in dem Saal bemerkte, direct auf sie zu.

Inez, mit ihrer Arbeit beschäftigt, vernahm wohl die Schritte, achtete aber nicht darauf, weil sie natürlich glaubte, daß es Einer der zurückgebliebenen Leute wäre. Da hörte sie leise ihren Namen nennen, und emporschreckend rief sie aus:

„Señor Almeja? — Sie noch hier, wo Alles schon die Räume verlassen hat?“

„Und setzt Sie das so sehr in Erstaunen, Señorita?“ sagte der junge Mann mit vor innerer Aufregung fast heiserer Stimme.

„Allerdings,“ erwiederte die junge Dame, sich vielleicht einer Schuld gegen den bisher Begünstigten bewußt, aber doch auch in ihrem Stolz gekränkt, daß er gerade heute und zu dieser Stunde wagte ihr zu nahen — „ich hatte keinen der Herren mehr im Salon erwartet.“

„Ich habe auch nur Sie gesucht, Inez!“ fuhr dann Silvestre, sich gewaltsam fassend, fort, „und diesen Moment, wo ich Sie allein noch sprechen konnte, mit fast verzehrender Ungeduld herbeigesehnt.“

„Mich? — allein sprechen? — und wes-

halb?" sagte Inez kalt; „ich glaube doch kaum, daß diese Zeit dazu die passende ist. Kommen Sie morgen gegen Mittag, und wir können dann Alles besprechen — wenn wir Etwas zu besprechen haben sollten."

„Weichen Sie mir nicht aus, Inez," bat aber Silvestre, kaum seiner Sinne mehr mächtig, denn so kalt und stolz, so entsetzlich stolz und zurückweisend klangen ihre Worte — „ich habe den ganzen Abend mit mir gekämpft und mir Alles gesagt, was mir die Vernunft sagen konnte; aber die Pein, die mir das Herz zerriß, war mächtiger als alle Gründe, die ich dagegen einwenden konnte. Sie müssen mich hören — müssen mir Rede stehen."

„Ich muß Ihnen Rede stehen," sagte das junge Mädchen — jedes der Worte scharf betonend, während ein verächtliches Lächeln ihre Lippen kräuselte — „wie soll ich das verstehen, Señor, und was berechtigt Sie, so zu mir zu sprechen?"

„Verstellen Sie sich nicht, Inez," fuhr aber Silvestre, durch den Wein zu ungewohnter Kühnheit getrieben und diesmal fest entschlossen sich wenigstens auszusprechen, fort — „Sie wissen recht gut, was ich Ihnen zu sagen, was ich von

Ihnen zu **forderu** habe; denn daß Sie mich heute Abend schwer gekränkt, konnte nicht unbewußt geschehen sein, und war es nicht."

„Ich Sie gekränkt?" sagte die Señorita, den Kopf halb zur Seite wendend — „ich wüßte nicht, womit, Señor! denn so viel ich weiß, haben wir heute den ganzen Abend kaum zwanzig Worte mit einander gewechselt."

„Inez," rief Silvestre, fast außer sich über die herzlose, ja schneidende Antwort — „und haben Sie ganz vergessen, welches Glück Sie mich früher erwarten ließen — ja mehr als das, was Sie mir schon fest zusicherten?"

„Ich erinnere mich nicht," erwiederte die junge Dame kalt, „Ihnen je Etwas fest zugesichert zu haben, es müßte denn vielleicht ein Tanz oder irgend ein anderer gleichgiltiger Gegenstand gewesen sein. Haben Sie unsere freundschaftlichen Gesinnungen gegen sich und Ihre Familie falsch ausgelegt, so ist das wahrlich nicht **meine** Schuld. Uebrigens, Señor, muß ich Sie wiederholt darauf aufmerksam machen, daß diese Stunde nicht passend ist, eine weitere Unterhaltung zwischen uns fortzuführen. Sie hätten Tact genug haben müssen, um das selber einzusehen."

Silvestre faßte sich den Kopf mit beiden Hän-

den. Er wußte kaum, ob er wache oder träume; denn wo er geglaubt hatte, daß ihm Inez beschämt oder doch ihrer Schuld bewußt gegenüberstehen werde, fand er sich kalt und fast höhnisch abgewiesen, wie in seinen heiligsten Gefühlen verletzt.

„Und dies Ihr letztes Wort, Inez?" stöhnte er endlich, „aber es kann ja nicht sein — es ist nicht möglich — Sie dürfen nicht so schlecht und wortbrüchig handeln. Ihr Vater selber wird es nicht dulden, der mich stets wie einen Sohn behandelt."

„Desto schlimmer dann," sagte die junge Dame, sich hoch emporrichtend, „daß Sie dessen Tochter hier und auf solche Art und, wie ich glauben muß, vom Wein erregt, zur Rede stellen. Sie werden mich entschuldigen, Señor, wenn ich Sie allein lasse — mein Vater ist in seinem Zimmer. Haben Sie noch Wichtiges, mitten in der Nacht, zu besprechen, so muß ich Sie ersuchen, sich an ihn zu wenden" — und nun, selbst ohne weiteren Gruß, drehte sie sich um und verließ den Salon.

Silvestre stand noch einen Moment und starrte ihr nach, als ob eben ein Geist seinen Blicken entschwunden wäre. Abgewiesen — ver-

achtet — aufgegeben, eines der verhaßten Fremden, der Eindringlinge in ihr Land, wegen. Was kümmerte es die stolze, hochmüthige Dirne, daß mexicanisches Blut an dessen Händen klebte — Hofdame der Kaiserin — Braut eines fremden Grafen, der in blitzender Uniform von Gold und Orden strotzte. Und e r jetzt? Der Hohn, mit dem seine Freunde und Bekannten auf ihn herabsehen würden — der Spott, dem er überall ausgesetzt blieb, und mehr noch das mitleidige Lächeln — Nein, bei Gott nicht! so leicht gab er sein Anrecht nicht auf; und wenn er doch dazu gezwungen wurde, so wollte er nicht still und schweigend zurücktreten, sondern die Señorita sollte genöthigt sein, diesen plötzlichen Wechsel offen und vor der ganzen Stadt und ihrem Urtheil zu vertreten. Welches Recht hatte sie, ihn zu einem Spielball ihrer Laune zu machen? — Und ihr Vater — war er einverstanden mit dem Schritt, und hatte auch ihn der Glanz und Schimmer des neuen Kaiserreichs geblendet?

„Mein Vater ist in seinem Zimmer," hatte Inez gesagt, und mit der kochenden Leidenschaft im Herzen, vom Wein erregt, und durch den Hohn des Mädchens jetzt fast zum Wahnsinn getrie-

ben, stürmte er, ohne sich weiter zu besinnen, ja ohne nur zu denken, hinüber.

* * *

In Roneiro's Zimmer standen sich die beiden Männer still gegenüber, und Roneiro selber schien vor Staunen über die unerwartete Erscheinung des Generals, der als der gefährlichste Feind der jetzigen Regierung überall gekannt war, fast sprachlos. Dieser aber, während ein leichtes Lächeln um seine Lippen zuckte, wiederholte mit ruhiger Stimme:

„Ja, Porfeirio Diaz! — Uebrigens, glaube ich, wäre es besser, wenn Sie meinen Namen nicht so laut ausriefen, compadre; denn er ist hier in der Hauptstadt — wie ich fast vermuthe — nicht gern gehört, und Sie selber scheinen keine rechte Freude daran zu finden."

„Und was, um Gottes willen," rief Roneiro mit unterdrückter Stimme, „führt Sie hierher nach der Hauptstadt, in die Höhle des Löwen, oder" — setzte er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, rasch und freudig hinzu — „sind Sie hergekommen, um dem Kaiser Ihre Unterwerfung anzuzeigen? — O, Gott gebe es, Gott gebe es! Sie würden damit den Frieden und das Glück des Landes bringen."

„Bst, amigo," sagte Porfeirio Diaz, über dessen bleiches, aber edles Antlitz ein Zug von Wehmuth zuckte; „vor allen Dingen nicht so laut. In einem solchen undenkbaren Fall würde ich aber kaum nöthig haben, so vorsichtig und geheimnißvoll aufzutreten, denn ich weiß recht gut, daß man mich hier mit offenen Armen empfinge."

„Aber was hat Sie dann hergeführt, und haben Sie auch die Folgen bedacht, wenn man Sie endeckt?"

„Allerdings, compadre," erwiederte ernst der Officier, „ich habe mich einmal dem Vaterlande geweiht und fürchte den Tod nicht, in welcher Gestalt er mir auch erscheinen möge. Ich bin nun einmal Republikaner und bleibe es bis in den Tod."

„Und was, um der Jungfrau willen, treibt Sie da mitten zwischen Ihre Feinde, wo wir Sie Alle in Oajaca und in voller Thätigkeit glaubten. Hier rüstet sich Alles, um gegen Sie zu ziehen, denn Juarez ist an die äußerste Grenze des Reiches — wenn nicht schon ganz hinüber getrieben, und hat kaum mehr einen Freund, der zu ihm hält."

„Und ist das wirklich begründet? — Ich be=

finde mich schon seit sechs Tagen hier in der Stadt, habe aber die widersprechendsten Nachrichten darüber gehört. Einige behaupten, daß er sogar ein neues Heer gesammelt habe, und nächstens gen Süden vorbrechen werde."

„Das sind absichtlich ausgestreute Lügen," sagte Roneiro — „seine Sache ist hoffnungslos verloren, denn Alles fällt von ihm ab."

„Nach dem, was ich hier in Ihrem eigenen Hause sehe," sagte Diaz ruhig, aber nicht ohne Bitterkeit im Ton, „sollte ich es selber glauben, denn als ich Ihr Portal, das Haus eines der eifrigsten und wärmsten Republikaner, betrat, begegnete ich einer Anzahl französischer Officiere, die doch jedenfalls aus Ihrer Gesellschaft kamen. Und haben auch Sie sich vollständig den Fremden zugewandt? ist es Wahrheit, was man sich in der Stadt über Ihre neue Stellung selbst zum Hof erzählt? Sie, der sonst der klerikalen Partei so fest und entschieden entgegentrat und sich weder durch ihre Drohungen noch Versprechungen einschüchtern ließ? Was haben Sie an diesem fremden Kaiser? Glauben Sie, daß die Mexicaner einen solchen ihnen aufgezwungenen Monarchen dulden werden, sobald sie nur erst einmal die Macht der Franzosen ermüdet oder ge-

brochen sehen, denn ewig kann doch Napoleon keine Armee in diesem Lande erhalten."

„Maximilian ist ein Ehrenmann und meint es gut mit Mexico," sagte Roneiro.

„Ich glaube es — ja," erwiederte Diaz ruhig — „aber in dem Falle hätte er das Land nie betreten sollen, denn er gehört nicht zu uns."

„Und glaubt Ihr," rief Roneiro, „daß je in einer Republik Frieden unter Euch selber bestehen, und Mord und Blutvergießen, das dies schöne Land verwüstet, seit die Spanier den ersten Fuß darauf setzten, je ein Ende nehmen wird?"

Porfeirio Diaz seufzte tief auf. „Gott weiß es," nickte er still vor sich hin; „es ist wahr, diese unseligen Kämpfe haben unser armes Vaterland seit langen, langen Jahren in ein Schlachtfeld verwandelt. — Aber wenn auch — nicht die Fremden sind berufen, sich da einzumischen. Es ist ein Familienzwist, den wir untereinander auszumachen haben, und wir gestehen Niemandem das Recht zu — und wenn er es gut mit uns meinte — darin den Richter zu spielen. — Doch lassen Sie es sein, Bautista," setzte er ruhiger hinzu, „nicht um mit Ihnen über Po-

litik zu streiten, bin ich hierhergekommen. Ich glaubte in Ihnen noch den treuen Anhänger des alten Systems zu finden — sehe aber jetzt, daß ich mich geirrt. Sie haben sich, wie ein schwankend Rohr, der neuen Strömung in der Luft geneigt und sich von einer Krone blenden lassen. Ich — bin enttäuscht und muß jetzt eine andere Quelle aufsuchen, um meinen Zweck zu erreichen."

„Ihren Zweck?" rief Roneiro, „Sie wollen Aufruhr hier in der Hauptstadt entzünden — wollen neue Ströme Blutes in den Straßen fließen machen? O, Porfeirio, wenn Sie den Kaiser kennten —"

Er fuhr erschreckt in die Höhe, denn in dem Moment wurde die Thür aufgerissen und eine bleiche, erregte Gestalt, die Roneiro nicht einmal gleich erkannte, stand auf der Schwelle.

Porfeirio Diaz griff unwillkürlich nach seiner ihm noch von der Schulter niederhängenden Serape, um sie wieder über das Gesicht zu ziehen, aber voll stand er dabei im Licht der Lampe, und der Eindringling rief erstaunt, ja fast erschreckt seinen Namen.

„Don Silvestre," sagte aber jetzt auch Roneiro, ärgerlich über diese unwillkommene und

rücksichtslose Störung — „darf ich fragen, was Sie zu dieser Stunde so — unerwartet — in mein Zimmer führt?"

Der junge Mann aber, von Aufregung und Wein erhitzt, seiner Sinne kaum noch mächtig, war — mit dem Staunen, den Mann plötzlich hier vor sich zu sehen, der als der gefährlichste Feind des Kaiserreichs galt — so verwirrt, daß er seine Gedanken gar nicht sammeln konnte. Vor diesem konnte er ja doch nicht sprechen, und wie er fühlte, daß er sich selber auch zu viel zugetraut und seine Kräfte ihn verließen, streckte er nur wie abwehrend die Hand vor, eilte mit raschen, unsicheren Schritten hinaus auf den Corridor, diesen entlang und die Treppe hinab, und verließ wenige Secunden später das Haus, um seine eigene Wohnung wieder aufzusuchen.

Porfeirio Diaz hatte, so lange er dort stand, keinen Blick von ihm verwandt. Jetzt warf er sich die Serape um die Schulter und griff seinen Hut auf.

„Sie wollen fort?" rief Roneiro; — „wohin noch in dieser Nacht? schlafen Sie wenigstens hier."

„Um in den Händen französischer Gensdarmen zu erwachen, wie?" sagte Diaz bitter.

„Es war Almeja, mein künftiger Schwiegersohn.“

„In der That?“ nickte der General; — „aber amigo, ich traue auch nicht einmal Ihrem künftigen Schwiegersohn, da hier mehr als mein eigenes Leben, da das Wohl und die Rettung des Vaterlandes von meiner Sicherheit abhängen.“

„Aber mir trauen Sie doch, compadre,“ rief Roneiro.

„Nein,“ sagte der General — „seit Sie sich dem Fremden zugewandt, auch Ihnen nicht mehr — Sie sind für uns verloren“ — und ohne Gruß, ohne nur den Blick zurückzuwerfen, verließ er das Zimmer und das noch offene Haus, und schritt langsam, wie einer der Gäste, die eben aus einer Gesellschaft heimwärts gehen, die Straße hinab.

6.

Beim Hoffriseur.

In der Calle de los Plateros, in einer sehr günstigen Lage und unfern der Plaza, wie überhaupt in dem Viertel, das die vornehme Welt am meisten besuchte, lag der kleine, aber sehr freundliche Friseurladen, inclusive Barbierstube des Don Pedro Gaspard.

Don Pedro war eigentlich von Geburt ein Spanier, und gehörte deshalb schon seiner Abstammung nach zu den gentes con razon, wie sie sich früher selber nannten. Er war aber auch außerdem ein ganz kluger, gewitzter Kopf, und so sehr er die Creolen oder gar Alles, was mit gemischtem Blut zusammenhing, verachtete, so ließ er sich in seinem Geschäft davon doch Nichts merken. Er würde einen wirklichen Indianer

mit der nämlichen Liebenswürdigkeit eingeölt und zugestutzt haben, wie einen Sohn echt castilianischer Race — vorausgesetzt nämlich, daß er ihn pünktlich bezahlte — und derartige Fälle kamen ja auch überhaupt fast jeden Tag vor.

Uebrigens brachte es die Landessitte mit sich, daß er die Aristokraten — die es in einer Republik genau so gut wie in jeder Monarchie giebt — meist zu Haus bediente, und deshalb Zutritt in sehr vielen vornehmen Häusern bekam. Er lernte aber die Herren und Damen derselben, nicht wie sie sich vor der Welt zeigten, sondern auch in Schlafrock und Pantoffeln kennen, und zog davon — außerdem mit einem außerordentlichen Redetalent begabt — nicht geringen Vortheil.

Die halbe Stadt suchte ihn auf, denn wer liebte es nicht, kleine Skandalgeschichten zu erfahren, besonders wenn man sie in einer Zeit zu hören bekam, wo man doch nichts Anderes und Nützlicheres vornehmen konnte: beim Frisiren oder Rasiren, und je mehr er in seiner Kundschaft stieg, d. h. je höhere Kunden er bekam, desto eleganter richtete er seinen Laden ein.

Noch vor der Occupation hatte er sich hier in Mexico selber, wo derartige Arbeiten

besser geliefert und kunstvoller ausgeführt werden, als selbst in Paris — zwei brillante Wachsköpfe in Lebensgröße modelliren lassen, der eine einen ältlichen Herrn — der andere eine junge Dame darstellend, und ordentlich rührend war es zu sehen, wie er das Haupt des ersteren so kunstvoll mit einer jugendlichen Frisur versehen hatte, daß er fast gar nicht mehr wie ein ältlicher Herr aussah. Die Dame ihm gegenüber — deren Büste nach obenzu Alles versprach und nach unten gar Nichts leistete — trug dabei das wahre Monstrum eines Chignons, das aber trotzdem wohl schon häufig genug die verlangenden Blicke vorüberwandelnder Schönen auf sich gezogen.

Inmitten des Fensters lagen dabei noch viele andere Gegenstände, die den Beschauer wirklich eher mit Entsetzen als Entzücken erfüllen konnten. Nämlich vortrefflich gearbeitete Hände und Füße aus Wachs und in natürlicher Farbe und Größe, so daß sie wie eben abgeschnitten aussahen. Aus den Händen wuchsen dabei künstlich eingesetzte Haare heraus — wahrscheinlich um die Geschicklichkeit anzudeuten, mit welcher hier alle derartige Arbeiten, wie Frisuren, Bärte, Locken &c. geliefert wurden. Die Füße dagegen hatten unangenehme Hühneraugen, so täuschend nachgeahmt,

daß sie Einem ordentlich weh thaten. Die Mexicaner arbeiten ja ganz ausgezeichnet in Wachs.

Nur die beiden Köpfe übten wieder etwas Wohlthuendes auf den Beschauer aus, der des ältlichen Herrn, der so zärtlich und ewig unerhört nach seinem decolletirten vis-à-vis hinüberschmachtete, und der der holden Dame, die, stolz den Blick über die rechte Schulter geworfen, zu sagen schien: „Schaut mich nur an, wie schön ich bin, aber ich verachte Euch Alle — und besonders den ältlichen Herrn da nebenan."

Den Hintergrund zu diesen beiden Büsten, wie den Händen und Füßen (welche letztere auch auf chirurgische Operationen eines associirten Barbiers schließen ließen), wie das Ausfüllsel in dem großen Schaufenster, bildete ein wildes Conglomerat von Pomadenbüchsen, Obeurs und Oelflaschen, Seifen, Bürsten, Kämmen, Schwämmen, Spiegelchen, Puderbüchsen, Schmucknäpfchen, Quasten und zahllosen anderen, oft vollkommen räthselhaften Toilettegegenständen. Wie scherzhaft aber hingen darin, mit Zöpfen und Menschenhaaren drapirt, an welchen sogar feste Preise befestigt waren, eine Anzahl von theils kunstvoll gefertigten und geflochtenen, theils glatt her=

unter gekämmten Chignons, so daß es fast so aussah, als ob irgend ein großer und tapferer Häuptling nordamerikanischer Indianer seine auf einem ganzen Kriegszug erbeuteten Siegestrophäen an Scalpen hier aufgehängt und ein paar Arme und Beine als Zugabe mit beigelegt habe.

Don Pedro selber, wie schon erwähnt, ein Alt-Spanier von Geburt, war ein kleines bewegliches Männchen mit einem vollkommen proportionirten Oberkörper, aber für diesen viel zu kurzen Beinen. Zu Pferd nahm er sich indessen sehr stattlich aus, und zu Pferd — denn Spazierritte machte er wie ein Mexicaner — hatte er sich auch das Herz seiner jetzigen Gattin, einer wunderhübschen jungen Mexicanerin gewonnen, die seinem Anblick, wie später einer gesandten Schachtel mit gemischten Dbeurs, nicht widerstehen konnte.

Bis zum Beginn des Kaiserreichs war aber sein Geschäft, wenn es ihn auch wohl anständig ernährte, doch nicht recht in Blüthe gekommen, da eigentlich mehrere französische Friseure die meiste Kundschaft an sich rissen. Mit dem Kaiserreich aber begann auch eine neue Aera für Don Pedro, denn weder der Kaiser noch die Kaiserin neigten sich dem Franzosenthume zu und dul-

deten auch in ihrer nächsten Umgebung keine einzelnen Exemplare der „großen Nation".

Das allein scheint auch die Ursache gewesen zu sein, daß sich die Majestäten in der ersten Zeit vollständig ohne Friseur befanden, bis die Kaiserin, eines Abends durch die brillante Haartour einer mexicanischen Dame aufmerksam gemacht, sich nach dem Schöpfer derselben erkundigte und — glücklicher Don Pedro — ihn am nächsten Morgen zu sich bestellte.

Von dem Augenblick an begann für den kleinen, ehrgeizigen Mann ein neues Leben, denn er sah sich, wenige Wochen später, zum wirklichen Hoffriseur Ihrer Majestät ernannt, und seine Seligkeit kannte von da ab keine Grenzen mehr.

Ein Schild, das seinen neuen Rang bezeichnete, wurde natürlich augenblicklich, und doppelt so groß als nöthig, über seiner Thür angebracht, aber jetzt auch der innere Laden vollkommen neu hergestellt, tapezirt und mit Goldleisten versehen, und heute gerade war er damit beschäftigt, das nach einer Photographie gemalte und von ihm selbst in fast Lebensgröße bestellte Bild der Kaiserin in seinem Laden, und zwischen zwei breiten Spiegeln, vor welchen er den Creolen

die Haare schnitt, zu befestigen, und dann einen großen frischen Lorbeerkranz darüber zu hängen.

Die Umgebung der hohen Frau war allerdings nicht ganz appetitlich. Dicht unter dem Bilde befand sich, weil der Raum es nicht anders gestattete und es von beiden Sitzen aus benützt werden mußte — ein Regal, allerdings aus Mahagoniholz, das aber wohl sehr nützliche, doch sonst gewöhnlich nicht öffentlich zur Schau ausgestellte Dinge trug, als da waren: einige im Gebrauch befindliche Flaschen mit wohlriechendem Oel, Haarbürsten, Kämme und ein paar Brenneisen, mit mehreren kleinen, nicht einmal besonders reinlich aussehenden Pomadenbüchsen und Schachteln.

Aber was kümmerte das Don Pedro! Draußen über seinem Laden hing das Schild, das ihn der ganzen Stadt als wirklichen Hoffriseur Ihrer Majestät denuncirte, während die Menschen — Creolen, Soldaten, Indianer und Leperos, darum herstanden und die bunten Farben anstarrten. — Hier drinnen hing sie selber in einem Wald von Lorbeerblättern, in welchem sinnig einige Rosen eingeflochten waren; und die eintreffenden Kunden wurden heute mit einer Lust und Liebe bedient, die Nichts zu wünschen übrig ließ und

durch Nichts unterbrochen wurde — nicht einmal durch die Erzählung seiner Auszeichnung, die er zahllose Male wiederholte.

Und dabei lebte und webte es in Mexico von geschäftigen und aufgeregten Leuten, denn in der That schien auch heute gerade — wie das ja wohl manchmal geschieht — Alles zusammenzutreffen, um die Stimmung in der Hauptstadt zu heben und die Worte des Kaisers, daß das Kaiserreich eine Wahrheit geworden sei, zu verwirklichen.

Vom Norden langten nur Siegesnachrichten an, und die französischen und mexicanischen Truppen jagten die Republikaner, die sich dort oben noch hielten, von Ort zu Ort und schlugen sie, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Cortina — ein gefürchteter Bandenführer, eigentlich nichts weiter als ein ganz gemeiner Bandit — war von Juarez, als seine Schaaren besiegt worden, abgefallen und in das kaiserliche Lager übergegangen. General Quiroga ebenfalls. Noch operirte er mit republikanischen Truppen, als er sich plötzlich gegen Negrete, einen commandirenden General warf und diesen, der auch von den Franzosen bedroht wurde, zur schleunigen Flucht zwang — ja es hätte sogar nicht viel gefehlt,

daß Quiroga selbst Juarez abschnitt und gefangen nahm.

Rojas, einer der blutdürstigsten Schufte, die je den Namen eines Soldaten geschändet, war ebenfalls geschlagen und erschossen worden, worauf allgemeiner Jubel im Lande ausbrach, und der „Expräsident" Juarez (wie er selbst von seinen früheren Anhängern genannt wurde, denn mit dem Erfolg geht ja doch die Welt) mußte nach dem äußersten Norden, nach Chihuahua flüchten; ja man erzählte sich sogar schon in Mexico, daß er über die Grenze in die „Vereinigten Staaten" gedrängt sei, was allerdings — der mexicanischen Constitution nach — einer Abdankung gleichgekommen wäre.

Zu derselben Zeit aber waren auch schon die ersten Schiffe mit dem österreichischen Hilfscorps angelangt und ein Theil derselben in das Land befördert worden, so daß die Mexicaner, wenn man den Fremden auch im Allgemeinen abhold blieb und Nichts von ihnen wissen wollte, doch die Deutschen in sofern auch wieder gern sahen, als man durch sie hoffte, die viel mehr verhaßten Franzosen los zu werden.

Don Pedro Gaspard besonders verabscheute die Franzosen von Grund seiner Seele, denn

erstlich machten sie ihm in der Stadt die gefährlichste Concurrenz, und dann betrachteten sie Alles, was nicht aus Frankreich stammte, mit unverhohlener Geringschätzung. Allerdings kränkte es ihn, daß er selber nicht einmal seinen eigenen Laden ohne französische Beihilfe erhalten und füllen konnte, denn zwei Drittel darin wenigstens hatte französische Etiketten; aber sein neues Schild verschmähte trotzdem jedes französische Wort, denn unter dem mexicanischen Wappen, das mit zwei gekreuzten Nationalfahnen in der Mitte prangte, stand peluqueria mejicana, und darunter sein voller Name wieder mit der Unterschrift: Hoffriseur Ihrer Majestät der Kaiserin Carlota, während dicht neben dem Namen der Fürstin rechts ein außergewöhnliches Chignon abgebildet stand, indessen links in der Ecke Scheere, Brenneisen, Kamm, Haarbürste und zwei Rasirmesser zu einem symbolischen Pentagramm vereinigt wurden. —

Vor dem Fenster standen ein paar frisch angekommene Oesterreicher aus der zuerst eingetroffenen Legion, die heute Urlaub bekommen hatten, um sich die Stadt ein wenig zu besehen. Anfangs waren sie auch durch die bunten Gegenstände im Fenster zu der irrigen Meinung ver-

anlaßt worden, es sei ein Conditorladen; bald erkannten sie jedoch ihren Irrthum, und während sie sich die verschiedenen Haartouren betrachteten und darüber ihre Bemerkungen machten, sagte der Eine zum Andern, in echt österreichischem Dialekt:

„Du, Sepperl, wie wär's, wenn wir uns hier eine Stange Bartwachs kauften — meine ist mir doch unterwegs abhanden gekommen — das ist ja so ein Laden."

„Der sieht aber verflixt fein aus," meinte der Andere, „da werden wir einen halben Gulden zahlen können."

„Bäh, Unsinn, das Wachs läuft hier aus den Bäumen!" lachte der Erste wieder — „komm nur hinein — aber alle Wetter, wie heißt denn eigentlich Bartwachs auf Spanisch?"

„Ja," lachte der Zweite wieder — „das soll ich wissen, aber das thut nix — werden's ihm schon mit den Fingern begreiflich machen."

Es waren ein paar schlanke Burschen die Beiden und hatten etwas echt Martialisches in ihrem ganzen Wesen. Sie trugen blaue, militärisch zugeschnittene, aber weite und bequeme Blousen, die von einem Ledergürtel über den Hüften zusammengehalten wurden, grüne Hosen mit rothen

schmalen Streifen daran, rothe Mützen und hohe Reiterstiefel, und dabei als einzige Waffe einen ziemlich wuchtigen Cavalleriesäbel. Wie sie auch nur in den Laden traten, lockten sie die Aufmerksamkeit Don Pedro's sofort auf sich, und mit der Uniform, die übrigens noch ziemlich neu aussah, nicht bekannt, mochte er auch vielleicht glauben, daß er fremde Officiere vor sich habe. Aber sie trugen keine französischen Abzeichen — keine, die er wenigstens noch je gesehen, und das gewann ihnen im Nu sein Herz.

„Caballeros, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Hm, ja," sagte Sepperl, indem er sich seinen langen ungarischen Schnurrbart strich, „a Bißl Bartwachs für den da — verstanden?"

Don Pedro sah sie aufmerksam an.

„Cortar?" frug er erstaunt.

„Wird wohl so heißen" — meinte Sepperl — „was kost denn das Stück?"

Don Pedro schüttelte mit dem Kopf — schade um den hübschen Schnurrbart, dachte er; aber vielleicht war es ein Militärbefehl — wer konnte das wissen, und mit einem sehr artigen „siente se" schob er ihm einen Stuhl hin.

„Sakerment," lachte der Soldat, „die sind artig hier," — fuhr aber mit einem wahren Angst-

schrei empor, als Don Pedro eine große Scheere vom Tisch nahm und dabei mit der linken Hand nach seinem Bart griff — „na ja, weiter hätt' mir nix gefehlt."

Die Uebrigen lachten, und der kleine Spanier begriff jetzt allerdings, daß er falsch verstanden haben mußte. Mit einiger Schwierigkeit machte ihm aber doch jetzt der Ulane begreiflich, was er eigentlich haben wollte, indem er auf eins der Seifenstücke zeigte und dabei fortwährend seinen Bart strich, und er rief lachend aus:

„Ah caramba! cera, cera por el mostacho! bien! bien, aqui es."

Damit nahm er aus einem Gefach eine kleine Stange Bartwachs und reichte es dem Soldaten hin, der vergnügt dazu mit dem Kopf nickte.

„Das ist recht — und was kost das?"

„Was es kostet?" frug Don Pedro, der aus der Frage vermuthete, um was es sich hier handle — „un duro — no mas" — (einen Piaster, nicht mehr).

„Un duro — was ist das?"

„Un peso," wiederholte Don Pedro, der wohl merkte, daß sie den Ausdruck duro nicht verstanden, indem er den Zeigefinger in die Höhe hob — „no mas!"

„Mehr nicht?" lachte Sepperl, der sich schon ein paar Worte Spanisch gemerkt hatte. „Du — weißt Du, was der für das Dings da verlangt? Zwei Gulden Silber, mehr nicht."

„Er ist wohl verrückt," sagte sein Kamerad.

„Gott bewahre," lachte Sepperl wieder, „er will nur zusehen, ob wir's sind. „Na, danke auch schön," sagte er dann, indem er die Stange Bartwachs wieder auf den Tisch legte, „ich denke, wir können uns ohne das behelfen," und seinen Kameraden am Arm fassend, führte er ihn wieder mit hinaus auf die Straße.

„Pobrecitos," sagte Don Pedro, als seine beiden geglaubten Kunden durch die Thür verschwanden, indem er ihnen mitleidig nachsah, „die armen Teufel haben vielleicht keinen Real in der Tasche, und noch gar keinen peso in ihrem Leben gesehen. Nun, hier in Mexico werden sie schon ihr Glück machen — sind jedenfalls Deutsche und Landsleute Seiner Majestät. Lauf ihnen nach Pablo und gieb ihnen die Stange Bartwachs — kostet Nichts — verstanden."

Pablo — ein indianischer Bursch — und eben beschäftigt, die Haare unter den Stühlen wegzukehren, war über des Señor etwas ungewohnte Großmuth allerdings erstaunt, aber er gehorchte

doch dem Befehl und überraschte dadurch die beiden Soldaten auf das vollkommenste. Sie wollten das Geschenk auch anfangs gar nicht annehmen, Pablo aber, der sich doch auf keine Unterhaltung mit ihnen einlassen konnte, ließ es in ihren Händen und lief zurück. —

Uebrigens war das ein zu unbedeutender Gegenstand, um sich lange damit im Laden des Friseurs aufzuhalten, denn Wichtigeres beschäftigte in diesem Augenblick die Gemüther — oder wenigstens Interessanteres: Die letzt angekommene Diligence war nämlich zwischen Puebla und Mexico wieder zweimal ausgeraubt worden, und die Räuber sollten sich dabei auf das frechste benommen haben.

Ein Kunde, der sich in Don Pedro's Laden die Haare schneiden ließ, hörte eben mit äußerstem Erstaunen, was dieser ihm selber darüber erzählen konnte, denn es war heute Morgen fast von nichts Anderem in der Stadt gesprochen worden, — als ein Mestize, in einer alten zerrissenen Serape, einen eben solchen Strohhut auf dem Kopf, die weiten, unten aufgeknöpften Sammethosen um das schmutzige Unterzeug schlenkernd, den Raum betrat, als ob er dort zu Hause wäre und sich auf einen der leerstehenden Stühle warf.

„Caramba, Señor," sagte Don Pedro, dem eine solche Erscheinung in seinem sehr eleganten Laden keine besondere Freude zu machen schien, denn derartige Gäste scheuchten nicht allein anständige Kunden fort, sondern hatten auch gewöhnlich nicht einmal Geld in der Tasche — „was wünschen Sie?"

„Rasiren," erwiederte aber lakonisch der Mestize, indem er sich den Hals frei machte und einen Theil des schon sehr getragenen Hemdkragens unter die Serape hineinstopfte — „aber ein bischen schnell, ich habe nicht lange Zeit."

Don Julio, wie der Barbier hieß, sah Don Pedro fragend an, und dieser zuckte halb vor sich hin die Achseln — dem Mestizen war aber die Zeichensprache nicht entgangen, und ob er den Sinn errieth, er griff in die Tasche, holte eine Goldunze heraus, warf sie auf den Tisch und sagte nur das eine Wort — „Wechseln", dabei stand er noch einmal auf, ging ein paar Schritt in dem Laden herum und stellte sich ein halb Dutzend Pomadebüchsen, Flacons, wie einige Bürsten und Kämme ꝛc. zur Seite.

„Und sollen wir das abziehen?" sagte Don Julio erstaunt, denn der Mann sah wahrlich nicht so aus, als ob er derartige Einkäufe machen

könne; der Mestize nickte aber nur mit dem Kopf, frug auch gar nicht nach dem Preis, und setzte sich wieder nieder, wo er denn jetzt auch ohne weiteren Widerstand von dem bereitwilligen Don Julio bedient wurde.

Don Pedro nahm indessen das Gespräch über die beraubte Postkutsche wieder auf und kümmerte sich nicht mehr um den Mestizen. Das Kaiserreich hatte auch in der That eine solche Masse von zweifelhaften Charakteren in die Stadt geworfen, die aber trotzdem nicht selten einen selbst bedeutenden Rang einnahmen. Man begegnete oft einer Persönlichkeit, die man für einen gewöhnlichen Peon oder Diener, ja vielleicht gar für einen Lepero hielt, und die sich dann plötzlich als General oder doch wenigstens als Obrist entpuppte. Wer wußte denn, von welchem Juaristischen Streif- oder Banditencorps dieser Señor gerade eingetroffen war, um vielleicht in dem gleichen Rang, den er dort bekleidet, hier in der kaiserlichen Armee weiter zu dienen. Es war jedenfalls gerathen, solche Leute, wenn auch nicht gerade sehr zuvorkommend, doch wenigstens vorsichtig zu behandeln.

Während der Mestize rasirt wurde, betraten noch einige andere „Caballeros" den Salon des

Friseurs und mischten sich rasch in das Gespräch über den Raub an der Diligence. Die Passagiere waren zuerst von einem einzelnen Reiter angehalten worden, der ihnen nur 200 Duros abnahm und wie ein vornehmer Herr ausgesehen haben sollte: als sie aber der zweiten Bande in die Hände fielen und diese erfuhr, daß ihnen schon Jemand vorgekommen, plünderten sie, darüber ärgerlich, die armen Insassen derartig aus, daß ihnen kaum das Nothwendigste selbst zur Bekleidung blieb. Der eine der Herren wollte selber dabei gewesen sein und beschrieb den Ueberfall auf das lebendigste, behauptete auch, daß die Räuber aus einer gut bewaffneten und berittenen Truppe von wenigstens dreißig Mann bestanden hätten.

Der Mestize hörte, mit einem halb spöttischen Lächeln um die Lippen, den Bericht mit an, ohne aber auch nur ein einziges Wort mit einzureden, ließ sich dann sein Geld herausgeben, packte die gekauften Sachen in den vorderen Theil seiner Serape und verließ mit einem sehr graziösen Caballeros, a Dios den Laden.

Die Mexicaner hatten ihn kaum beachtet, denn was kümmerte sie der Bursche. Der Eine aber, der mit in der Diligence beraubt sein

wollte, rief, als jener kaum die Thür hinter sich geschlossen:

„Caracho, wer war das? — Die Serape kenn' ich. — Ich will kein Ave Maria wieder beten, wenn ich nicht genau dieselben roth und gelben Streifen auf den Schultern desselben Schuftes gesehen habe, der uns gestern bis auf's Hemd ausplünderte — aber er trug einen Bart."

„Santisima," rief Don Pedro aus — „er hat sich eben hier rasiren lassen und mit einer Goldunze bezahlt. — Wenn Sie ihn festnehmen lassen, finden Sie den Raub noch bei ihm."

„Was ich fände, wäre ein Messer zwischen die Rippen, amigo," sagte der tapfere Mexicaner, „ich werde mich hüten; aber daß das Einer von den Schuften war, ist außer allem Zweifel. Und diese Frechheit, hier öffentlich in den Laden zu kommen —"

„Es wird hübsch in Mexico," sagte ein Anderer, „die Straßen sind jetzt so unsicher geworden, daß man, ohne ein paar Revolver im Gürtel, nicht einmal nach Tacubaja reiten kann. Neulich sollen sie sogar dem Castellan von Chapultepec die Uhr unten im Garten unter den Cedern abgenommen haben, und oben im Schlosse saß der Kaiser indessen an seiner Tafel."

„Und was für Silbergeschirr haben sie dem schon gestohlen," lachte der Andere — „wenn das so fortgeht, wird er sich bald neues kaufen müssen."

„Bah," sagte der Erstere wieder, „das sind aber keine Mexicaner gewesen — weshalb hat er sich so viele Hungerleider mit von Deutschland herübergebracht. Die wollten Alle hier in Mexico Millionäre werden, und da sie jetzt merken, daß sie die Schätze nicht bei Tausenden auf einmal einbringen, fangen sie mit silbernen Löffeln an, um doch Etwas zurückzulegen. Es soll schon eine schauerliche Wirthschaft eingerissen sein."

„Wird noch besser kommen," lautete die Antwort, „wenn erst die „Ratten" das Schiff verlassen, denn lange kann ja die Geschichte doch nicht dauern. Comödie, weiter nichts. Zum Teufel auch, ich möchte nur wissen, weshalb sich der Kaiser Napoleon so außerordentlich für uns interessirt, daß er so uneigennützig eine ganze Armee bezahlt, nur um uns im Einzelnen todtzuschießen und im Ganzen glücklich zu machen. Wenn er aber glaubt, daß er das Land dabei für sich bekommt, ist er im Irrthum."

Die beiden Mexicaner hatten ihre Geschäfte in dem Laden besorgt und verließen das Local wieder.

„Ob das Gesindel nur jemals zufrieden zu stellen ist,“ sagte Don Pedro, als die Herren den Laden geräumt hatten, und er mit seinem Gehilfen, dem Barbier, allein war. — „Hundert Revolutionen haben sie hintereinander durchgemacht, und wo sie jetzt der heiligen Jungfrau auf den Knieen danken sollten, daß sie endlich einmal eine tüchtige Regierung und so ein Kaiserpaar bekommen haben, wirkliche Fürsten und keine solche Indianerbande mit braunen Gesichtern und Pferdehaaren, da freuen sie sich schon wieder auf die Zeit, wo Alles drunter und drüber geht, nur damit das Land um Gottes willen nicht zu Ruhe kommt. Lange kann die Geschichte nicht dauern? so Caballeros?“ setzte er mit einem triumphirenden Blick auf das über den Kämmen und Pomadenbüchsen aufgehängte Bild der Kaiserin hinzu, „na, wir wollen's einmal abwarten; aber wenn sich alle wirkliche Patrioten um ihren Kaiser schaaren, dann, denke ich, treiben wir das Gesindel auch noch zu Paaren. He! Julio, was meint *Ihr*? und wenn wir uns selber einen Säbel umschnallen und eine Muskete auf den Rücken nehmen sollten, wir lassen unsern Kaiser nicht im Stich.“

Don Julio, der angeredete Barbier und eben=

falls ein Spanier — ein noch sehr junger Mensch — war eine mehr humoristische als martialische Natur, und obgleich er gerade heute, wo das Bild der Kaiserin aufgehangen worden, nicht eben eine Mitwirkung zu ihrer Vertheidigung ablehnen mochte, so dachte er doch eben so wenig daran, sich durch ein leichtsinniges Versprechen fest zu binden. Er war dazu noch zu wenig „Colonist" geworden, und sagte nun mit einem breiten Lächeln und in einer etwas zweideutigen Weise:

„Ich lasse sie Alle zur Ader. Uebrigens hat's auch keine Noth, denn im heutigen Diario steht ja, daß eine ganze Anzahl von Schiffen mit Belgiern und Deutschen noch unterwegs sind; den Indianer haben sie schon aus dem Lande gejagt, und wer soll denn nachher noch Revolution machen? Die Art gewiß nicht, denn die sind froh, wenn sie ihre trockenen Tortillas in Ruhe verzehren können. Aber was ich gleich sagen wollte, Don Pedro — werden Sie denn die beiden Bestellungen nach Cuernavaca und Queretaro ausführen? Dann bleibt uns verwünscht wenig im Laden, denn mit den feinen Seifen wird's jetzt überhaupt schon dünn, und Haaröl haben wir weiter nichts, als was eigent-

lich noch im Fenster und in den paar Gefachen steht. Es fehlen überhaupt eine Menge Dinge, und seit Sie Hoffriseur geworden sind, kaufen die Leute ja rein wie toll."

Don Pedro ging in dem kleinen Laden herum und rieb sich vor innerlichem Vergnügen die Hände — die befürchteten Revolutionen waren total vergessen. Endlich blieb er vor Don Julio stehen, sah ihn mit einer lächelnden Miene an und sagte:

„Hombre — wißt Ihr nicht, daß ich von Ihrer Majestät beauftragt bin, jene Rosenseife, welche sie in Oesterreich gekauft hat, von dort für sie kommen zu lassen, he?"

„Ja — allerdings — aber das hilft uns doch nichts?"

„Sieben Kisten sind dort schon bestellt," sagte aber Don Pedro ihm mit einem glücklichen Lächeln die Hand auf die Schulter legend, „sieben Kisten sag' ich."

„Mit Rosenseife?" rief Don Julio erstaunt.

„Schafskopf," sagte Don Pedro, „mit Seifen, Pomaden, Kämmen, Bürsten und Allem, was wir brauchen."

„Und für die Kaiserin?" rief Don Julio erstaunt.

„Nun gewiß," lachte Don Pedro — „das heißt, für die Adresse der Kaiserin, aber an mich, hombre, und Alles geht frei ein, natürlich, und nicht einmal die Fracht auf dem Dampfer habe ich zu zahlen. — Alles auf Regimentsunkosten."

„Caracho!" rief Don Julio erstaunt aus, „aber geht denn das?"

„Das laßt Euch gesagt sein, amigo — es geht Alles, was man geschickt anfängt, aber geschickt anfangen muß man's eben."

„Und gar keine Steuer zu bezahlen?"

„Nicht einen claco und auch keine Fracht bis hier nach Mexico — Alles für kaiserliche Rechnung."

„Na, das wird dem Staat aber einen schönen Dollar Geld kosten," sagte der Barbier, — „und es geht so immer knapp her." —

„Bah, auf die paar hundert Duros kommt's nun auch nicht an," — meinte Don Pedro — „das ist kaiserlich, und dafür ist der Thron da, daß die Strahlen desselben in die Herzen seiner treuen Anhänger ihr Gold werfen."

„Und in die Taschen," — sagte Don Julio trocken.

„Que quieres, compañero," sagte Don Pedro,

„die Staatskasse hat jedes Jahr so und so viel Ausgaben — mehr nicht — und ist das außerdem Etwas, was der Staat überhaupt bezahlt — die unbedeutende Fracht für ein paar Kisten vielleicht ausgenommen? — Die Steuer kostet ihn ja doch Nichts — er bekommt nur Nichts dafür, und wo so viel Geld an Lumpengesindel hinausgeworfen wird, da kommt es auch nicht darauf an, wenn treue Anhänger des Thrones und gute Unterthanen einen kleinen Nutzen dabei ziehen.“

„Ave Maria“ — sagte in diesem Augenblicke eine tiefe Stimme, während sich zugleich die Thür des Ladens öffnete und ein Mönch auf der Schwelle erschien.

„Purisima“ — antwortete Don Pedro mit dem landesüblichen Gruß, „ah como se va Padre Zaloga,“ setzte er dann hinzu, als er den Eintretenden erkannte, ohne jedoch besondere Freude über das Erscheinen des ehrwürdigen Herrn an den Tag zu legen, „was treiben Sie?“

„Was sollen wir in jetziger Zeit treiben, Don Pedro,“ sagte der Geistliche, indem er die Hände unter den langen Aermeln, und aus alter Gewohnheit, nicht aus Frömmigkeit faltete, „wir kämpfen gegen die Sünde an — unser altes Geschäft — und bitten Gott, daß er das Herz un-

seres verblendeten Monarchen erleuchten und auf den Weg des Heils zurückführen möge."

„Zurückführen, frommer Padre?" sagte Don Pedro erstaunt, „ich denke doch, unser Kaiser ist ein gut katholischer Herr?"

„Wenn er das ist," sagte der Geistliche, „so hat er es wenigstens bis jetzt noch nicht gezeigt, denn den an der Kirche geschehenen Raub läßt er ruhig in den Händen der Diebe, und wie es heißt, will er denselben sogar durch Gesetze sanctioniren. — Doch nicht um über Politik zu sprechen, bin ich hierher gekommen, Don Pedro; ist Doña Cornelia daheim? — sie hat nach meinem geistlichen Zuspruch verlangt, und ich möchte ihr gern zu Willen sein. Es ist eine fromme, tugendsame Frau."

„Doña Cornelia ist allerdings zu Hause, Padre," sagte Don Pedro, und seine Brauen zogen sich dabei eben nicht freundlich zusammen, „aber so viel ich weiß, hat sie jetzt im Haus zu thun, und ist besonders mit den Arbeiterinnen beschäftigt. Sie wird in dieser Stunde wohl kaum Zeit zum Beten haben, und war ja auch heute Morgen schon in der Messe."

„Für Gott haben wir immer Zeit, Don Pedro," sagte der Geistliche ernst, „denn Gott

ist es allein, der sie uns gegeben hat und den weiteren Gebrauch derselben noch verstattet. Wer von uns weiß denn auch, wie bald seinem Leben ein Ende gemacht wird, und keinen Moment sollten wir versäumen, um uns darauf vorzubereiten. Ich werde die Señora aufsuchen," und mit einem mildfreundlichen Lächeln gegen den Friseur schritt er durch den Laden, dessen Ausgang er schon kannte, in das innere Haus hinauf.

Don Pedro sah ihm nach, so lange er ihm mit den Augen folgen konnte, dann aber, als der Padre die hintere Ladenthür wieder geschlossen, fuhr er sich mit der rechten, sehr kleinen und weißen Hand durch die dunkeln und außerordentlich reich geölten Locken, und sagte, aber immer noch mit halb unterdrückter Stimme, als wenn der Geistliche vielleicht draußen gehorcht hätte:

„Ca — na ich will nicht fluchen; wenn ich aber ein Land auf der ganzen Welt wüßte, wo diese gottverdammten Schleicher nicht herumkriechen — dahin ging' ich, und wenn die ganze Bevölkerung aus Kahlköpfen bestünde."

„Das glaub' ich," lachte Don Julio, „um für den ganzen Staat Perrücken anzufertigen — wäre ein famoses Geschäft. Aber warum gehen

Sie denn da nicht nach der Türkei? Da sind keine Pfaffen und lauter Kahlköpfe."

„Don Julio," sagte Don Pedro ernst und feierlich, „Sie sind der bornirteste Mensch, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist! — Haben sie in der Türkei nicht Derwische, und verrichten die nicht genau dieselben Dienste, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als unsere Padres hier? Ich hasse den Indianer Juarez; aber wenn mich ihm Etwas hätte geneigt machen können, so war es das Gesetz damals, als er den Herren ihre Quadratmeilen Land confiscirte, ihre Klöster, wo lauter Müssiggänger gefüttert werden, aufhob, und ihnen sogar verbot, in ihrem Ornat, in dem sie sich von allen Frauen die Hände ablecken ließen, herumzulaufen. Das ist auch der alleinige Grimm der Schwarzen gegen den Kaiser, daß er ihnen die Klöster und das Andere nicht wieder zurückgiebt."

„Padre Zaloga kommt eigentlich ein bischen oft zur Señora," sagte Don Julio, indem er sich abwandte und eifrig an einem seiner Messer strich. Don Pedro warf ihm einen mißtrauischen Blick zu, der aber an dem Barbier vollständig verloren ging — einen Moment schwankte Don

Pedro auch, ob er auf diese, eigentlich ganz ungehörige Bemerkung seines Gehilfen Etwas erwiedern solle, denn Recht hatte er; ihm kam der Padre Zaloga viel zu oft. Aber was ging das den Barbier an? Er schob beide Hände in die Taschen, schritt zweimal in seinem Laden mit finster zusammengezogenen Brauen auf und ab, griff dann seinen an einem Nagel hängenden, sehr breitrandigen mexicanischen Hut auf, und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Laden.

7.
Die Conservativen.

Weihnachten des Jahres 1864 rückte heran, und nicht allein das eigentliche Fest hielt die Bewohner von Mexico in Bewegung, sondern mehr fast noch ein Ereigniß, das in kürzester Frist entscheidend auf das ganze Schicksal des Landes einwirken mußte. Sämmtliche Parteien ohne Ausnahme waren wenigstens auf das äußerste gespannt, wie es sich eigentlich entwickeln würde.

Das Kaiserreich schien sich allerdings zu befestigen; die französischen Truppen hatten mit der kaiserlich mexicanischen Armee den Norden so ziemlich reingefegt, und Bazaine wollte jetzt selber gegen General Porfeirio Diaz im Süden anmarschiren, um diesen ebenfalls zu unter=

werfen; die politische Lage besserte sich von Tag zu Tage, und nur die „geistliche Frage“, ein etwas sehr heikliches Gebiet, da Rom sich lange geweigert hatte die bestehenden Verhältnisse in Mexico anzuerkennen, war noch bis jetzt in der Schwebe geblieben und hatte das Land eigentlich nicht recht zur Ruhe kommen lassen. Da endlich traf der lange und sehnlichst erwartete Nuntius von Rom, Monsignore Francesco Meglia ein, und damit war doch wenigstens ein Schritt von Rom aus geschehen, um einen Ausgleich anzubahnen und endlich auch die Kirchenfrage in dem schon so zerrütteten und halb aus den Fugen gerathenen Reich zu ordnen.

Und alle Parteien zeigten sich befriedigt darüber; die klerikale besonders, da sie darauf hoffte und baute, daß der fest ausgesprochene Wille des heiligen Stuhles, noch dazu bei einem österreichischen Prinzen, auch ganz entschiedenen Erfolg haben müsse, während die conservative sowohl als die der Moderados — eine gemäßigte Abtheilung der Ultra-Liberalen — nicht einen Moment daran zweifelten, der Nuntius würde, wenn er die Verhältnisse in Mexico selber kennen lernte, auch dem Stande der Dinge und geschehenen Thatsachen, die nicht mehr abgeändert

werden konnten, ohne eine sociale Revolution hervorzurufen, Rechnung tragen.

Wie sich das Alles reguliren werde, darüber zerbrachen sich die Mexicaner den Kopf nicht — weshalb auch? Schon daß der Nuntius von Rom hierher gesandt war, mußte ihnen — und konnte es auch — als ein Beweis gelten, wie der heilige Stuhl entschlossen sei, die Zustände an Ort und Stelle prüfen zu lassen und dann einen Entscheid zu treffen. — Vernünftigerweise konnte der aber nur in einem Vergleiche enden, denn welchen Nutzen hätte Rom davon erwarten können, das Land in eine neue Revolution zu stürzen, die vielleicht den Thron wieder in die Hand der Juaristen brachte. Was sie von denen zu erwarten hatten, wußten die Klerikalen genau, also konnte ihnen nur daran liegen, das einmal bestehende Kaiserreich zu stärken und in ihm einen wenigstens geneigten Bundesgenossen zu erhalten.

Alles gab sich denn auch mit voller Lust den Vorbereitungen zu dem nächsten Feste hin, und daß Monsignore Meglia, den der Papst herübergeschickt, ein wenig mit seiner eigentlichen Botschaft zögerte und gewöhnlich nicht zu sprechen war, wenn man ihn haben wollte, schien ein desto

sicheres Zeichen für ein endliches Zustandekommen eines Vergleichs. Je mehr er mit den Verhältnissen hier bekannt wurde, desto besser lernte er ja das kennen, was zur Wohlfahrt und in der That einzigen Sicherstellung des Landes nothwendig sei: daß nämlich der Klerus mit der Regierung Hand in Hand ging, und ihr nicht auch noch da Verlegenheiten bereitete, wo sie schon genug auf der einen Seite mit der Schuldenlast, auf der andern mit den Dissidenten-Banden, und noch außerdem mit den Franzosen zu thun hatte.

Das war ein Gedränge auf der Plaza, und ein Wogen und Wandern von Menschen, wie es lange Jahre nicht in der Hauptstadt vorgekommen — und hatte das Volk nicht auch Grund und Ursache genug dazu? Zeichnete sich der neue Herrscher nicht durch Milde und Freundlichkeit aus, und klangen die jetzt gegebenen und den Frieden und Wohlstand des Landes im Auge habenden Gesetze nicht besser, als die früheren blutigen Edicte? Auf der Landstraße — wie sich freilich nicht leugnen ließ — gab es noch Gesindel genug, und Raubanfälle kamen nur zu häufig vor, aber auch gegen diese wurde jetzt mit größerer Strenge vorgegangen, und was die

eigentlichen „revolutionären Banden" betraf, wie man schon anfing die Anhänger des Juarez zu bezeichnen, so waren die Franzosen mit ihnen im Norden leicht genug fertig geworden, und eben im Begriff, sie im Süden ebenfalls auszurotten. Nachher befand sich das ganze Reich unter einem Oberhaupt, und mit all' den beabsichtigten und schon concessionirten Eisenbahnen, mit der Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, mit den wieder freigewordenen Bergwerken, — welches Land der Welt hätte dann mit Mexico concurriren können?

Ueber den größten Theil der Plaza de armas waren Buden aufgeschlagen, die theils ganze Reihen von Zuckerbäckerwaaren und verzuckerten Früchten, theils Spielsachen für Kinder aus Wachs, Thon oder Pappmasse, theils Heiligenbilder für die auch unter den Eingeborenen beliebten nacimientos enthielten. Aber auch ganze Reihen von Bäumen waren aufgestellt, Fichten und Tannen, wie sie bei uns daheim den Weihnachtsmarkt zieren, mit Haufen von Nadelholzbüschen dazwischen, um die Ecken der Stuben auszuschmücken, in denen gewöhnlich Scenen aus der heiligen Geschichte aufgestellt werden. Kleine Berge von buntfarbigem Moos lagen dazwischen,

dunkelgrünes und fast braunes in prachtvollen Farben, mit dem hellgrauen, oder sogenannten Spanischen Bart; und dazwischen herum drängten sich kleine zerlumpte Indianerjungen, die Silberstreifen zum Behängen der Bäume, oder rohgearbeitete Figuren, Agaven mit darüber schwebenden Engeln, oder vortrefflich modellirte Esel, Ochsen oder andere Thiere zu spottbilligen Preisen ausboten.

Alle Mischungen der Bevölkerung, vom dunkelbraunen Indianer bis zum echten und unvermischten Abkömmling der altspanischen Race, die freilich und zum größten Theil Flibustier und Räuber an diese Küste geworfen, waren hier vertreten; und dazwischen bewegten sich französische, deutsche, belgische Soldaten und zahllose verschiedene Sprachen, bald indianisch, bald ungarisch, slovakisch, böhmisch, deutsch, französisch, englisch, flamländisch, spanisch plapperte und klapperte es durcheinander.

Für die Europäer besonders aber war dies auch ein merkwürdiger Weihnachtsmarkt, der allerdings wohl Anklänge an die verlassene Heimath bot, sich aber doch auch wieder in vielen anderen Dingen so verschieden zeigte. Schon das milde, ja warme Wetter paßte nicht recht in

die Erinnerung an daheim, die mit diesem Feste fast immer Schneegestöber und rauhe, kalte Witterung verband. Ein blauer, sonniger Himmel spannte sich hier über das schöne Land, und in seiner leichtesten Kleidung trieb sich das schöne Geschlecht theils unter den Buden und Ständen auf der Plaza umher, theils lustwandelnd und kaufend unter den Colonnaden, die dort entlang und in die Seitenstraßen einliefen. Da kokettirte es theils lachend, theils verschämt mit den Fremden, oder schritt auch stolz und majestätisch an den verhaßten Eindringlingen vorüber. Das aber kümmerte natürlich den bunten Schwarm der Officiere nicht, die gerade diese Gegend zu ihrem Sammelplatz gemacht und von früh bis spät dort lustwandelten.

In der Calle del Arzobispado, wo die Familie Lucido de Vega in einem stattlichen Gebäude ihren Wohnsitz hatte, ging Don Carlos Lucido, der Herr desselben, mit raschen Schritten und auf den Rücken gelegten Händen in seinem Gemach auf und ab, während am Fenster und an den Scheiben trommelnd sein Sohn Mauricio mit hochgerötheten Wangen stand und augenscheinlich gerade jetzt eine nicht angenehme Auseinandersetzung mit seinem Vater durchmachte.

„Das geht nicht länger, Señor," sagte dieser auch jetzt, indem er neben dem Sohn stehen blieb und ihn finster ansah, „Du weißt, welche Versicherung ich Dir das letzte Mal gegeben habe, als ich jene unverantwortlichen Spielschulden für Dich bezahlte — daß es eben das letzte Mal sein sollte, und kaum sind drei Wochen darüber hingegangen, so forderst Du wieder 2000 Pesos von mir. — Es ist blanker Wahnsinn — aber ich halte mein Wort — nicht zwanzig Clacos erhältst Du von mir, um sie zu bezahlen, und jetzt sieh, wie Du mit Deinen Gläubigern fertig wirst."

„Aber Vater," sagte Mauricio still verbissen vor sich hin, „Du weißt, daß ich das Geld nicht schaffen kann — jener italienische Schuft hat falsch gespielt, und er bekommt mich nie im Leben wieder in seine Fänge, aber die Summe muß ich ihm zahlen."

„Dann sieh, wie Du es möglich machst," erwiederte ihm Don Carlos finster. „Du hast mein letztes Wort, und Du weißt, daß Du keine Gründe weiter vorbringen könntest, meinen Willen zu ändern. Ich habe damals die letzte Spielschuld für Dich bezahlt, und dabei bleibt es. Verkaufe Deine Pferde, Deine Uhr und Kette, mache

was Du willst, aber von mir bekommst Du keinen Duro mehr, denn es wäre doch nur auf die Straße geworfen. — Ich möchte ihn wenigstens eben so gern den Liberalen zur Deckung ihrer Kriegskosten borgen."

„Und ist das wirklich Dein letztes Wort, Vater?" rief Mauricio, sich rasch und heftig gegen ihn drehend — „auch wenn ich Dir verspreche —"

„Spare Deine Worte," sagte der Vater heftig, „Du kannst mir Nichts versprechen, was Du mir nicht schon wenigstens zwanzigmal mit Deinem Ehrenwort verpfändet. Ich glaube Dir nicht mehr."

Mauricio stand vor ihm todtenbleich, die Unterlippe zwischen den Zähnen, die Blicke in tödtlicher Unruhe am Boden haftend. — Es war auch, als ob er noch einmal das Wort ergreifen wolle — aber er kannte seinen Vater in der That zu gut. Der alte starrköpfige Herr änderte seine Ansicht jetzt nicht, das wußte er genau, und die wirren Locken mit einem raschen Wurf aus dem Gesicht schleudernd, verließ er mit unsicheren, aber heftigen Schritten das Gemach.

Während er aus dem Hause und hinaus auf die Straße stürmte, betraten verschiedene Be-

kannte oder Freunde des Señor Lucido die Wohnung und wurden durch den Diener hinauf zum Herrn des Hauses geführt, der, auch von der eben gehabten Unterredung erregt, mit erhitzten Wangen in seinem Zimmer auf und ab ging.

Die Besucher gehörten alle, wie auch Lucido selber, jener Partei an, die man früher, vielleicht im Gegensatz zu den Klerikalen und Liberalen, die Conservativen genannt hatte, aber wir dürfen den Namen nicht nach unserem Maßstab anlegen.

Was wir hier bei uns unter Conservativen verstehen, waren sie nicht, sondern allerdings wohlhabende Leute und den besten Familien der Stadt, ja oft sogar altem Adel angehörend, aber keineswegs conservativ in Festhaltung etwaiger alter Rechte, sondern weit mehr einem Centrum der Fortschrittspartei angehörend, die allerdings nicht Alles niederwerfen wollte, aber dabei auch nicht unbedingt für eine Monarchie schwärmte und diese unter allen Umständen unterstützt hätte. Es war jedenfalls der Kern der mexicanischen Bevölkerung der Besitzenden: reiche Kaufleute, HaciendEros, Fabrik- und Bergwerksbesitzer, oder große Viehzüchter, denen einzig und allein

daran lag, daß sich das Land hebe — natürlich hauptsächlich deshalb, damit sie in Frieden das Gewonnene verzehren, wie auch ihre Reichthümer noch vermehren konnten. Aber indem sie für ihr eigenes Bestes sorgten, förderten sie auch das Wohl des Landes, und es lag nichts weniger als das in ihrem Interesse, das Volk dumm und in Knechtschaft zu halten, weit eher vielleicht das Gegentheil. Je mehr sich die Indianer herausarbeiteten, je mehr Bedürfnisse sie kennen lernten, desto mehr Arbeitskraft verwandten sie auch darauf; und Knechte für ihre eigenen Dienste und Fabriken oder Bergwerke behielten sie doch noch immer zur Genüge. Es war das, was die wohlhabende Fortschrittspartei in Deutschland ist, die keinen Druck und keine ungerechte Beschränkung von oben, aber auch keine Anarchie will, weil sie von dieser Nichts zu hoffen hat.

Die Meisten dieser Leute waren auch antiklerikal, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie recht gut einsahen, daß die Geistlichkeit sich den Henker um das Land kümmerte, ob das sich hob oder zu Grunde ging, sobald sie nur die Oberherrschaft darüber hatten, und ihre zusammengescharrten Schätze nicht allein sicher behalten, sondern auch noch vermehren konnten. Es waren gute Katholiken,

so weit es die Form betraf, aber doch bedeutend mehr aufgeklärt, wie das gewöhnliche Volk, das in den Geistlichen eben Stellvertreter einer höheren Macht sehen sollte; und da sie selber wirklich Ruhe und Frieden im Lande haben wollten und das auch schon mit manchen Opfern erkauft hatten, so lag ihnen jetzt besonders daran, daß ihnen die Geistlichkeit keinen Strich durch die Rechnung machte und lieber Alles wieder auf's Spiel setzte, ehe sie auch nur das geringste von ihren Vorrechten hergeben wollte.

Vier von diesen suchten heute Lucido de Vega, der, wie sie wußten, nicht geringen Einfluß im Lande besaß, auf, um mit ihm die nahe rückende Entscheidung zu besprechen, denn wie es schien, hatten Einzelne von ihnen schon bestimmte Kunde erhalten, wie die Verhältnisse zwischen Kirche und Regierung standen. Da aber in allernächster Zeit von einer oder der andern Partei ein bestimmter Schritt erfolgen mußte, so war es gerathen, sich auf den, wie er auch ausfallen mochte, vorzubereiten, um nicht vielleicht zu unüberlegten Schritten hingerissen zu werden.

„Señores?" sagte Lucido etwas erstaunt, als er zu so ungewöhnlicher Zeit den Besuch erkannte und mitten in seiner Stube stehen blieb,

um die Freunde zu begrüßen. „Wie geht es Ihnen Allen? sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen — Caramba Bastiani, sind Sie auch wieder in Mexico — und Roneiro, Zamacona, Rodriguez — und was verschafft mir die Ehre? Da muß etwas Wichtiges vorgefallen sein.“

Roneiro hatte den jungen Lucido vorhin aus dem Hause stürmen sehen und konnte sich etwa denken, welche Verhandlung hier kurz vorher stattgefunden, aber er hütete sich wohl, seinen Freund Lucido merken zu lassen, daß er Etwas von dem unordentlichen Leben seines Sohnes wisse — was half es auch, er konnte ihn doch nicht ändern, und ihm nur die Hand hinüberreichend, sagte er:

„Es ist noch Nichts vorgefallen, Carlos, aber es wird, und zwar in allernächster Zeit, — ein Ereigniß, das entweder das Kaiserreich stürzen oder befestigen muß, also ein Gegenstand, wichtig genug, um ihn vorher zu prüfen. Wenn wir auch wohl nicht im Stande sind, den schon fliegenden Pfeil nach einer bestimmten Bahn zu lenken, so können wir doch berathen, was uns bevorsteht, wenn er da oder dort eintrifft, um wenigstens auf alle Fälle gesichert zu sein — und

vielleicht ist es sogar jetzt möglich, noch das Schlimmste abzuwehren."

„Du meinst die jetzt schwebende Kirchenfrage?" sagte Lucido, aufmerksam werdend, denn es gab in diesem Augenblick allerdings nichts Wichtigeres in Mexico — „ist Etwas vorgefallen — aber bitte, nehmen Sie Platz, Señores" — er klingelte dabei und winkte dem eintretenden Burschen, der augenblicklich Wein und Cigarren brachte. —

„Vorgefallen vielleicht noch nicht," nahm hier Bastiani das Wort, „aber jedenfalls unmittelbar im Werk, denn die Frauen bei mir zu Haus sind rein des Teufels, und das ist ein sicheres Zeichen, daß die Pfaffen wieder hinter ihnen stecken. Ich roch gleich den Braten und ritt in die Stadt, und richtig, wie ich hier bei Rodriguez, Roneiro und Zamacona und Gott weiß wem noch anfrage, hör' ich, daß bei Allen das nämliche Spiel begonnen hat."

„Aber was vermuthet Ihr?"

„Daß es den Schwarzen nicht wohl zu Muthe ist," sagte Bastiani, „denn sonst ließen sie die Sache ruhig hingehen."

„Es wird wohl so sein," sagte Rodriguez, der ebenfalls ein früher der Kirche zu eigen ge-

wesenes Haus bewohnte, „aber fast auf einen Tag, wie auf ein Losungswort, haben sie Alle auf einmal wieder angefangen und wollen sogar gemeinschaftlich eine Riesen-Bittschrift aufsetzen, um den Kaiser zu ersuchen, sich mit dem heiligen Vater auszusöhnen — das heißt natürlich, Alles zu bewilligen, was dieser dickköpfige Pfaffe, der von dort herübergekommen ist, verlangt. Thut er's aber, so ist der Böse im ganzen Lande los, denn den Wirrwarr möchte ich nachher sehen, und kein Mensch wüßte mehr, ob er Eigenthum hat oder nicht.“

„Aber Caballeros,“ sagte Lucido ruhig, „ein solcher Fall ist ja doch ganz undenkbar, denn abgesehen davon, daß Seine Majestät vollkommen freisinnige und vernünftige Ideen hat und sich wahrlich nicht unter den Befehl der Herren in Rom freiwillig bücken würde, so kann er ja gar nicht mehr ein Gesetz aufheben, das vollkommen außer seiner Machtvollkommenheit liegt. Ein großer Theil der Kirchengüter ist in den Händen von Amerikanern, Engländern, Spaniern, Franzosen und Deutschen, und die ganze Welt würde Protest dagegen erheben, wenn rechtmäßig gekauftes Gut wieder abgenommen werden sollte.“

„Aber was kümmern sich die Pfaffen um das

Reich," rief Roneiro, „wenn sie nur ihr Geld oder ihre Grundstücke bekommen, und auf's Neue ihre Oberherrschaft in Mexico feststellen können. Eine Zeit lang werden sie's noch heimlich treiben und nur im Verborgenen wühlen und bohren; sehen sie aber, daß sie damit nicht durchkommen, so dürfen wir uns auch fest darauf verlassen, daß sie mit allen Mitteln und Kräften eine neue Revolution aufzustacheln wissen."

„Nun davor hätte ich eigentlich die geringste Angst," sagte Bastiani, „denn die würden doch nur dem indianischen Advocaten, dem Juarez, in die Hände arbeiten, und daß sie bei dem aus dem Regen unter die Traufe kämen, wissen sie gut genug."

Lucido hatte still und schweigend vor sich nieder gesehen, jetzt sagte er kopfschüttelnd und zu Bastiani gewandt:

„Für Juarez arbeiten sie nicht, darauf können wir uns verlassen, aber daß Etwas trotzdem im Werk ist, habe ich in meiner Familie gesehen. Auch m e i n e Frau hat vorgestern angefangen mir Vorstellungen zu machen."

„Da haben wir also die Verschwörung wieder bestätigt," rief Rodriguez, „auf allen Ecken und Enden brechen sie zugleich los."

„Aber ohne Absicht oder festes Ziel,“ fuhr Lucido fort, „thut die Geistlichkeit eigentlich gewöhnlich nicht leicht Etwas. Die müssen also doch noch Jemanden im Hinterhalt wissen, auf den sie bauen zu können glauben, und es wäre nicht unwichtig herauszubekommen, wer das eigentlich sein könnte.“

Roneiro hatte den Sprecher fest angesehen, jetzt wandte er sich zu Zamacona und sagte:

„Hören Sie einmal, Don Rodolfo, Sie stehen doch eigentlich mit der Geistlichkeit in näherer Beziehung, als irgend Einer von uns Anderen —“

„Ich, Don Bautista?“ unterbrach ihn Zamacona verwundert — „ich wüßte wahrlich nicht — Sie müßten denn meine Familie meinen: meine Frau und meine drei Töchter, und die Schwiegermutter und die Schwester meiner Frau. Da haben Sie allerdings Recht. Manchmal heb' ich ein ganzes Nest Pfaffen bei mir aus, und daß sie mir daheim das Leben warm machen, brauche ich Ihnen, mit so viel Frauen im Hause, wahrlich nicht zu versichern.“

Die Uebrigen lachten, und Roneiro fuhr fort:

„Aber Sie kommen doch mit der Geistlichkeit häufig in Berührung?“

„Mehr als mir lieb ist," bestätigte der Gefragte.

„Und hat Keiner der Herren je eine Andeutung gegen Sie gemacht?"

Zamacona schüttelte mit dem Kopf. „Die Pfaffen sind so klug wie die Menschen," sagte er dabei — „sie wissen recht gut, an wen sie sich wenden müssen, wenn sie Etwas erreichen wollen, und daß sie bei mir Nichts ausrichten, haben sie schon lange herausbekommen. Sie besuchen mich allerdings manchmal, um eine Collecte zu machen oder ein Glas Xeres zu trinken, aber wenn ich auch dann und wann auf den Busch klopfe, um Einen zum Reden zu bringen, so ist das immer vergebens. Sie trauen mir nicht."

Roneiro lachte. Zamacona war wirklich die personificirte Gutmüthigkeit und Einfalt, wohlbeleibt dazu, mit einem entschieden ausgesprochenen Sinn für Bequemlichkeit, und keine Spur von Schlauheit in seinem Wesen, dabei hatte er das ganze Haus voll Frauen und alle seine Kinder waren Mädchen — kein Wunder, daß ihn die Geistlichkeit unter solchen Umständen links liegen ließ und ihn nur dann persönlich aufsuchte, wenn sie Etwas direct von ihm erlangen wollte.

Lucido aber, dem politischen Treiben seines Landes nicht so fremd, und dabei genau mit den Lebensstellungen wie geistigen Fähigkeiten seiner übrigen Gesinnungsgenossen bekannt, fuhr gegen Rodriguez gewendet fort:

„Und haben Sie irgend einen Verdacht, amigo, der uns vielleicht auf eine Spur bringen könnte? Wenn Miramon noch hier wäre, brauchten wir die nicht, denn wir Alle wissen, wie fest der General an der Geistlichkeit hängt, und wie ehrgeizig er außerdem ist. Aber der sitzt jetzt in Europa, und Marquez — bah — der mag ein Haudegen sein, obgleich ich ihm selbst in der Beziehung nicht viel zutraue, aber sonst wird er uns kaum je gefährlich werden, denn das Land haßt ihn und fürchtet ihn noch mehr.“

„Ich wüßte keinen Andern,“ sagte Rodriguez kopfschüttelnd, „obgleich das kein Beweis wäre, denn die Schwarzen haben stets eine Anzahl von Personen zur Disposition, von denen wir Nichts ahnen, und die immer erst im letzten Augenblick auftauchen. Aber ich glaube selber, daß etwas Derartiges im Werk sein muß, denn über die Gesinnung des Indianers sind sie sich vollkommen klar. Brechen sie also entschieden mit dem Kaiserreich, so dürfen wir uns auch fest darauf ver-

lassen, daß sie eine andere Karte zum Ausspielen noch im Rücken halten."

„Ja, aber verehrte Herren," sagte da Zamacona — „ich ehre und liebe gewiß den Kaiser persönlich und bin fest überzeugt, daß er es gut mit uns und dem Lande überhaupt meint, aber welches Interesse haben wir jetzt dabei, uns in die gegenwärtig doch unstreitig etwas verwickelte Politik zu mischen? Warten wir die Sache doch lieber ruhig ab, und wir gewinnen dadurch den Vortheil, daß wir uns erstlich einmal nach keiner Seite hin compromittiren, und andererseits auch unsere Zeit, wenn sie kommen sollte, sofort benützen können."

„Sie haben ganz Recht, Zamacona," erwiederte ihm Roneiro, „aber die Klerikalen könnten uns auch über Nacht über den Kopf wachsen; und wenn wir Alle so urplötzlich unsere — nun doch einmal mit schwerem Geld angekauften Besitzungen wieder herausgeben sollten, so würde das Einzelnen von uns einen bedeutenden Strich durch die Rechnung machen."

„Die Sache ist sehr einfach," sagte da Lucido, „und wir können auch eigentlich vor der Hand gar Nichts weiter thun, als uns die beiden Consequenzen denken: Entweder giebt der Kaiser nach,

widerruft das 1859 gegebene Decret, und erstattet demnach die schon verkauften oder unverkauften Güter dem Klerus zurück, oder er weigert sich, auf die Forderungen des päpstlichen Nuntius einzugehen, und läßt Alles beim Alten. Wie wird sich im ersten Fall das Volk, wie im zweiten der Klerus benehmen?"

„Das Volk," sagte Ronciro, „hat mit der ganzen Sache eigentlich gar Nichts zu thun und dient vor der Hand nur als Kettenhund, den man verspricht anzubinden, oder droht, loszulassen. Wir — unsere Partei — sind die dabei am meisten Betheiligten."

„Gut," nickte Lucido — „also den Fall angenommen, daß der Kaiser sich dem Ausspruch des Papstes fügt und die Geistlichkeit in alle ihre Rechte wieder einsetzt —"

„Ich glaube, wir brauchen uns über den Fall den Kopf nicht zu zerbrechen," sagte Bastiani, „denn das gerade hat uns hergeführt. Die Regsamkeit der Priester, um sämmtliche Weiber in Mexico aufzuhetzen, ist ein vollgiltiger Beweis, daß es schlecht mit ihnen steht. Lassen Sie uns deshalb die andere Seite der Frage betrachten: Wie verhalten wir uns, wenn der Kaiser dem apostolischen Non possumus ebenfalls ein ein-

faches „No puedo“ entgegnet, und die Schwarzen dann Gott und die Welt aufbieten, um ihn zu stürzen, wobei es mich gar nicht wundern sollte, wenn sie ihn einmal Versuchs halber in den Bann thäten.“

„Nicht, so lange die Franzosen hier stehen,“ lachte Roneiro, „denn das haben sie schon einmal mit diesen versucht und sind schlecht dabei angekommen.“

„Nun gut, aber sie werden dann auf andere Weise intriguiren und sich — wie sie sich jetzt hinter die Weiber stecken — direct an uns selber wenden, und unsern Beistand als Pflicht gegen den Glauben fordern,“ sagte Lucido.

„Das werden sie allerdings,“ nickte Roneiro, „und deshalb sind wir eigentlich hergekommen — aber nicht etwa um darüber einen Beschluß zu fassen, denn das wäre noch nicht nöthig, sondern uns selber ein wenig klar zu werden.“

„Ja,“ sagte Lucido achselzuckend, „in dem Fall weiß ich selber nicht, was uns zu thun übrig bliebe, als uns einfach auf die Landesgesetze zu berufen, mit einem Worte also: die jetzt bestehenden Verhältnisse für dauernd zu erklären.“

„Und wenn sie eine Revolution anstiften?“

„Ich sehe nicht die Möglichkeit, wie sie das fertig bringen wollen, denn zu einer Revolution gehört auch eine gewisse Persönlichkeit, auf welche sie sich stützen könnten, um dem jetzigen Prätendenten Juarez die Stange zu halten, — und ich weiß keine."

„Sollte der alte Halunke von Santa Anna doch am Ende wieder dahinter stecken?" frug Rodriguez — „unmöglich wäre es nicht."

„Von seiner Seite nein," nickte Lucido, „ich bin selber überzeugt, daß er die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hat, die Mexicaner noch einmal zu seinen Gunsten zusammen zu hetzen, aber ich bezweifle, daß die Mexicaner Lust dazu zeigen werden. — Der alte Dictator hat seine Rolle hier im Lande ausgespielt; er ist für Mexico vollständig abgenutzt, und wenn ich auch glaube, daß der Klerus ihn so gern wie jeden Andern protegirte, der ihm eben verspricht, ein gutes Kind zu sein, so sind die Schwarzen doch auch nie im Stande, die Sache allein durchzuführen."

„Und Marquez?"

„Würde nie zum Präsidenten gewählt werden," sagte Lucido, „viel eher gingen die Indianer zu Juarez über. Selbst Mejia und Men-

dez würden nie unter ihm dienen. Nein, Miramon wäre der Einzige, der eine Aussicht auf Erfolg hätte, und der Kaiser ist dem, meiner Meinung nach sehr guten Rath gefolgt, daß er ihn außer Landes schickte. Wie die Sache jetzt hier steht, glaube ich wirklich, daß wir direct gar Nichts zu fürchten brauchen. Geschieht, was ich jetzt ebenfalls kaum bezweifele, daß der Kaiser sich nicht in allen Punkten dem heiligen Stuhl fügt, dann geht der Depeschenwechsel an, herüber und hinüber, drei Monate dauert es dabei jedesmal, bis man Antwort bekommt, und ich denke, wir können das Resultat noch vor der Hand ruhig abwarten. Santisima, ein Jahr bringt da oft große Veränderungen, und es ist nicht nöthig, sich deshalb schon jetzt zu sorgen und Pläne zu machen. Es hängt ja doch später allein von den Umständen ab, wie wir uns zu der Sache stellen wollen."

„Hm — ja," nickte Roneiro, dem das allerdings einleuchtete — „wenn man nur ein Mittel wüßte, wie man die Frauen daheim beruhigen könnte. Die verwünschten Pfaffen scheinen gedroht zu haben, daß sie Keinem mehr die Sacramente reichen wollen, der auf Grund und Boden der Kirche wohnt, ja, daß sie eine solche Schwelle,

und wenn selbst zu einem Sterbenden gerufen, nicht mehr betreten werden."

„Wenn ich das wüßte," sagte Zamacona trocken, „so kaufte ich mir augenblicklich ein altes Kloster und richtete mich dort häuslich ein. Aber das sind leere Redensarten, denn die bleiben nicht weg. Wenn sie die eine Drohung aber wahr machen — und ich weiß nicht, ob sie dürfen — und die Sacramente verweigern, keine Kinder mehr taufen wollen und dergleichen, so kriegen wir zu Hause allerdings einen harten Stand, und das Erste ist, daß uns die Dienstleute weglaufen."

„Bah!" sagte Bastiani, „das Volk hängt gar nicht so an den Pfaffen, wie Ihr glaubt, und das hab' ich deutlich voriges Jahr bei Puebla gesehen, wo das deutsche Haus die sämmtlichen Klosterglocken gekauft hatte und sie wegschaffen wollte. Welche Mühe haben sich die Priester gegeben, um dies zu hintertreiben und eine Art von Aufstand zu Stande zu bringen — kein Gedanke daran, — Alles was sie erreichen konnten, war, daß sich wenig Arbeiter dazu hergaben, das „Kirchengut", wie sie's nannten, aufzuladen; aber ich stand selber dabei, als sich, wie sie die größte Glocke auf den Wagen winden wollten und nicht Kräfte genug dazu auftreiben konnten,

die ganze Schuljugend, die gerade aus der Schule kam, an die Stränge warf und, einige alte Weiber ausgenommen, die Umstehenden ihnen zujubelten."

„Ich glaube ebenfalls," nickte Lucido, „daß wir öffentlich und vor Aller Augen wenig von den Herren zu fürchten haben. Daß sie aber dagegen im Geheimen thun werden, was in ihren Kräften steht, darauf dürfen wir uns um so sicherer verlassen, und in den Familien müssen wir ihnen deshalb auf die Finger sehen."

„Und so denken Sie nicht, Don Carlos," wendete sich Zamacona an Lucido, „daß wir von der Regierung direct in Anspruch genommen werden könnten, um sie in irgend einer beschlossenen Maßregel gegen die Geistlichkeit zu unterstützen? Es wäre immer eine fatale Sache, und ich wüßte wirklich nicht, wie man sich dabei zu verhalten hätte."

Bastiani lächelte still vor sich hin, Lucido aber erwiederte kopfschüttelnd:

„Das ist unmöglich, denn die Frage liegt nur in den Händen der Regierung, die das Concordat entweder annehmen oder ablehnen muß. Würde sie eine Forderung an uns stellen, die gekauften Güter wieder ohne Entschädigung herauszugeben, dann allerdings müßten wir zu-

sammen berathen, wie wir uns zu verhalten haben und — kämen vielleicht ein wenig in Verlegenheit, aber das — können wir vor der Hand noch abwarten. Haben Sie übrigens die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz gehört? Mazatlan ist von den Franzosen genommen worden, und Señor Juarez, wenn er sich überhaupt noch auf mexicanischem Boden befindet, hat auch seine letzten Hilfsquellen in der dortigen Steuer verloren."

„Und wo steht Juarez jetzt? weiß man nichts Bestimmtes über ihn?"

„Dem Gerücht nach an der Grenze der Union."

„Aber die verschiedenen Banden wüthen noch immer im Innern," sagte Roneiro. „Es sollen wieder ganz nichtswürdige Grausamkeiten verübt worden sein. Daß denen gar nicht beizukommen ist!"

Lucido zuckte mit den Achseln. „Und wenn sie Einen erwischen, haben sie fünfzig Andere dafür, die es ebenso treiben. Ein paar anständige Menschen ausgenommen, finden sie hüben und drüben ja beinahe Nichts als Raubgesindel unter allen mexicanischen Generalen. Selbst unser guter Marquez ist in der Hinsicht gefähr=

lich, und ich möchte nicht in einer Stadt wohnen, wo er zu befehlen hat."

„Die Kirchenpartei hält viel auf ihn."

„Ich weiß es und ich glaube auch, sie möchte ihn gerade jetzt gern hier haben; aber jetzt steckt er dort oben irgendwo bei Mazatlan, wo er den Oberbefehl über die mexicanischen Truppen des Kaiserreichs führt. Tapfer ist er jedenfalls und von den Gegnern auch gefürchtet."

„Und Porfeirio Diaz," sagte Rodriguez, „es ging neulich einmal ein Gerücht, daß er hier in der Stadt gesehen worden sei, aber davon müßten Sie doch Etwas wissen, Roneiro. Haben Sie es nicht gehört?"

„Gehört, ja!" sagte dieser ruhig, indem er von seinem Sitz aufstand, „aber du lieber Gott, was wird nicht Alles gesprochen und erzählt. Ein Gerücht drängt das andere, und die unglaublichsten werden am gierigsten aufgegriffen. Was sollte Porfeirio Diaz jetzt hier zwischen den Franzosen und Kaiserlichen machen?"

„Unterhandeln," sagte Lucido, „so unwahrscheinlich bleibt das gar nicht, denn Juarez' Sache ist doch hoffnungslos verloren."

Roneiro schüttelte mit dem Kopf. „Der nicht," sagte er ruhig, „wenn es auch Andere

vielleicht gethan haben — doch, Señores, Sie müssen mich entschuldigen, ich habe noch einige Geschäfte zu erledigen."

„Wir gehen Alle mit," rief Bastiani, — „meine Frau wird jetzt wohl ihre Weihnachtseinkäufe besorgt haben und dann fahre ich wieder mit ihr hinaus. — Also auf Wiedersehen, Lucido — wo treffen wir uns denn eigentlich? Ich komme morgen wieder herein. Sind Sie Abends in der Lonja?"

„Jedenfalls, um wieder ein wenig Ruhe nach dem Wirrwarr des Festes zu finden."

* * *

In der Calle Jesus, ziemlich am südlichsten Ende von Mexico, also in einem der entlegensten Stadttheile und in der Nachbarschaft des Kanals, wo schon sehr viele Indianer ihre Wohnungen hatten, standen allerdings noch viele große Häuser, aber in so viele Parcellen eingetheilt, daß fast jedes Zimmer einer andern Familie zum Aufenthaltsort diente.

Besonders die den inneren Hof umschließenden Gebäude, einstöckig und mit Dachrinnen versehen, die bei heftigen Regengüssen sämmtlich das aufgefangene Wasser mitten hineinwarfen, waren

zu solchen Wohnungen der ärmeren Klasse abgetheilt, und zu dem Zwecke auch jede Thür mit einer Nummer bezeichnet. Der Hof selber wurde dann von ihnen Allen als gemeinschaftlicher Sammelplatz betrachtet und benützt, und nur wer nicht mit den Uebrigen verkehren wollte, blieb in seinem Gemach, das aber ebenfalls nur mit diesem Hof durch eine Thür und ein stark vergittertes und außerdem noch mit einem Laden versehenes Fenster in Verbindung stand.

Es mochte ziemlich die Mitte des Tages sein, und die Straße selber war, trotz des Festes, heute wenig belebt, als ein junger Caballero darin hinschritt und die Außennummern der gleichförmig aussehenden Gebäude musterte. Er schien eine gewisse Nummer zu suchen und doch auch wieder nicht recht sicher zu sein, denn er ging die Straße von einer Quadratecke zur andern schon zweimal auf und ab, ehe er sich entschloß, eins der Häuser an der linken Seite zu betreten.

Zuerst mußte er hier durch das Vordergebäude, und als er den Hof erreichte, blieb er stehen und sah sich nach links und rechts um, als ob er auch hier nicht wüßte an welche Thür er sich wenden solle.

Auf dem Hof bemerkte er eine alte Frau, die

dort Geschirr aufwusch, und links vor der Thür packten ein paar Jungen einen Kasten voll angemalter Lehmfiguren, die sie jedenfalls selber verfertigt hatten und jetzt zum Verkauf auf die Plaza bringen wollten. Der junge Mann schien aber doch keine Lust zu haben, irgend eine dieser Persönlichkeiten um Auskunft zu bitten, denn er schritt jetzt quer über den Hof nach rechts hinüber zu der einen Thür, die, ebenso wie der dazu gehörende Fensterladen, verschlossen war. Es sah jedenfalls so aus, als ob die Insassen nicht zu Hause wären.

Der Caballero klopfte an — aber Niemand antwortete. Die alte Frau sah zu ihm auf, schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Niemand zu Hause — Alles auf der Plaza.“ Der junge Fremde ließ sich aber nicht irre machen, und ohne auf die Worte der Alten zu achten, pochte er — sobald sie sich wieder zu ihrer Arbeit niederbog, leise und nur mit der Fingerspitze, siebenmal hintereinander an den Laden.

Eine Antwort erfolgte allerdings nicht, aber er hatte doch die Genugthuung zu hören, daß sich da drinnen Etwas rege — ein Bettgestell knarrte, und wenige Minuten später öffnete sich von innen der Laden, und ein gelbbraunes Gesicht

mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart, aber zwei blitzenden und klugen Augen, sah heraus.

„Aber Geronimo," lachte der junge Fremde, „mitten am Tag zu Bett gegangen?"

„Caramba hombre," rief der Mann im Innern, der ihn erst jetzt erkannte. „Don Mauricio — como se va?"

„Das will ich Euch dort drinnen sagen, Compañero," nickte der junge Mann — „macht mir nur die Thür auf, denn ich möchte nicht länger als nöthig hier auf dem offenen Hof stehen bleiben."

Der Mann im Innern, den Mauricio mit Geronimo angeredet hatte, ließ den Laden halb offen, weil er nur dadurch Licht in den inneren Raum bringen konnte; dann schob er oben und unten einen Riegel an der, nicht gerade besonders angelfesten Thür zurück, und gleich darauf betrat der junge Creole das Gemach, das sich übrigens in Nichts von allen den ähnlichen unterschied.

Es war ein großer, früher einmal weiß getünchter Raum, in welchem aber das ganze Ameublement nur aus einem breiten, braungebeizten Bett, mit einer schlechten Matratze und einer Serape überworfen, aus einem großen Tisch, drei schon defecten Stühlen und einer sehr

kleinen Commode, die auch zugleich als Wasch-tisch zu dienen schien, bestand. In der einen Ecke stand noch eine ziemlich umfangreiche Lade; aber zu eigentlichem Kleiderschrank mußten doch, wie in allen diesen Häusern, die Wände dienen, und da zeigte sich dann zumeist Frauengarderobe — ein Beweis jedenfalls, daß Geronimo den Platz nicht allein bewohne.

Der Mestize schien aber etwas abgeschlossener Natur zu sein und nicht viel auf Besuche zu halten, denn hinter Mauricio schob er wieder den oberen Riegel an der Thür vor, als ob er keine weitere Störung wünsche, und dann sich erst zu dem jungen Mann wendend, sagte er, jedenfalls mehr erstaunt als erfreut:

„Und was verschafft mir denn die Ehre dieses Besuchs, Señor, und wie in aller Welt haben Sie nur meinen Aufenthalt gefunden und — das Zeichen erfahren?"

„Das Zeichen, Geronimo," erwiederte der junge Mann, „habt Ihr mir damals selber gesagt — wißt Ihr noch, wie wir uns einmal über einen — Scherz unterhielten, den wir Beide vorhatten, von dem ich aber abgehalten wurde?"

„Hm — ja" — nickte der Mestize vor sich

hin mit dem Kopf — „ich erinnere mich jetzt, und ich — hätte es auch eigentlich können bleiben lassen. Damals ließen Sie mich im Stich.“

„Und Ihr gingt allein, wie?“

„Ich? — nein,“ erwiederte der Mestize. „Ich verdiene mir jetzt mein Brod mit Modelliren und Figurenmachen, habe aber mein ganzes Lager schon zu den Feiertagen ausverkauft, und will nun wieder nach Guadalajara zurück, um neue Vorräthe anzufertigen.“

Mauricio antwortete ihm nicht; er hielt nur den Blick fest auf ihn geheftet, und ein leises, fast spöttisches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Geronimo sah ihn an, aber das Auge des jungen Mannes gefiel ihm vielleicht nicht, denn er wandte das seine wieder ab und beschäftigte sich damit, seine Serape vom Bett zu nehmen und zusammenzurollen — etwas sehr Unnöthiges, da er sie gleich nachher wieder aufwickelte.

„Also Figuren macht Ihr jetzt, Geronimo?“ sagte der junge Caballero endlich, nach einer ziemlich langen Pause. „Das ist eigentlich eine recht friedliche Beschäftigung in diesen kriegerischen Zeiten, obgleich der Bedarf dafür durch den kaiserlichen Haushalt bedeutend gestiegen sein mag. — Hm! — ich hatte die Hoffnung ge-

habt, mit Euch ein anderes Geschäft zu entriren, wenn die Sachen aber so stehen, dann kann ich lieber wieder meiner Wege gehen. Buenos dias, Señor."

Geronimo ließ ihn bis zur Thür gehen — er schien noch nicht recht mit sich einig, ob er ihn zurückrufen solle oder nicht, denn er mochte vielleicht wissen, was den jungen leichtsinnigen Caballero zu ihm führe; eben aber als Mauricio den Riegel zurückschieben wollte, sagte er:

„Caracho! Ihr seid heute in verdammter Eile. Brennt es Euch so auf den Nägeln?"

„Mir? — was?" sagte Mauricio, indem er stehen blieb und zurücksah.

„Nun, das — Geschäft," lachte Geronimo — „aber wozu die Comödie — seid Ihr wirklich gekommen, um mitzugehen? Die Gelegenheit ist günstig."

„Wann?" sagte Mauricio rasch.

„Wir brechen morgen Abend auf," lautete die Antwort — „früher nützt es nichts."

„Und wer ist mit dabei?"

„Lauter Caballeros," sagte der Mestize stolz, da er sich selber zu dieser bevorzugten Menschenklasse zählte.

„Kenn' ich Jemanden?"

„Möglich," sagte Geronimo achselzuckend. „Ihr verlangt von mir doch hoffentlich keine Namen."

Mauricio besann sich einen Moment. „Und darf ich wissen, um was es sich handelt?" frug er endlich — „und welche Richtung wir nehmen?"

„Das erzähl' ich Euch Alles auf dem Weg — die Wände hier haben Ohren," sagte der Mestize mit zusammengezogenen Brauen — „wenn Ihr uns nicht vertraut, so bleibt davon."

„Hm," brummte Mauricio, „Ihr seid verwünscht kurz angebunden, aber es sei. Um wie viel Uhr treff' ich Euch, und wo?"

„Wo?" überlegte der Mestize eine kurze Weile — „ich werde Euch draußen in der Straße erwarten, aber seid mit dem Glockenschlag sechs Uhr hier, verstanden?"

„Gewiß."

„Und welches Pferd reitet Ihr?"

„Keins von meinen eigenen."

„Gut — aber halt — da kommt Jemand." —

Noch während er sprach, wurde der Laden, der überdies zum Drittheil geöffnet stand, etwas weiter von außen hineingedrückt, und der Locken-

kopf eines jungen bildhübschen Mädchens schaute durch das Fenster.

„Quien vive?“ rief Geronimo, der sie rasch erkannte.

„Por la religion y los fueros!*) Du Heide,“ rief das junge hübsche Wesen lachend aus, indem sie gleich darauf heftig an der Thür rüttelte — „wirst Du mich wohl in meine eigene Stube lassen?“

„Caramba chiquita,“ lachte Geronimo, indem er den Riegel zurückwarf, „Du bist ja sehr ungeduldig — ist irgend Etwas vorgefallen?“

„Vorgefallen, hombre,“ rief die junge Dame, indem sie in die geöffnete Thür trat, „daß ich nicht — ha!“ unterbrach sie sich plötzlich, indem sie den Fremden bemerkte — „Besuch? — Was will der Señor bei Dir?“

Es war wirklich ein bildhübsches junges Ding, wie sie da erstaunt zugleich und trotzig in der Thür stand und den Fremden mit den Augen maß, und sie konnte recht gut als der Typus mexicanischer Frauen der mittleren Klassen

*) Der Sammelruf, den die Klerikalen schon damals ausgegeben und besonders den Frauen an's Herz legten, „für die Religion und für die Privilegien“ — um der ihnen nicht besonders geneigten Stimmung entgegen zu arbeiten.

gelten. Sie trug einen kurzen Rock aus buntem Zeug, der ihr kaum zu den halben Waden reichte, keine Strümpfe und nur zierliche Schuhe, die ihre allerliebsten Füße umschlossen und dabei das schön geformte Bein freiließen. In der Taille wurde das Kleid nur durch eine Schnur gehalten, und zeigte noch einen Theil des schneeweißen Hemdes, während der obere Theil des Körpers durch kokett um Schulter und Kopf geschlungenen Rebozo verhüllt war, aber doch genug frei ließ, um ein ausdrucksvolles und jugendliches, hellbroncefarbiges Gesicht, mit ein paar prachtvoll dunkeln Augen darin zu zeigen.

„Und kennen Sie mich nicht mehr, Señorita?" frug Mauricio, den schon aufgesetzten Hut wieder abnehmend — „so sehr lange ist es doch noch nicht her, daß wir uns begegnet sind?"

Die junge Schöne warf ihm, ohne ihre Stellung auch nur im mindesten zu verändern, einen langen, forschenden Blick zu — endlich rief sie:

„En verdad — ich hätte den Señor Lucido fast nicht wiedererkannt — wie konnte ich ihn aber auch hier, in diesem rancho*) nur ver-

*) Rancho, der Name für eine ganz gewöhnliche Hütte, ja auch ein blättergedecktes Lager im Wald draußen.

muthen. Sicherlich kein guter Wind, der Sie hierhergeweht."

Die letzten Worte wurden mit einem fast zweideutigen Ausdruck gesprochen, und ihr Blick flog dabei rasch und forschend zu Geronimo hinüber.

„Ich weiß nicht, was Sie einen guten Wind nennen, Señorita," sagte Mauricio, selten um eine Antwort verlegen, „aber ich kam nur her, um mir bei Geronimo eine Anzahl jener reizenden Wachsfiguren zu bestellen, die er so vortrefflich anzufertigen weiß. Ich habe von einem der Fremden, die sie nach Hause schicken wollen, einen Auftrag bekommen, und kenne keine bessere Quelle, an die ich mich wenden könnte."

„Dann ist Alles gut," sagte das junge Mädchen, während sie den Rebozo, oder das Schultertuch, von ihrem Kopf niedergleiten ließ, der eine wahre Fülle der herrlichsten dunkeln Locken freigab, während ein gar so liebes Lächeln ihrem Antlitz sogar eine feine Röthe verlieh — „o, wenn Geronimo nur erst wieder arbeiten will. Er ist gar zu geschickt, und keine Hand in ganz Mexico giebt Allem, was sie anfaßt, so rasch Leben.

Es war fast, als ob in dem Moment alle Farbe Geronimo's Wangen verlassen hätte —

er fühlte auch, daß er sich veränderte, und sich abwendend sagte er, wie das Lob abwehrend, indem er mit dem Kopf schüttelte:

„Caramba Mercedes, Du bist ja heute zu liebenswürdig; der Señor wird wunder denken, was er von mir zu erwarten hat, und nachher gefallen ihm die Sachen gar nicht."

Mercedes sah, während er sprach, erst ihn und dann wieder Mauricio an. Es lag Etwas in dem Wesen der beiden Männer, was ihr nicht gefiel. — Und hatten sie ihr auch wirklich die Wahrheit gesagt? Aber sie war klug genug, zu wissen, daß sie nie durch directe Fragen etwas Weiteres erfahren würde, und doch mißtrauisch geworden, fuhr sie nach einer kleinen Pause wieder fort:

„Und wirst Du die Arbeit hier machen, Geronimo? — es wäre zu hübsch, und wir könnten dann so prächtig Alles bereden."

„Das geht nicht, Schatz," wehrte aber Geronimo ab, „in Guadalajara habe ich noch einen kleinen Vorrath, von dem ich erst sehen will, ob ich nicht das Eine oder Andere davon benutzen kann, und dann ist mir Alles, was ich dazu brauche, auch dort bequemer. Jedenfalls muß ich morgen dahin zurück."

„Nach Guadalajara?"

„Gewiß, mein Herz — aber lange werde ich keinenfalls fortbleiben, denn Du weißt ja, wie rasch ich arbeite, und das Letzte kann ich überhaupt hier fertig machen — ich werde es mir schon so einrichten."

„Also auf Wiedersehen, Geronimo," sagte Mauricio, auf dem der Blick des Mädchens wieder haftete, und der sich darunter unbehaglich fühlte, „ich verlasse mich darauf."

„Alles in Ordnung," nickte der Mestize — „ich halte mein Wort."

„Adios Mercedes," sagte der junge Mann und reichte dem Mädchen die Hand; diese nahm sie zögernd und erwiederte leise den Gruß, und wenige Minuten später verließ der Caballero die dumpfige Stube und schritt hinaus auf die Straße in der Richtung der Plaza zu.

8.

Am heiligen Abend.

An der südwestlichen Seite der großen Plaza in Mexico beginnen die Colonnaden, die sich, gerade fortlaufend, noch weit hinein in die nächste Straße ziehen, und dann rechts ab in eine andere einbiegen.

Diese, unter denen sich auch die elegantesten Läden befinden, sind bei gutem wie schlechtem Wetter der Hauptverkehrsplatz für Reich und Arm, und besonders bei Regen mit hin und wieder strömenden Menschen angefüllt. In der Weihnachtszeit aber, und vorzüglich in den letzten Tagen, ist dort kaum durchzukommen, und wer eilig seinen Weg verfolgen wollte, mußte jedenfalls hinaus auf die Plaza oder Straße, um dort nur etwas freiere Bahn zu finden.

Wenn das aber schon in früheren Jahren um diese Zeit an dieser Stelle so wogte und drängte, so läßt es sich denken, welche Menschenmenge sich dort am ersten Weihnachten des Kaiserreichs einfand, denn alle Fremden wollten doch auch das Christfest in Mexico kennen lernen, und hierher strömten deshalb Alle, oder wurden schon von selber dahin gedrängt. — Es gab da auch in der That genug dem Lande Eigenthümliches zu sehen, und gerade die Fremden waren hier die besten Kunden.

Unter den Colonnaden, in den Häusern selber, befanden sich die oft recht hübsch eingerichteten Läden, die Hälfte aber auch von allen mit Hüten gefüllt, denn hier besonders hatten sich die Hutmacher hergewandt, und außerdem ganz vorzugsweise deutsche Hutmacher, die aber echt mexicanische Hüte fabricirten und sehr gutes mexicanisches Geld damit verdienten.

Der mexicanische Hut ist übrigens ein Monstrum, und wenn man, durchschnittlich angenommen, fast immer wohl daran thut, in dem Lande, in dem man sich gerade befindet, auch die Landestracht anzunehmen, oder sich wenigstens die dem Klima abgelauschten Vorzüge anzueignen, so kenne ich selber nichts Unpraktischeres, ja Un-

geschickteres auf der ganzen weiten Welt, als einen solchen echt mexicanischen Hut.

Der Hut selber besteht aus festem und schwerem Filz, oder er würde sonst nicht das Gewicht des Randes tragen, der bei sehr vielen einen vollen Fuß und immer wenigstens zehn Zoll breit ist und steif abstehen muß. Das Gewicht des Hutes wird dadurch ein enormes, und wenn man sagt, daß er gleich gut gegen Regen wie Sonnenstrahlen wäre, so könnte man sich zu dem Zweck eben so gut eine Tafel Eisenblech auf den Kopf binden. Er gestattet im Gegentheil dem Kopf gar keine Ausdünstung und ist beim Gehen, Reiten wie Fahren gleich unbequem. Beim Gehen nämlich, weil sich Begegnende fortwährend mit den Köpfen auszuweichen haben, um nicht anzustoßen, beim Reiten, weil der Wind fortwährend unter die große Fläche greift und ihn abzureißen droht, wie man ihn auch schon auf dem Kopf im Gleichgewicht halten muß, und beim Fahren, weil man nicht damit sitzen kann und stets gezwungen ist, ihn bei bloßem Kopf auf dem Schooß zu halten. Er sieht zu der übrigen mexicanischen Reittracht, den kurzen Jacken, den gestickten Hosen und dem breiten Gürtel ganz hübsch und originell aus, und macht

sich deshalb auf Bildern sehr gut, das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die er hat. Außerdem aber noch mit dicken Gold= und Silber=stickereien förmlich wuchtig gemacht, kostet er zu alledem eine Masse Geld, und es giebt Hüte, die mit 50 bis 80 mexicanischen Dollars bezahlt werden.

Aber auch andere Kaufleute haben dort ihren Stand: Quincaillerieläden, die mit Allem gefüllt sind, was Europa in geschmackvollen Luxusgegen=ständen fabricirt; Ausschnittwaaren mit Fabrikaten von Deutschland, England und Frankreich; Ju=welen und tausend Dinge, die wohl die Augen der Eingeborenen des Landes anziehen, aber die Europäer und Fremden kalt lassen. Das sind Gegenstände, die sie von Jugend auf gesehen und gekannt haben, was kümmern sie die — nein, dicht daneben und unmittelbar in der Nähe entwickeln sich andere Schätze — nicht so kostbar vielleicht an Gold und Edelsteinen oder kunst=voller Arbeit (wobei es die Silberschmiede Mexicos mit manchem europäischen Arbeiter auf=nehmen könnten), aber unerreichbar in manchen anderen originellen Dingen, die gerade hier, und fast hier allein, ihren Markt finden.

Schon unmittelbar vor den Läden an der

rechten Seite, wenn wir daran hinaufgehen, sehen wir eine Reihe kleiner Stände, die so viel Anziehungskraft haben, daß man nicht allein eine Weile bei ihnen stehen bleibt, sondern auch immer und immer wieder zu ihnen zurückkehrt und kauft und wieder kauft, ohne gerade sehr viel Geld auszugeben.

Dort besonders sitzt eine alte Frau mit einem Tischchen; aber Alles, was darauf steht, ist Dir fremd und neu, und doch wie zierlich und allerliebst gemacht, ja fast vollkommen in dieser Diminutivarbeit. Kleine Gruppen, kaum zwei Zoll hoch, mit kleinen Figuren, in der Landestracht und die verschiedenen ländlichen Gebräuche, Sitten und Verrichtungen darstellend, Processionen, Maulthiere mit Arrieros, Stiergefechte, Fischer, Verkäufer, Pulquesammler 2c. 2c., alles aus Wachs, naturgetreu gemalt und für wenige Groschen zu erstehen. Daneben kleine Sachen aus Alabaster oder Holzkohle geschnitten, besonders Todtenköpfe — die eine Seite den Kopf im Leben, die andere ihn skelettirt zeigend —, kleine winzige Vögel, aus wirklichen Federn dargestellt und in aller ihrer natürlichen Pracht erglühend, auf Papier geklebt, oder auch in ihrer wirklichen Gestalt, nur bis in's Aeußerste ver-

kleinert, auf einem Draht befestigt — dann größere Figuren, aus Wachs oder Lumpen gleich kunstvoll hergestellt und jeden Muskel am Körper richtig zeigend, Modelle von Pflügen und Handwerksgeräth und tausend andere allerliebste Dinge.

Gegenüber, unter den Bogen der Colonnaden, sitzen die Spielwaarenverkäufer mit ordinären Kinderspielsachen, wie sie auch bei uns genügend angefertigt werden; aber auch darunter finden sich eigenthümliche Dinge, wie z. B. ganze Heerden kleiner Rinder aus natürlicher roher Haut nur ausgeschnitten, zusammengebogen und getrocknet, so daß sie vollkommen die Form des Thieres zeigen, und dabei unverwüstlich sind.

Dicht neben der Alten stehen auch einige Tische mit Silberwaaren, besonders in Filigrainarbeit, in welcher die Mexicaner Außerordentliches und zu sehr billigen Preisen leisten.

Weiterhin kommen wir zu den Ständen, an welchen nur mexicanisches Sattel- und Reit- und Zaumzeug verkauft wird, und darin treiben sie allerdings einen bedeutenden Luxus, denn zu reich mit Silber verziert und beschlagen können sie es kaum bekommen. — Dann kommen Stände mit Zuckerwerk: in Zucker trocken eingekochte

Ananas, Bananen, Orangen, Cactusfeigen, Trauben, Nüsse, Birnen, Pflaumen ꝛc. — dann irdene Geschirrwaaren aus dem dieser Arbeiten wegen berühmten Guadalajara, bemalt und vergolbet und oft in grotesken Formen, an japanische Spielereien erinnernd; und Kleinverkäufer oder wandernde Händler drängen sich dazwischen herum, bieten Schildpattkämme wie andere zierliche Dinge aus, und machen Alle mit den zahllosen Fremden, die ihnen dieses Jahr auf den Markt geworfen wurden, brillante Geschäfte.

Und wie preßte das in den engen Colonnaden hin und wieder, denn wenn man draußen seine Bahn suchen wollte, sah man ja Nichts von den ausgestellten Herrlichkeiten — und wie blitzte der lange, eingeschlossene Weg von den bunten Uniformen der verschiedenen Staaten, von den noch bunteren Roben der vielen französischen „Damen", die der „glorreichen" Armee nach Mexico gefolgt waren, um ihre Triumphe zu theilen. Das rauschte ordentlich von Seide und Bändern — und was für Schleppen wurden in dem menschengedrängten Raume abgetreten.

Aber auch die mexicanischen Damen fehlten nicht, denn da sich so viele Officiere unterwegs befanden, war es den liebenswürdigen Geschöpfen

wirklich nicht möglich, zu Haus zu bleiben. Zweierlei Tuch und einen Säbel an der Seite — ändere nun einmal Jemand die Welt! — es geht eben nicht.

Es war heiliger Abend, und viele der frommen Herren befanden sich ebenfalls auf den Füßen, um ihre verschiedenen Kirchspiele aufzusuchen — nicht, um Einkäufe zu machen, denn einestheils bot ihnen der Weihnachtsmarkt von Mexico nichts Neues mehr — dann hatten sie keine Familien — einige wenige ausgenommen — und außerdem waren sie gewohnt, daß sie Geschenke bekamen und nicht solche austheilten — es wäre unnatürlich gewesen.

Ein älterer Padre, in seinem langen Talar, die Hände gefaltet und die Augen weder rechts noch links wendend, schritt durch die Menschenmenge, in der ihm die unteren Klassen wenigstens willig Raum gaben und ehrerbietig die Hüte abzogen. Die Officiere der verschiedenen Nationen nahmen allerdings keine Notiz von ihm, wichen ihm aber doch aus alter Gewohnheit aus, während die französischen Damen ihren Platz voll beanspruchten und das Ausweichen von ihm erwarteten.

Es war eine derbknochige Gestalt mit stark

markirten Zügen und kleinen, fast stahlgrauen Augen, die aber, während er gebeugten Hauptes durch die Menschenmenge schritt, unablässig und auch fast wie unwillkürlich herüber und hinüber zuckten und keinen Moment auf einem Platz zu rasten schienen.

Ziemlich nahe an der Stelle, wo die Colonnaden auf die offene Plaza ausmündeten, begegneten ihm zwei sehr vornehm gekleidete mexicanische Damen, es waren die beiden Señoras Roneiro und Zamacona, die noch einige etwas verspätete Weihnachtseinkäufe nachholten und sich jetzt nur, anstatt einen bequemen Heimweg zu suchen, ebenfalls in das Menschengewühl hineinwagten — lag doch auch wirklich ein eigenthümlicher Reiz darin, diese bunte Mischung von Gestalten zu betrachten und in ihr, wie in einem Meer von Seltenheiten, umherzuschwimmen.

Der Padre verfolgte schweigend seinen Weg, bis er die beiden Damen bemerkte, und ein freundliches Lächeln zog sich jetzt über sein Antlitz. Er hielt auch unwillkürlich seinen Gang inne, und die Señoras lenkten ebenfalls, wie sie nun seiner ansichtig wurden, auf ihn zu.

„So geschäftig?" sagte der geistliche Herr

mit einem milden Lächeln, „aber das heutige Fest entschuldigt das wohl."

Er reichte dabei den Damen seine Hände, die diese ehrfurchtsvoll an die Lippen hoben und küßten.

Ein paar französische Officiere gingen gerade vorüber.

„Sieh, George," sagte der eine zum andern, „wie diese beiden, sehr vornehm gekleideten Señoras dem schmierigen Pfaffen die Hände küssen — ist es nicht rein zum Tollwerden?"

Sein Kamerad wandte den Kopf dorthin, grüßte aber rasch und artig. Die eine Dame erwiederte huldvoll den Gruß, ohne aber ihre Aufmerksamkeit von dem Padre abzulenken.

„Sapristi," sagte der Officier, als sie vorüber waren, „das ist Señora Roneiro, eine der angesehensten Damen der Stadt, ihre Tochter ist Ehrendame der Kaiserin — das Pfaffenthum steckt dem schönen Geschlecht doch hier in Mexico noch tüchtig in den Gliedern."

„Und bei uns wohl nicht?" entgegnete der Andere, „nur die Beruhigung habe ich, daß uns die Schwarzen hier wie Gift hassen, seit ihnen Bazaine einmal einen so hübschen Strich durch die Rechnung machte und ihren Erzbischof

zwang, das eben erst excommunicirte Heer öffentlich einzusegnen. — Die Unverschämtheit war aber auch ein wenig zu groß gewesen.“

„Unverschämtheit, amigo?“ sagte der andere französische Officier, derselbe Graf Deverreux, den wir schon bei Roneiro fanden, indem er sich langsam mit dem Kameraden durch das Gedränge arbeitete. — „Du kannst es kaum so nennen, denn sie betrachten sich als die Herren des Landes, die Nichts von uns zu erbitten, sondern nur zu fordern und zu befehlen haben — aber hol' sie der Teufel! So lange wir hier im Lande stehen, halten wir sie schon unter dem Daumen, und nachher — mag Maximilian sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Daß sie ihm aber noch zu schaffen machen, darauf darf er sich verlassen.“

Ihnen entgegen kamen ein paar österreichische Officiere und grüßten kameradschaftlich — die Franzosen dankten, doch etwas vornehm, und gingen vorüber. Die Deutschen nahmen übrigens eben so wenig Notiz von ihnen, denn sie kamen jetzt gerade an das mexicanische Sattelzeug, bei dem sie stehen blieben, es betrachteten und sich nach dem Preis erkundigten; der Bursche forderte aber so unverschämt, daß sie — mit der Landes-

sitte noch nicht vertraut, getrost den vierten Theil des geforderten Geldes zu bieten — lachend weiter gingen.

„Für das, was der Schlingel hier für einen Zaum verlangt, kauf' ich ein Pferd," sagte der eine. „Die Canaillen wollen alle an uns in ein paar Wochen reich werden."

Sein Kamerad zuckte mit den Achseln. „Und macht es unsere Gesellschaft besser?" sagte er; „das ist eine hübsche Sippe, die sich der Max da mit von Deutschland herübergebracht hat, und er wird noch seine liebe Noth damit bekommen."

„Herübergebracht hat er sie gar nicht," erwiederte der Erste, „sie sind eben von selber gekommen und haben nur Passage für sich bezahlen lassen."

„Ich hätte mich aber gehütet, die zu zahlen."

„Was wollte er machen — Dienerschaft und dergleichen mußte er haben, und wer sein festes und gutes Auskommen daheim hatte, ging nicht mit, denn eine unsichere Geschichte bleibt das Ganze immer. Natürlich lief nur hauptsächlich solches Volk herzu, das zu Hause Nichts zu verlieren hatte und hier Alles zu gewinnen glaubte. — Mexico — was hatten die Menschen seit der

Eroberung durch Cortez von Mexico wieder gehört — sie wußten kaum, wo es lag, und Manche mögen wohl ganz wunderliche Ideen mit herübergebracht haben."

„Und indessen stehlen sie, was sie bekommen können."

„Was sie bekommen können," nickte sein Kamerad, „und sobald sie merken, daß ihnen das nicht genug einbringt, suchen sie sich wieder freie Rückpassage zu verschaffen und gehen heim. Was schiert sie das Kaiserreich — aber wohin gerathen wir hier?"

„Laß uns einmal hinüber zu Dolmozk gehen, der hat guten Wein."

„Den Catalan? — ich weiß nicht, mir schmeckt er nicht."

„Gott bewahre — er bezieht seine Weine vom Kellermeister Seiner Majestät."

„Vom Kellermeister? — das wäre nicht übel."

„Und weshalb nicht — der Kellermeister hat nebenbei ein kleines Weingeschäft, und bezieht alle seine Weine natürlich steuerfrei."

Der Officier schüttelte mit dem Kopf. „Armer Kaiser," sagte er, „wenn er einmal in die Wirthschaft hineingucken könnte — aber wer will's ihm sagen — wen geht es auch an?"

„Was ist denn da drüben für ein Gedränge? sieh nur, wie die Menschen alle dorthin strömen."

Die beiden jungen Officiere blieben einen Moment stehen und sahen auf die Plaza hinaus, nach den Buden hinüber, als der Erste wieder ausrief:

„Wahrhaftig! der Kaiser mit der Kaiserin — sie besehen sich das Gewühl des Weihnachtsmarktes."

„Und in Civil?"

„Gewiß — er geht immer so und — hat auch Recht. Zuerst ist er Kaiser und nachher erst, wenn es Noth thut, Soldat. Ich bin selber Militär, aber ich mag es nicht leiden, wenn ein Fürst unter seinem Volk fortwährend in Uniform herumläuft. Es gehört sich, meiner Meinung nach, auch nicht."

Lauter, donnernder Jubel schallte von dort drüben herüber, wo die Herrschaften gingen — das Volk schwenkte die Hüte und jubelte — und als sie an den Ständen mit Bäumen und Moos vorübergingen, boten ihnen die Indianer, die dort feil hielten, Blumen.

Im Publikum hatte es sich allerdings schon ausgesprochen, daß der Kaiser nicht geneigt sei, den kategorischen Forderungen Roms nachzu-

geben, und man war entrüstet darüber, wie rücksichtslos Monsignore Meglia, stets unter dem nichtigen Vorwand, erst Instructionen vom heiligen Stuhl einholen zu müssen, sich fortwährend weigerte, auf irgend eine Unterhandlung einzugehen. Was half ein Nuntius von dort, wenn er keine Vollmachten mitbrachte, und hatte er sie trotzdem — wozu dann dieses ewige Hinauszögern, durch welches die Bevölkerung nur in steter Aufregung gehalten wurde, und alle diese ungeheuern, früher der Kirche gehörenden Grundstücke unbenützt und todt liegen blieben. Wer durfte auch wagen, auf solchem Boden eine Verbesserung vorzunehmen, wo jeder Tag ein Gesetz bringen konnte, das alle schon gesetzlich geregelten Käufe wieder umwarf und zunichte machte.

Kriegerische Musik erschallte — ein lustiger Marsch wurde gespielt und eine Compagnie französisches Militär marschirte vorüber. Das Kaiserpaar, das dicht an der Seite stand, sahen sie wohl gar nicht, oder doch zu spät; es wurde wenigstens keine Notiz von ihm genommen, und nicht einmal die Officiere grüßten mit den Degen — aber der Kaiser selbst hatte sich auch abgewandt und schien sich mit einem der Indianer über die wirklich prachtvollen Fichtenbäume

zu unterhalten, die da zu Markt gebracht wurden.

Es war 6 Uhr und die Sonne schon hinter dem, den Westen begrenzenden Gebirgszug verschwunden — die Dämmerung, die in diesen Breiten rasch hereinbricht, legte sich in die Straßen, und im Osten fingen schon an die Sterne herauszublitzen.

In der Calle Jesus hielt ein Reiter in seinem breitrandigen Hut, die bunte Serape um die Schultern geschlagen, daß sie den unteren Theil des Gesichtes vollständig verhüllte — was nirgends auffällt, denn der Mexicaner ist auf der Hochebene sehr empfindlich gegen die kühlere Abendluft, und hält sich dann fast stets den Mund bedeckt.

Der Mann in der Serape ritt langsam und im Schritt die Straße hinab, aber er schien Jemanden zu erwarten, denn er drehte mehrmals den Kopf zur Seite, als ob er die Straße hinab horche.

In der Thür des einen Hauses stand eine, fest in ihren dunkeln Rebozo eingeschlagene schlanke Frauengestalt, und hielt sich durch den steinernen Pfosten gedeckt, bis der Reiter seinen Weg eine Strecke verfolgt hatte — jetzt glitt sie

heraus und schlug langsam die nämliche Richtung ein, die er genommen. Da klapperten rasche Hufschläge die Straße herauf, von der Plaza her, und als die Frauengestalt den Kopf dorthin wandte, schien sie den zweiten Reiter zu kennen, denn sie drehte sich wieder halb zur Seite, als ob sie nicht von ihm gesehen sein wollte. Das aber war unnütze Vorsicht, denn er achtete gar nicht auf sie, sondern sprengte nur an das andere Pferd hinan, und beide zusammen hielten jetzt die Richtung, bis sie, in einem scharfen Trab, an der nächsten Quadra rechts einbogen und dort verschwanden.

Die Frauengestalt folgte ihnen jetzt mit rascheren Schritten bis zur nächsten Ecke — aber sie waren dort schon lange aus Sicht, und mit einem, recht aus tiefster Brust heraufgeholten Seufzer wandte sie sich, und kehrte den Weg, den sie gekommen, zurück — bis sie in eins der Gebäude — das nämliche, das Mauricio damals betreten — eintauchte.

Auf der Plaza hatte sich indessen das Bild verändert, und die vornehme Welt sich in ihre eigenen Wohnungen zurückgezogen, um dort das schöne Fest zu feiern — die Geburt des Heilands.

Die Geburt des Heilands! Der Welt den

Frieden zu geben, war sein ganzes Streben gewesen — Frieden und Versöhnung fast jedes seiner Worte kündend — und was thaten die Priester dieses selben Gottes in der nämlichen Zeit, wo sie seine Geburt feierten und sich seine Diener und die Verbreiter seiner Lehre nannten? — Haß und Unzufriedenheit säeten sie, und allein des Besitzes irdischer Güter wegen; Feindschaft und Zwietracht, um eine Macht zu behaupten, die Christus selber nie beanspruchte, ja immer, wenn sie ihm aufgedrungen werden sollte, von sich gewiesen hatte. In den Familien bohrten und hetzten sie, von der Kanzel predigten sie offen die Lehre, daß sich die weltliche Macht beugen müsse vor der Macht der Kirche, und von einem Schattenbild in Rom aus wurde die Comödie hier in Mexico weiter gespielt, nur um ein von Gott selber mit allen Gütern und Schätzen gesegnetes Land auf's Neue in Wirrwarr und Krieg zu stürzen, und seine Gefilde mit Blut zu tränken.

Noch schlummerte allerdings das Feuer unter der Asche, aber die Flamme konnte zu jeder Stunde fast verzehrend emporlodern, und was in den Kräften der Geistlichkeit stand, that sie in der That, um sie anzufachen und den Moment

zu beschleunigen. — Und stand das Volk auf ihrer Seite?

Da und dort über die Plaza glitten Mönche in ihren langen Kutten, aber das eigentliche Volk nahm fast keine Notiz von ihnen, oder spöttelte wohl sogar zuweilen über ihr Aussehen. Man wußte nur zu gut, auf was die ganze Körperschaft in dieser Zeit hinarbeite; und wenn sich die Unwissenden auch anfangs wohl hatten einschüchtern lassen, daß Gott selber seine Donner niederschmettern würde, wenn die Hand eines Laien „Kirchengut" berühre, so war doch das von dem Indianer Juarez gegebene Gesetz damals voll in Kraft getreten, die Klöster wurden geöffnet — und trotzdem blieb der Himmel blau und rein.

Welch ein wildes, malerisches Bild bot aber jetzt der Weihnachtsmarkt, der, von den wunderlichen Gestalten der Indianer und Mestizen belebt, überall nur von dunkelroth glühenden und qualmenden Kienfackeln erleuchtet wurde. Die vornehme Welt hatte allerdings den Platz verlassen, aber das Gedränge deshalb nicht abgenommen, denn Tausende von über Tag beschäftigt gewesenen Arbeitern strömten jetzt herzu, um zuerst ihre Abendmahlzeit an einem der Eß-

stände zu halten, und sich dann ebenfalls ein kleines Nacimiento zu kaufen, um es in der ärmlichsten Hütte selbst aufzustellen, denn ohne ein solches durfte sie an diesem Abend nicht sein. Bestand es dann auch nur aus einem einzelnen Fichtenzweig, mit ein paar kleinen Lichtern daran gesteckt und einem roh aus Lehm zusammengekneteten und bemalten Heiligenbild — was that das. Im Herzen feierte der Arme eben so gut sein Fest wie der Reiche, wenn auch mit bescheideneren Mitteln.

Der Geruch allerdings, der von den Eßständen aus, von geschmortem und verbranntem Fett, mit dem Kienqualm dabei, über die ganze Plaza zog, und sich dann, von der Luft niedergedrückt, wie ein Nebel darauf lagerte, war kein ganz angenehmer, und die einzelnen Fremden die noch darüber hinstreiften, um sich das Leben auch bei Nacht anzusehen, fanden kein großes Behagen daran; aber dem Volk selber bot er trotzdem einen Genuß, denn es roch darin seine Lieblingsgerichte, und hatte heute gewiß ein paar Clacos übrig, um selber darin zu schwelgen.

* * *

In dem elegant eingerichteten Hause, das General Bazaine bewohnte, war heute ebenfalls

eine kleine Feier arrangirt, die aber das Gemüthliche des heiligen Abends, das traute Beisammenleben im Familienkreise natürlich nicht bieten konnte und sollte, sondern nur eine Gesellschaft von Herren aus der vornehmen Welt zu einer Soirée vereinigte. Es versteht sich von selbst, daß die Herren, mit Ausnahme von ein paar Consuln, ausschließlich höhere Militärchargen bekleideten. Es war auch nur eigentlich ein Beisammensein mit aufgestelltem Büffet und ringsum arrangirten Spieltischen, denn ohne Spiel fühlt sich der Mexicaner nun einmal nicht wohl.

Bazaine selber betheiligte sich nicht an dem Spiel; als aufmerksamer Wirth verkehrte er bald da, bald dort mit seinen Gästen, oder stand auch wohl dann und wann in einer Fensternische, mit dem und jenem plaudernd, bis seine Gegenwart auf einem bestimmten Punkt verlangt wurde, oder ein neuer Ankömmling seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Auffällig war, daß sich so sehr wenig belgische oder österreichische Officiere in der Gesellschaft befanden, dagegen verschiedene mexicanische, auch mexicanische Beamte, die ja aber auch noch aus früherer Zeit fast sämmtlich Generalsrang hatten und Uniform trugen. Die Geistlichkeit da-

gegen war gar nicht vertreten; mit dieser stand der General auf einem gespannten Fuß, da er seine Abneigung gegen die Klerikalen und seine gänzliche Mißachtung ihrer Drohungen schon verschiedene Male und offen genug gezeigt. Er wollte mit den „Schwarzröcken", wie er sie nannte, Nichts zu thun haben, und sie haßten ihn so viel, wie sie ihn fürchteten; commandirte er doch nun einmal die siegreiche Armee der Fremden in Mexico, und so lange er den Posten inne und dadurch die Macht in Händen hielt, ließ sich eben Nichts gegen ihn ausrichten.

Unter den Officieren herrschte aber heute ein besonderes Leben, da vielen von ihnen erst an diesem Morgen — und alle diese waren eingeladen worden — die Kunde zugekommen, daß sie den General in den nächsten Tagen auf seinem Zug gegen Porfeirio Diaz begleiten sollten, um durch neue Siege im Süden, wie die Armee das Land von Feinden im Norden fast gesäubert, Mexico endlich von den Insurgenten zu befreien, und die letzte Macht des vertriebenen Präsidenten Juarez zu brechen.

Daß die Franzosen auch diesen Zug wie einen Triumphmarsch betrachteten, liegt schon in ihrer Natur. Sie waren außerdem besser be-

waffnet und besser organisirt, als die Mexicaner, und befanden sich hier als Eroberer vollkommen in ihrem Element. Wie es nachher mit dem Behaupten aussah, war freilich eine andere Frage, kümmerte sie aber nicht im mindesten. Damit mochte später der Kaiser sehen, wie er fertig wurde.

Unter den eingeladenen Gästen befand sich auch Velasquez de Leon, ein Mitglied der früheren Regentschaft, und Bazaine hatte den alten Herrn, den er auch seines schlichten, offenen Charakters wegen schätzen lernte, besonders gern. In der eigenen Familie aber heute Abends festgehalten, folgte er der Einladung erst etwas später, um wenigstens den General zu begrüßen und nicht unartig zu erscheinen. Er war peinlich in Beobachtung jeder Form und verlangte das auch von allen Denen, mit welchen er selber persönlich verkehrte.

Bazaine begrüßte ihn herzlich, denn es lag dem General selber gerade in jener Zeit daran, sich mit der Aristokratie des Landes auf freundschaftlichem Fuß zu halten, und zwar schon aus dem Grunde, weil er sich täglich mehr dem Kaiser wie der kaiserlichen Regierung entfremdete. Allerdings herrschte in seinem Verkehr mit dem

Hof noch immer die größte Artigkeit vor — es verstand sich von selbst, daß er zu allen Hoffesten geladen wurde, und der Kaiser selber schrieb an ihn stets in der freundlichsten Weise. Aber Bazaine befand sich einestheils, schon seiner ganzen Stellung nach und dem Kaiser gegenüber, in einer oft unangenehmen Lage, und verstand außerdem nicht, sie zu mildern, oder — hielt es auch vielleicht in seinem französischen Uebermuth nicht für der Mühe werth.

Die französische Armee kam nach Mexico, angeblich um die Schuldforderung eines französischen Unterthanen, eines Schweizer Hauses Jecker & Comp.*), beizutreiben. Da aber Kaiser Napoleon nicht daran denken konnte, das ungeheuer ausgedehnte Reich selber besetzt zu halten, so war Erzherzog Maximilian ausersehen worden, um den mit französischen Bajonnetten eroberten Thron einzunehmen, und man mochte

---

*) Daß dieser Fall nur vorgeschoben wurde, um selber festen Fuß in Mexico zu fassen, beweist schon das zur Genüge, daß der Schweizer Jecker nur Hals über Kopf französischer Unterthan werden mußte. Als Mexico jenen wucherischen Contract mit dem Hause abschloß, war er noch Schweizer Bürger, und in den Vereinigten Staaten z. B. würde sich Napoleon wohl gehütet haben, sich zu dem Beschützer eines Schweizer Hauses aufzuwerfen.

sich das wohl in Paris ganz hübsch ausgemalt haben, so mit leichter Mühe und auf fremde Kosten die alte Gloire zu erneuern und die Geldauslagen dafür von dem eingesetzten Herrscher des neuen Reiches zurückgezahlt zu erhalten. Aber man hatte sich dabei in Maximilian selber geirrt, der, als er die Krone annahm und sein neues Reich betrat, nicht daran dachte, ein Vasall Frankreichs zu bleiben, sondern selbstständig zu regieren und das Volk, dem er mehr als sein Leben, dem er seine Ehre geweiht, glücklich zu machen.

Dem Kaiser von Mexico aber mußte dann auch der General der französischen „Hilfstruppen“, die Maximilian nie als etwas Anderes betrachtete, natürlich untergeordnet werden, und das vertrug Bazaine's Stolz nicht, der sich schon selber als halber Herrscher des Landes betrachtet hatte. Wie sich deshalb Maximilian bald nach den ersten Monaten von ihm frei zu machen suchte, versäumte Bazaine kaum eine Gelegenheit, um ihn — wenn auch stets mit Höflichkeit — fühlen zu lassen, daß er trotzdem von ihm abhängig sei und die französische Hilfe nicht entbehren könne.

Daß dadurch ein gespanntes Verhältniß zwischen der mexicanischen Regierung und dem fran-

zösischen Generalstab entstand, läßt sich denken, aber man gab sich auf beiden Seiten Mühe, um es vor den Augen der Welt zu verbergen. Außerdem drangen die Franzosen ja auch gerade jetzt an allen Seiten siegreich vor, und leisteten dem Kaiserreich nicht allein die größten Dienste, sondern machten es dadurch erst überhaupt möglich. Man hätte sie jetzt keinesfalls entbehren können.

„Mein lieber Señor,“ sagte Bazaine, als er mit dem alten würdigen Herrn den Saal durchschritten und ein kleines Cabinet erreicht hatte, wo sie, wenigstens für den Augenblick, ungestört blieben; „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie noch einmal, ehe ich in das Lager von Oaxaca abgehe, zu sprechen, denn ich weiß, daß Sie es nicht allein gut mit dem Kaiser, sondern auch mit dem Land meinen, und das können leider in Mexico nur Wenige von sich sagen.“

„Sie haben keine besondere Meinung von meinen Landsleuten, General?“ lächelte der alte Herr, indem er sich in dem ihm zugeschobenen Fauteuil niederließ.

Bazaine schüttelte mit dem Kopf. „Nach dem, was ich bis jetzt hier von ihnen gesehen,“

sagte er dann, „allerdings nicht. Der Charakter Ihres Volkes ist nicht allein schwankender, sondern auch völlig sorgloser Art und eigentlich durchaus egoistischer Natur. Es giebt Ausnahmen," setzte er rasch hinzu, als er sah, daß Velasquez einen Einwand erheben wollte — „ehrenvolle Ausnahmen, wie ich Ihnen gern zugestehen will, und zwar unter allen Parteien, aber es sind eben Ausnahmen und bestätigen deshalb nur die Regel."

„Und wozu ist diese Vorrede, lieber General?" lächelte Velasquez, „denn auf irgend etwas Anderes wollen Sie doch damit übergehen."

„Allerdings," nickte Bazaine, „nämlich darauf, daß ich zu Ihnen besonderes Vertrauen habe und Sie gerade bitten wollte, dem Kaiser — während ich nach dem Süden gehe, um seine Feinde dort auszurotten — einmal ernstlich in's Herz zu reden und ihm — seine Lage etwas klar zu machen."

„Seine Lage?"

„Ja — seine Lage sowohl, als die Wege, die er einschlägt, um sie seiner Meinung nach zu befestigen."

„Und diese sind?"

„Täuschen wir uns nicht über die Verhältnisse

in Mexico," fuhr Bazaine fort. „Die Parteien, selbst hier in der Hauptstadt, stehen jetzt nur scheinbar vereint, und es ist unter ihnen weit eher ein Waffenstillstand, als wirklicher Friede geschlossen worden, der aber jeden Tag, jede Stunde wieder gebrochen werden kann. Daß es der Kaiser mit dem Lande gut meint, davon bin ich fest überzeugt; aber, mein lieber Velasquez, er handelt, als ob er im alten Europa einen Staat von civilisirten Menschen zu ordnen und ihnen nur gute und passende Gesetze zu geben habe, um damit alles Erforderliche zu leisten. Hier aber hat er zum großen Theil noch Halbwilde vor sich, die nicht einmal diese zahllosen Gesetze verstehen, viel weniger denn daran denken, sie zu befolgen. Und darauf scheint es auch nicht einmal abgesehen, denn kaum hat er einen Geschäftszweig auf rein theoretische Art und Weise und nur auf dem Papier organisirt, und schon geht er wieder zu etwas Anderem über — mit dem nämlichen Erfolg."

„Und ist nicht selbst das eine verdienstliche Arbeit, vernünftige und freisinnige Gesetze auszuarbeiten, auf denen man später weiter bauen kann?"

„Aber, bester Freund," rief Bazaine, „wenn

ich Feuer im Hause habe, so tapeziere ich mir doch nicht mein Zimmer, sondern lösche erst, oder die neuen Tapeten gehen mit dem alten Plunder und dem ganzen Hause zu Grunde. Es brennt noch aller Ecken und Enden, und die paar Provinzen, die wir bis jetzt für den Kaiser erobert haben und noch für ihn halten, tapezirt er nicht etwa, nein, er entwirft erst Zeichnungen für Tapeten, und thut genau so, als ob er sich auf alle die Leute und Beamten, die ihm jetzt gerade, und wenn auch mit den heiligsten Eiden, Treue versprochen haben, auch fest verlassen könne. Kaum aber wenden wir einem Ort den Rücken, so ist der Teufel schon wieder los. Pronunciamentos folgen, die mexicanischen „Generale“ — und Gott weiß es, was für Bande oft mit dem Titel herumläuft — die eben erst mit Sack und Pack zu uns übergegangen sind und in unserem Namen ihre Landsleute geplündert haben, drehen sich auf den Hacken herum und kämpfen gegen uns, um jetzt auch für Juarez plündern zu können, und die Behörden wissen oft selber nicht, wem sie zuletzt den Eid der Treue geschworen haben.“

Velasquez zuckte die Achseln. „Das sind die unseligen Folgen der wirklich zahllosen Revolu-

tionen, die wir in den letzten Jahrzehnten durchgemacht, wer kann es ändern. Bis sich das Volk nicht einmal an ein ruhigeres Leben gewöhnt, werden wir das auch noch oft wiederholt sehen."

„Bis das aber geschieht," sagte Bazaine düster, „fürchte ich, daß kein Kaiser Maximilian mehr auf mexicanischem Boden steht — Doch, wie dem auch sei, wenn er uns wenigstens das Vertrauen schenkte, das wir uns mit unserem Herzblut verdient haben; doch im Gegentheil; ewige Häkeleien beginnen, die unter den höheren kaiserlichen Beamten ihre Urheber haben. Ich weiß gut genug, daß uns Mexicaner wie Deutsche hassen, aber das sollte sich nicht in so kleinlicher Weise zeigen, und jetzt gerade, wo wir wieder im Begriff stehen, dem von allen Seiten bedrohten Kaiserreich den wichtigsten Dienst zu leisten, laufen von allen Orten Verleumdungen gegen unsere Thätigkeit ein, und — machen uns dadurch eben nicht williger, unser Leben für Maximilian's Sache einzusetzen."

„Aber Sie glauben doch nicht etwa, daß etwas Derartiges vom Kaiser selbst ausgeht?"

„Nein — ich denke nicht daran, aber daß er es nur annimmt, beweist das Mißtrauen, welches er gegen uns selber hegt."

Velasquez schwieg und sah still vor sie nieder. Er selbst wußte recht gut, daß sich gerade Bazaine oft rücksichtslos gegen den Kaiser benommen hatte, und gerieth in einige Verlegenheit, was er dem leicht reizbaren Mann darauf erwiedern solle. Aber der Franzose erwartete gar keine Antwort, denn was er hier sagte, war seiner Meinung nach so sonnenklar, daß es keiner Bestätigung bedurfte. „Und das nicht allein," fuhr er nach einer kurzen Pause, in welcher er aufgestanden und durch das Zimmer geschritten war, fort, „wo wir einen Eingeborenen des Landes begünstigen, können wir uns auch fest darauf verlassen, daß er vom kaiserlichen Ministerium so rasch als möglich beseitigt, oder wenigstens zur Disposition gestellt wird — ich erinnere Sie an den Präfecten von Tepeji und könnte manche andere dergleichen Beispiele aufzählen. Alles aber, was zu unseren Ungunsten, von uns böswillig Gesinnten, dem Kaiser hinterbracht wird, glaubt er, und wenn er auch nicht rasch darnach handelt, läßt er doch den Samen des Mißtrauens in seinem Herzen zurück und erweitert dadurch den Riß zwischen beiden Höfen mehr und mehr —"

Bazaine schwieg, als ihn Velasquez plötzlich

mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme frug:

„Und glauben Sie, General — auf Ihr Ehrenwort und als ein Mann, dem ich keine Lüge zutraue, aufrichtig, daß es Kaiser Napoleon vollkommen ehrlich mit Maximilian meint?"

„Wie verstehen Sie das?" fragte Bazaine, den alten Herrn betroffen ansehend.

„Das verstehe ich sehr einfach so," entgegnete Velasquez ruhig, „ob Sie glauben, daß Ihr Kaiser den unsrigen seiner selbst, oder seines eigenen Interesses wegen hält, in welchem letzteren Falle er ihn dann auch natürlich augenblicklich wieder im Stich ließe, sobald die Veranlassung nachläßt, die ihn dazu vermochte ihm den Thron anzubieten."

Bazaine schwieg und wandte sich halb zur Seite.

„Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage," erwiederte er endlich, „daß ich in die Politik unseres Hofes als einfacher, nur seinem Befehl gehorchender Soldat nicht eingeweiht bin, aber bis jetzt liegt auch nicht der geringste Grund vor, nur zu vermuthen, daß es meinem Kaiser nicht vollkommen Ernst mit Allem sei,

was er gethan hat. Zu viel französisches Blut ist geflossen, zu viel französisches Capital in diese Intervention gesteckt, um auch nur Einen Zweifel zu gestatten. Unsere Ehre ist engagirt, und wir sind nicht allein vor der Welt, sondern auch vor uns selbst verpflichtet, das Begonnene durchzuführen. Aber Ihr Kaiser," setzte er dann hinzu, „muß uns das auch erleichtern. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, in der er sich sein eigenes Reich gebildet und begründet hat, denn er kann nicht erwarten und wird es nicht wünschen, daß eine französische Armee in Mexico bleibe. Aber bis dahin muß er uns auch vertrauen und uns nicht, wenn auch nicht direct, doch durch seine höheren Beamten die Hände binden wollen. Wir brauchen unsere Arme, um ihn selber zu schützen."

„Und glauben Sie, daß das je beabsichtigt war?"

„Ich weiß, daß Intriguen gegen uns gesponnen werden, und vermuthe sogar die Partei der Klerikalen diesen Bemühungen nicht fern. Ich habe auch an den Kaiser wie die Kaiserin selbst geschrieben und dabei die Wahrheit nicht zurückgehalten; mein Wort aber gilt, wie ich fast fürchte, nicht so viel bei beiden, um sie auch da-

von zu überzeugen. Dazu wollte ich Ihre Vermittlung erbitten, und nicht etwa meinetwegen, denn ich selber bin nur meinem Kaiser Rechenschaft schuldig, sondern um Maximilian's selbst wegen. Er muß sich auch ändern — er muß handeln, oder aus der ganzen Sache hier wird Nichts. Aus seinem Arbeitszimmer heraus kann er dies Mexico nicht regieren, das muß mit dem Säbel in der Faust geschehen, und je eher er den ergreift, desto besser. Was helfen Gesetze, die nur für den Frieden und geregelte Zustände berechnet sind, mitten im Krieg, was seine schönen Reden und Phrasen, von denen ein paar umstehende Müssiggänger entzückt werden, während die feindlichen Banden in den Bergen sich darüber lustig machen. Das mexicanische Volk versteht noch gar nicht was Freiheit ist — oder versteht wenigstens nur darunter, daß es in einem solchen Zustand frei und ungestört rauben, plündern und morden kann. Wissen Sie, wer ein Mann für diese Bande wäre? General Marquez, mit einem Gewissen wie ein Wolf, und eben so nachsichtig. Wer diese Nation mit Glacéhandschuhen anfassen will, ist verloren, und wenn das der Kaiser nicht bald einsieht, so wird er eines schönen Tages die ganze Sache satt bekommen

und wieder nach Hause gehen. — Haben Sie übrigens etwas Bestimmtes über seine Absichten mit dem Nuntius gehört?"

„Nichts weiter, als was in der Stadt darüber auch bekannt ist. Der Kaiser hat sich noch nicht bestimmt geäußert, und ich glaube, er will erst das Fest vorüberlassen — aber er ist empört über das rücksichtslose Betragen dieses Nuntius, und wenn ich mich nicht sehr irre, so überrascht er den Herrn nächstens."

„Das Gescheidteste, was er thun könnte," nickte Bazaine, „denn das ewige Warten thut doch kein gut. Allen kann man es nicht recht machen, und braucht es nicht, und die nie Zufriedenen sind gerade die Klerikalen, aber — er ist auch da auf einer gefährlichen Bahn, denn er liebäugelt zu viel mit der liberalen Seite, und — so weit ich überhaupt mit der besitzenden Klasse, den Conservativen, zusammenkomme, fürchte ich, daß man nicht recht zufrieden ist. Doch das betrifft die Politik und geht mich Nichts an, und nur in einzelnen Fällen, wie ich vorhin erwähnte, und wo gerade uns freundlich gesinnte Beamten — aus keinem andern Grund, als eben deshalb entlassen und durch obscure Menschen ersetzt werden, stört es unsere Wirk-

samkeit, die ja doch nur allein das Beste des Landes bezweckt. Außerdem aber erzeugt das auch fast unwillkürlich ein bitteres Gefühl bei dem Officiercorps selber. — Wir setzen unser Leben ein und haben keinen Dank dafür — ja wir müssen sogar fühlen, daß wir nicht besonders gern im Land gesehen sind. So weit das nun die liberale Partei betrifft, könnten wir uns allerdings darüber trösten; gerade dort aber, wo wir das Gegentheil erwarten sollten, kränkt es uns, und erleichtert uns unsere harte Aufgabe wahrlich nicht, sondern erschwert sie uns. Doch genug davon, lieber Freund — es war mir ein Bedürfniß, mich darüber einmal gegen Sie auszusprechen, und da ich jetzt — vielleicht auf längere Zeit — von der Hauptstadt abwesend sein muß, glaube ich *unsere* Interessen, und damit die Interessen des ganzen Landes, Ihnen vor allen Anderen an's Herz legen zu müssen — und nun lassen Sie uns zurück zur Gesellschaft gehen, der ich Sie nicht länger entziehen möchte."

9.
Ein Entschluß.

Die Weihnachtsfesttage waren in der Hauptstadt, mit Ausnahme einiger kleinerer Zwischenfälle, ganz ruhig verlaufen. Ja gerade während des Festes trafen sogar nacheinander äußerst günstige Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein, und schienen zu bestätigen, daß der Norden von den Feinden rein gefegt sei, und die einzige Arbeit nur noch bleibe, die revolutionären Banden im Süden aufzureiben oder auch nur zu zersprengen. Ohne einheitlichen Führer vermochten sie sich wohl noch eine kurze Weile in den Bergen zu halten, konnten dem Kaiserreich aber nimmermehr gefährlich werden.

Eine andere Gefahr drohte jedoch dem Lande in dem Conflict — nicht mit der Religion, son-

dern der übermüthigen Kirche, und es war kein Absehen, wie oder wann er enden würde, während doch gerade der Staat jetzt vor allen Dingen Ruhe und Sicherheit verlangte, um die inneren Verhältnisse zu regeln und auszubauen.

In seinem Schlosse in Chapultepec, im engsten, man könnte fast sagen Familienrath, mit nur der Kaiserin, Don Jose Fernando Ramirez, dem Minister des Aeußern, Don Francisco Ramirez, Großalmosenier, Velasquez de Leon und dem Justizminister Escudero, schritt Maximilian am 27. December 1864 in dem offenen und luftigen Gemach auf und ab, und schien sich in einer fieberhaften Erregung zu befinden. Die Kaiserin sah ebenfalls bleich und angegriffen aus, und Velasquez Leon flüsterte ihr leise einige beruhigende Worte zu, während Escudero und Fernando Ramirez, der Minister des Aeußern, leise miteinander ein vor ihnen liegendes offenes Schriftstück discutirten.

„Es kann nicht länger so fortgehen," brach endlich der Kaiser das Schweigen, oder nahm vielmehr damit die vorhin abgebrochene Verhandlung wieder auf. „Sie haben gut reden, Velasquez, daß der Papst doch endlich unseren drin-

genden Bitten nachgeben muß, wenn er sieht, daß er im andern Fall das ganze Land wieder in offene Empörung wirft, aber ich sage Ihnen, er thut es nicht. — Non possumus, das ist, mit einem Achselzucken, die einzige Antwort, die sie für uns haben. Und wenn das ganze Land zu Grunde ginge und wir mit, was kümmert das die stolze Priesterkaste; lieber das, ehe sie ein einziges ihrer nach und nach usurpirten Vorrechte wieder aufgeben. Lehren sie mich die Herren kennen, die ich an der Quelle studirt habe. Er thut es nicht, und wollen wir darauf warten, so hätte das mexicanische Volk mit vollem Recht Grund, uns deshalb anzuklagen. Nein, Escudero, es bleibt uns nichts Anderes übrig, als einen entscheidenden Schritt zu thun, und je eher das geschieht, desto besser."

„Ich glaube gar nicht," sagte jetzt die Kaiserin, „daß der heilige Vater weiß, in welcher rücksichtslosen Art und Weise sein Gesandter hier auftritt, und noch weniger, daß er es billigen würde. Monseñor scheint aber auf keine Vorstellungen Gehör zu geben, mögen sie kommen, von welcher Seite sie wollen, und meiner Meinung nach wäre es das Beste, ohne weiter hier mit ihm zu verkehren, augenblicklich eine Gesandt-

schaft an den Papst selber abzuschicken. Wir sind darin ja auch vollkommen in unserem Rechte, da der Nuntius selber erklärt, daß er keine Vollmachten habe, um irgend welche Unterhandlung zu leiten. Seiner Ansicht nach bringt er nur die Befehle des heiligen Stuhles, denen wir uns zu fügen hätten, und darnach scheint es, daß man in Rom gar nichts weiter für nöthig gehalten. Es ist aber nöthig, den heiligen Vater über unsere Zustände vollkommen aufzuklären, und je eher das geschieht, desto besser."

„Und glauben Majestät nicht," sagte Escudero, „daß der heilige Vater vollkommen über unsere Zustände hier — seien sie nun kirchlicher oder weltlicher Art — unterrichtet wäre? Täuschen Sie sich nicht darin. Erstlich ist ihm jede nöthige Erklärung schon von unserer Seite selber geworden, dann aber kennt die Geistlichkeit hier auch recht gut die Schwierigkeiten, die uns entgegenstehen, und ich weiß, daß von verschiedenen Seiten, sogar im versöhnenden Sinne, ausführliche Berichte nach Rom abgesandt sind und Zeit gehabt hätten, beantwortet zu werden. Aber wir dürfen darauf nicht hoffen, und ich glaube selber, daß Seine Majestät in vollem Rechte ist, unter diesen Umständen einen entscheiden=

den Schritt zu thun. Etwas wirklich Geschehenes hat dann auch weit eher Aussicht, von Rom aus sanctionirt zu werden. Eine Thatsache muß vielleicht zugestanden werden, wo man eine Bitte einfach abschlagen würde."

„Und was sagt unser ehrwürdiger Bischof dazu?" frug der Kaiser.

Don Francisco Ramirez zuckte mit den Achseln. „Ich muß aufrichtig gestehen," erwiederte er, „daß ich mich der Meinung des Ministers des Aeußern anschließe. Ich erwarte von einer Deputation nach Rom, wie sie Ihre Majestät vorschlagen, gar keinen Erfolg, wenn es sich nicht eben um eine vollbrachte Thatsache handelt, — und selbst dann ist meine Hoffnung auf einen solchen Schritt eine bescheidene. Die Art, wie Monseñor Meglia hier aufgetreten, zeigt von keinem versöhnenden, nachgebenden Geist, der den heiligen Stuhl etwa beseelen könne. Man hat, wie es scheint, von Mexico einen ganz entschiedenen Schritt zu Gunsten der Kirche erwartet, und fühlt sich schon dadurch gekränkt, daß noch Schwierigkeiten gemacht und Erörterungen nothwendig werden. Auf eine wirkliche Weigerung dessen, was der Papst fordert, ist man, wie ich glaube, gar nicht gefaßt."

„Und der Papst fordert Alles!“ rief der Kaiser heftig. „Ausschluß jedes andern Glaubens, als des katholischen; die Bischöfe vom Staat völlig unabhängig; die Klöster wieder hergestellt, also auch alles von der früheren Regierung durch Gesetze der Kirche abgenommene Eigenthum wieder zurückerstattet; die Geistlichkeit allein als Beaufsichtiger des öffentlichen, wie selbst Privatunterrichtes — ei, Caballeros! „Non possumus“ sage auch ich. Es ist nicht möglich, oder wir kehren damit in das Mittelalter zurück und würden bei allen civilisirten Völkern einen Schrei der Entrüstung hervorrufen. Nein, ich denke den Herren einen Strich durch ihre ganze Rechnung zu machen.“

„Aber, Majestät,“ sagte Velasquez, „wenn Sie meinem Rath nur in Etwas folgen wollten, nicht in zu schroffer Weise. Bedenken Sie, daß Sie noch viele Feinde in Mexico haben, und eigentlich zum großen Theil der Klerus es war, der Ihnen den Grund hier geebnet hat. Mißverstehen Sie mich nicht,“ setzte er rasch hinzu, als ihn der Kaiser erstaunt ansah, „ich bin weit entfernt, zu denken, daß man die von dem Papst gestellten Bedingungen auch nur zum Theil annehmen und sich dem Klerus wieder unterordnen

könne. Die Verkäufe der Kirchengüter sind einmal abgeschlossen und keine Regierung der Welt, sei das nun ein Kaiserreich oder eine Republik, könnte sie wieder rückgängig machen, damit aber fällt alles Uebrige zusammen. Nur um das möchte ich bitten, Majestät, was auch immer geschehen muß, in so milder Form als möglich zu thun. In Kleinigkeiten könnte man ja nachgeben, den Geistlichen zum Beispiel für jetzt noch die Oberaufsicht der Schulen lassen — man könnte den Verkauf weiterer geistlicher Güter sistiren und dadurch den guten Willen zeigen, wenigstens das Mögliche zu thun, um den heiligen Vater zufrieden zu stellen. Auch das wäre vielleicht ausführbar, den katholischen Glauben für den allein berechtigten zu erklären, denn ändern sich einmal später die Zeiten, und haben wir eine größere Einwanderung von Colonisten zu erhoffen, so ließe sich das Gesetz, ohne besonders auffällig zu sein, auch mit leichter Mühe erweitern. Diese Forderung besonders schon jetzt, wo eigentlich noch kein Grund dazu vorliegt, ganz schroff abzulehnen, halte ich für ein wenig gefährlich. Ich glaube, daß der heilige Vater gerade darauf sehr viel giebt."

Der Kaiser war unschlüssig geworden und

sah den Bischof Ramirez an. Dieser sagte endlich, leise dazu mit dem Kopf vor sich hinnickend:

„Klug wäre es schon, ob es uns aber auf die Länge der Zeit Etwas hülfe, will ich dahin gestellt sein lassen, denn der Nuntius ist hauptsächlich hier — nicht um einen Vergleich mit der mexicanischen Regierung zu treffen, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, sondern um ein fest für alle Zeit bindendes Concordat abzuschließen. Später aber nur einen einzelnen Paragraphen daran abzuändern, würde uns in die nämlichen Schwierigkeiten stürzen, denen wir jetzt unterzogen sind."

„Einen Mittelweg giebt es nicht, Majestät," rief auch jetzt der Minister des Aeußern, „glauben Sie mir: Meglia, der Nuntius, so oft er es mir gegenüber auch geleugnet hat, besitzt volle und ausführliche Instructionen, denn der Papst thut nichts halb. Allem nach aber, was wir bis jetzt davon erfahren haben, lauten dieselben nicht dahin, sich in einen Vergleich einzulassen, sondern einfach unsere Zustimmung zu den römischen Forderungen zu erlangen, und es bleibt uns Nichts auf der Welt übrig, als ja oder nein dazu zu sagen und dann die Folgen abzuwarten."

„Ich glaube, Ramirez hat Recht," nickte auch Escudero, „ein Vergleich mit dem Klerus wird nicht möglich sein, und Majestät müssen jetzt einen Entschluß fassen, ob Sie das ganze Land in Aufruhr bringen wollen, indem sie sich den Forderungen des Nuntius einfach fügen, oder fest für Ihr Recht und das einmal gegebene Gesetz einzustehen gedenken. In diesem Fall ist eine spätere Aussöhnung mit dem heiligen Stuhl jedenfalls möglich, wenn auch, wie ich Ihnen nicht verhehlen darf, ziemlich zweifelhaft."

„O, nicht zweifelhaft, Señores," rief die Kaiserin bewegt aus, „glauben Sie um Gottes willen nicht, daß der heilige Vater unversöhnlich ist. Er wird gewiß, wenn er die volle Wahrheit hört, unseren schwierigen Verhältnissen hier Rechnung tragen und nicht gerade seinen schlimmsten Feinden die Waffen gegen uns in die Hände geben. Außerdem," fuhr die Kaiserin fort, als die übrigen Herren keine Entgegnung machten, „haben wir ja doch selbst den Beweis in Händen, daß er versöhnlich gesinnt sei, denn gestand Ihnen, Señor Ramirez, der Nuntius nicht anfangs selber zu, daß er über sieben der von uns aufgestellten Punkte unterhandeln könne?"

„Das that er allerdings, Majestät," erwiederte

der Minister des Aeußern, „aber Sie wissen auch, daß er später erklärte, er könne über keinen Punkt unterhandeln, ohne vorher nach Rom darüber berichtet zu haben. Was ihn dazu bewogen haben mag, seine Meinung so rasch zu ändern, weiß ich nicht — wenn es nicht die Furcht vor dem Tadel des heiligen Vaters —"

„Aber ich weiß es," sagte die Kaiserin heftig, „es waren die Einflüsterungen dieses stolzen, ehrgeizigen Priesters, des Erzbischofs Labastida, der an dem nämlichen Tag eine lange und geheime Unterredung mit dem Nuntius hatte. Das also schon ist ein Beweis, daß der heilige Vater selber keineswegs so unabweisbare Bedingungen stellen wollte. Im Gegentheil hatte der Nuntius sicher Instructionen, mit uns zu verhandeln, und hat sie noch, und nur den Aufreizungen des hiesigen Klerus haben wir es zu verdanken, wenn alle unsere gütlichen Vermittlungen scheitern."

„Es sind keine gütlichen Vermittlungen mehr denkbar," sagte jetzt Maximilian, welcher der letzten Verhandlung schweigend und mit finster zusammengezogenen Brauen gelauscht. „Wir haben das Letzte erschöpft; das beunruhigte Land verlangt endlich eine Entscheidung, diese Tausende

von Aeckern unbenützt liegenden Landes — diese zahllosen in Bau begriffenen Häuser, deren Arbeiten unterbrochen werden mußten, weil kein Mensch mehr seines Besitzes sicher war, verlangen ohne Säumen ein Gesetz, das ihre Rechte regelt und feststellt, und wir wollen es geben. Folgen Sie mir in mein Zimmer, Escudero, ich glaube die Zeit ist gekommen, wo wir damit hervortreten können. Wenn uns der Klerus dann auch verdammt, das Volk selber wird fühlen, daß wir nur sein Bestes im Auge hatten, als wir es wagten, selbst der mächtigen Kirche entgegen zu treten, um es nicht wieder in das alte, unerträglich gewordene Joch zu spannen."

Eine edle Aufregung hatte sich des Kaisers bemächtigt — sein Antlitz glühte, sein Auge blitzte, seine ganze schlanke Gestalt hob sich. Gerade aber weil er sich der weittragenden Folgen bewüßt war, die dieser Entschluß unfehlbar nach sich ziehen mußte, befestigte er sich mehr und mehr in ihm — und es hätte der neuen Anregung, die ihm gerade jetzt wurde, wahrlich nicht mehr bedurft, um ihn dabei beharren zu machen.

Gerade in diesem Augenblick ließen sich bei ihm drei Caballeros aus Mexico anmelden, und

zwar die Señores Roneiro, Zamacona und Lucido, die, wie sie dem Kaiser sagen ließen, gekommen waren, um ihm eine Bitte der angesehensten Bewohner der Stadt, in Betreff des Gesetzes der „todten Hand“ oder der confiscirten Kirchengüter, an's Herz zu legen.

„Ha,“ sagte der Kaiser, aufmerksam werdend, „haben sich die geistlichen Herren auch hinter die Aristokratie gesteckt? — Unmöglich wäre es nicht, aber wunderbar jedenfalls, denn doch nur in deren Interesse hauptsächlich kämpfen wir ja den Kampf mit jenen.“

„So viel ich weiß, Majestät,“ lautete die Antwort, „möchte wohl gerade das Gegentheil der Fall sein.“

„In der That? — dann sollen sie gleich heraufkommen — trifft es sich doch gut mit unserer eigenen Verhandlung. Wir wollen gleich selber hören, was sie heraufgeführt — vielleicht daß sie uns den schon einmal gefaßten Entschluß nur noch erleichtern.“

Die Unterhaltung war dadurch vollkommen abgebrochen, aber es dauerte nur wenige Minuten, daß Señor Roneiro, von den Freunden gefolgt, in der Thür erschien und mit einer tiefen Verbeugung allerdings, aber doch auch etwas

erstaunt, einen halben Ministerrath versammelt sah, wo er nur den Monarchen allein erwartet haben mochte, das Herrscherpaar begrüßte.

„Und was führt Sie zu uns, Señor?" redete ihn Maximilian freundlich an, „etwas Wichtiges muß es jedenfalls sein, oder ich würde hier nicht eine Deputation der angesehensten Bürger Mexicos bei mir sehen. Bitte, reden Sie frei von der Leber weg."

„Majestät," sagte Roneiro, der von den Uebrigen als Sprecher gewählt worden — „eigentlich ist es zweierlei, das uns hierhergeführt — das Eine aber, das Wichtigere, mag vorangehen, denn es betrifft unser großes Vaterland im Allgemeinen, während sich das Andere nur auf einen kleinen Kreis beschränkt. — Ich meine den päpstlichen Nuntius, Majestät."

„Und was ist mit dem? hat sich die Stadt über ihn zu beklagen?"

„Die Stadt wohl nicht, Majestät," lächelte Roneiro etwas verlegen, „und direct haben wir auch eigentlich mit dem ehrwürdigen Herrn noch gar nicht verkehrt, indirect macht er sich aber desto mehr bemerkbar, und der Klerus — mit aller Achtung vor dem ehrwürdigen Herrn Bischof Ramirez hier, der, wie wir recht gut

wissen, solchen Umtrieben ferne steht — scheint augenblicklich alle Minen springen zu lassen, um einen Hauptschlag gegen die Regierung auszuführen."

„Gegen die Regierung? — einen Hauptschlag?"

„Natürlich noch nicht mit Waffen in der Hand," erwiederte Roneiro, „obgleich es auch zuletzt wohl dazu käme, denn die Leperos*) wachsen in der Stadt wie Pilze aus der Erde, denen nur einmal wieder eine richtige Leva**) einen Damm vorsetzen könnte."

„Und in wie ferne macht er sich indirect bemerkbar — ich verstehe das nicht."

„Durch unsere Frauen, Majestät," seufzte Roneiro, und Zamacona nickte dazu so bedeutsam mit dem Kopfe, daß der Kaiser ein Lächeln kaum unterdrücken konnte. — „Die Geistlichkeit läßt augenblicklich kein Mittel unversucht, um auf ihre Beichtkinder einzuwirken — so viel ich gehört habe, wird sogar eine Monstrepetition vor-

---

*) Das eigentliche Proletariat Mexicos, Indianer, Mestizen, Zambos 2c.

**) Die gewaltsamen Aushebungen, die unter den Republiken gewöhnlich stattfanden, wenn der Staat entweder rasch Soldaten brauchte, oder eine Revolution in den Hauptstädten selber befürchtete.

bereitet, die von allen Frauen Mexicos unterschrieben werden soll, und nichts Geringeres bezweckt, als Eure Majestät zu einem Concordat mit dem Papst zu treiben."

„Und Ihr Wunsch dabei, meine Herren?"

„Nur unsere Ansicht, Majestät, und zwar die Ansicht von Leuten, die das Land genau kennen, daß wir es für ein unabsehbares Unheil betrachten würden, wenn der Staat der Kirche die schon verkauften und wieder verkauften Kirchengüter zusprechen sollte."

„Und wenn es nicht geschieht, thut uns der Papst in den Bann," sagte Maximilian, und Roneiro sah erschreckt zu ihm auf, denn die wenigen Worte schienen einen schon vorgefaßten und unheilvollen Entschluß anzudeuten. Aus des Kaisers Gesicht las er auch nicht das Gegentheil heraus, denn die Züge des Monarchen verbargen in dem Augenblick seine eigenen Gedanken vollkommen.

„Majestät!" stammelte da Roneiro, „und fürchten Sie inmitten Ihres treuen Volkes selbst in dem — fast undenkbaren Falle eine wirkliche Gefahr für Ihr hohes Haupt?"

„Von mir selber kann dabei keine Rede sein," erwiederte der Kaiser ernst, „ich für mich fürchte

keine Gefahr, aber wie stünde es nachher mit dem Lande?"

„Der Bann," sagte Roneiro fest, „würde so harmlos daran vorübergehen als damals, wie der Erzbischof Labastida die französische Armee excommunicirte, und darnach von dem General Bazaine gezwungen wurde, sie öffentlich selber einzusegnen. Das gab der früher gefürchteten Macht der Kirche den Todesstoß in den Augen des Volkes. Selbst der gedankenlose Indianer sah, daß hinter dem Bannfluch des Priesters nicht die Hand des Himmels stand — daß es nur eben frevle Worte waren, die der übermüthige Geistliche gesprochen hatte — und ich müßte mich sehr irren, wenn nach dieser Erfahrung, die Seiner Heiligkeit in Rom kein Geheimniß geblieben sein kann, das Haupt der Christenheit den doch immer etwas gefährlichen Versuch erneuern sollte."

„Und was würden Sie selber in dem Fall thun, meine Herren?" frug Maximilian — „nicht Sie allein hier, persönlich, meine ich, sondern Ihre ganze Partei im Lande. Wie würden Sie sich verhalten und auf welcher Seite stehen?"

„Majestät!" rief Don Lucido, „bis zum

letzten Blutstropfen — bis zum letzten Peso auf der unseres verehrten Monarchen.“

„Und ist das auch Ihre Meinung, meine Herren?“ — fügte Maximilian mit einem leichten, fast sarkastischen Lächeln hinzu — „wenn nicht Ihr letzter Blutstropfen, sondern nur Ihr vorletzter Peso in Anspruch genommen werden sollte?“

Die Antwort lautete echt mexicanisch. „Alles, was wir haben, steht zur Verfügung Eurer Majestät,“ riefen Roneiro und Zamacona zu gleicher Zeit, „wir sind sogar von unseren Freunden beauftragt, auszusprechen, daß sich der Kaiser, wie auch die Würfel fallen, fest und sicher auf sie verlassen könne.“

Maximilian sah eine Weile still und schweigend vor sich nieder. Er wußte schon, was in den meisten Fällen diese Redensarten, besonders in spanischen Colonien, bedeuten, aber waren denn wirklich Alle falsch, gab es nicht auch unter diesen Menschen treue und edle Herzen, die im Unglück ehrlich aushielten und ein gegebenes Wort als heilig betrachteten? Ein lichtes Lächeln flog über seine offenen Züge, und indem er die drei Mexicaner freundlich ansah, sagte er:

„Beruhigen Sie sich, Señores, und haben Sie in so weit Vertrauen zu mir, daß ich, so lange ich die Ehre genieße an der Spitze Ihrer Regierung zu stehen, Nichts thun werde, was dem Lande den geringsten Nachtheil bringen könnte.

„Ich bin aus meiner Heimath hierher gekommen, um Ihnen den Frieden und geregelte Zustände zu geben; ich werde nicht selber Hand anlegen, um solche zu zerstören. Weiter kann ich Ihnen aber heute noch Nichts darüber mittheilen, das ausgenommen, daß Sie nicht viele Tage länger darüber in Zweifel bleiben sollen. Ich fühle selber, wie gerade diese Ungewißheit drückend und schädigend auf dem ganzen Staate ruht. Doch was war das Zweite, was Sie mir vorzutragen hatten?"

„Majestät," rief Roneiro, „wir danken Ihnen aus vollem Herzen für diese tröstenden Worte und sehen jetzt der Zukunft vertrauend entgegen. Was sie auch bringen mag, sie wird das Band zwischen Fürst und Volk nur fester und unauflöslicher binden, und das Vertrauen, das Sie jetzt in uns setzen, nie getäuscht werden."

„Wir wollen es recht aus voller Seele hoffen," nickte der Kaiser ernst vor sich hin — „aber Ihre zweite Bitte?"

„Betrifft eigentlich nur Locales, Majestät," sagte Roneiro — „und zwar die Unsicherheit der Straßen in der Nachbarschaft, die anfängt einen beunruhigenden Charakter anzunehmen. In der unmittelbaren Nähe von Puebla — wie Majestät jedenfalls schon gehört haben, ist seit einigen Monaten zum ersten Mal in diesem Land ein bisher hier ungekanntes Verbrechen unternommen und ausgeführt worden. — Ein angesehener Kaufmann dort wurde, in der allernächsten Umgebung der Stadt, kaum fünfhundert Schritt vom öffentlichen Paseo, von Strolchen aufgegriffen, fortgeschleppt und mit seinem Leben bedroht, wenn er nicht ein sehr bedeutendes Lösegeld zu einer bestimmten Frist herbeischaffe — nur damit konnte er auch sein Leben retten. Durch diesen ersten Erfolg aber kühn gemacht, sind solche Ueberfälle in den letzten Monaten in frecher Art erneuert worden und sollen, bis hier in der Nähe der Hauptstadt, vorgekommen sein, daß man fast kaum mehr wagen kann die Stadt zu verlassen."

„Ich weiß es — ich weiß es," sagte der Kaiser finster, „nur zu viele Berichte habe ich leider darüber bekommen, und ich fürchte fast, die

Polizei hat nicht aller Orten ihre Schuldigkeit gethan. Das soll anders werden!"

„Und das nicht allein, Majestät," fuhr Roneiro fort, „die regelmäßigen Posten werden jetzt jede Woche ein paar Mal, selbst mit einer gewissen Regelmäßigkeit, überfallen und geplündert, und es liegt fast eine Art von Humor in der Sache, wie man es betreibt. Vorgestern ist erst wieder die Diligence nach Cuernavaca von zwei Vermummten angegriffen und total ausgeraubt worden, und die Schurken haben dabei eine nicht unbeträchtliche Beute gemacht, denn es befanden sich tausend Unzen Gold auf dem Wagen, die sie nur dadurch fortbrachten, daß sie vier von den Maulthieren ausschirrten und bepackten."

„Ich weiß es — ich weiß es," sagte der Kaiser ungeduldig, „aber sechs bewaffnete Männer saßen zu derselben Zeit in der Diligence und haben auch nicht den geringsten Versuch gemacht, den Räubern Widerstand zu leisten, ja sogar noch ihre Waffen an sie abgeliefert. Das ist denn doch auch so unerhört wie unbegreiflich!"

Roneiro zuckte mit den Achseln. — „Majestät, das läßt sich allerdings nicht leugnen, es war sogar ein Vetter von mir unter den Passa-

gieren, dem ich selber einen scharfgeladenen Revolver mitgegeben hatte, aber — der Mann hat Familie und führte nur einige fünfzig Pesos Geld bei sich. Sollte er sich einer so kleinen Summe wegen der Gefahr aussetzen, zum Krüppel geschossen oder gar getödtet zu werden? Er zog es vor, sein Leben mit dem zu erkaufen, was er bei sich führte."

„Es ist allerdings schlimm," sagte der Kaiser, „aber ich bin fest überzeugt, die Raubanfälle würden zu den Seltenheiten im Land gehören, wenn das Publikum selber die Sicherheitspolizei nur ein klein wenig dabei unterstützte. Zwei- oder dreimal solchen Menschen nur einen energischen Widerstand entgegengesetzt, und sie würden sich wohl hüten, einzeln oder zu zweien einen Wagen voll Bewaffneter anzugreifen. Wie mir aber erzählt wurde, soll ja schon einmal eine verkleidete Frau die Diligence eine ganze Woche lang hintereinander ausgeplündert haben, bis ein Franzose sie verwundete und die Passagiere dann die beschämende Entdeckung machten, vor wem sie sich eigentlich gefürchtet hatten."

„Das ist allerdings Thatsache, Majestät," sagte etwas scheu Zamacona, „und ich muß gestehen, daß ich ihr selber einmal mein Geld aus-

geliefert habe. — Ja, Sie lachen," setzte er dann hinzu, als er sah, daß sich selbst die Kaiserin abwandte, um den Herrn nicht durch ein zu freundliches Gesicht zu kränken — „aber wir bekamen von ihr immer zuerst die Mündung eines Trabucos zu sehen, die sie in den Wagen hielt. Allerdings war derselbe, wie sich später herausstellte, gar nicht geladen."

Zamacona kam nicht weiter, denn Escudero, Ramirez und selbst der Bischof konnten jetzt ihr Lachen nicht mehr zurückhalten, und auch Maximilian versuchte es vergebens, ernsthaft zu bleiben.

„Andere Räuber haben aber geladene Waffen und gebrauchen sie auch," fiel Roneiro ein, der sich über die Einfalt seines Gefährten ärgerte. „Auf dem Wege nach Queretaro sind erst im vorigen Monat drei französische Officiere, die Widerstand leisteten, auf das grausamste ermordet worden. In einem andern Wagen, ebenfalls auf der Straße nach Cuernavaca, aus dem ein Schuß auf die Angreifer fiel, wurde von der ganzen Bande gefeuert, und zwei Frauen, tödtlich verwundet, starben, ehe sie die nächste Station erreichten. Majestät sehen also, daß das Gesindel blutigen Ernst macht, wo es selber

angegriffen wird, und ich kenne nur Ein Mittel, um diese Banden einzuschüchtern und vor weiteren Ueberfällen zurückzuschrecken."

„Und das wäre?" frug Maximilian.

„Augenblickliche Todesstrafe selbst durch die Patrouille, durch welche sie überrascht und gefangen werden," sagte der Mexicaner; „denn die Wenigen, die man bis jetzt wirklich erwischt hat, wurden ruhig eingesperrt und entkamen dann nach kurzer Zeit wieder, ohne die geringste Strafe erhalten zu haben. Daß die Räuber dadurch nur immer übermüthiger werden, ist natürlich, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn nächstens einmal ein paar von uns mitten in der Hauptstadt aufgegriffen und fortgeschleppt würden, um von unseren Familien ein bedeutendes Lösegeld zu erpressen. Hängt man dagegen nur erst einmal ein halbes Dutzend dieser Schufte an den nächstbesten Baum, als abschreckendes Beispiel für die Uebrigen, auf, so werde die Anderen scheu, und ehrliche Leute können ungefährdet ihren Geschäften wieder nachgehen."

„Aber Sie gestehen mir doch selber zu, Señor," sagte Maximilian, „daß nur in seltenen Fällen Blut geflossen ist. Diese Wegelagerer haben, wie es scheint, nur auf die — nur auf den ruhi-

gen Charakter der Passagiere speculirt und sich selten darin getäuscht gesehen. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich da nicht gleich mit zu strengen Strafen vorgehen möchte. Ich werde General Bazaine bitten, zahlreiche Patrouillen auszuschicken, ja ich habe selber im Sinne, eine mexicanische Gensdarmerie zu errichten, und dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich ein strenges Gesetz erlassen werde, um das Ausbrechen der Gefangenen zu verhindern; aber — ich möchte nicht gleich mit zu großer Strenge auftreten, so lange es noch möglich erscheint Blutvergießen zu verhüten und Menschenleben zu schonen."

„Aber Majestät," sagte Lucido, „die Räuber gehen doch auch darauf aus Menschenleben zu nehmen, sobald sie Widerstand finden und Gefahr für sich selber sehen."

„Die Beweise dafür sind noch sehr sparsam." sagte der Kaiser kopfschüttelnd, „und bedenken Sie, Señores, in welchem ungeregelten, ja man könnte fast sagen wilden Zustand das Land seit den letzten Jahrzehnten existirt hat. Eine Revolution, ein Pronunciamento ist dem andern gefolgt, die republikanischen Chefs hatten es dabei im Gebrauch, wohin sie kamen, Levas auszuheben und die Bevölkerung — nur um ihr eigenes, revolutionäres

Heer zu vergrößern — ihrer Arbeit und ihren friedlichen Beschäftigungen gewaltsam zu entreißen. Kann man es da den Unglücklichen verdenken, wenn sie nicht gleich gewillt sind, wieder in ein geregeltes und gesetzliches Leben zurückzukehren? Aber das wird jetzt Alles anders werden. Im Norden sind die Banden des früheren Präsidenten durch die Tapferkeit unserer und der französischen Truppen aufgerieben und zersprengt. General Bazaine wird in den allernächsten Tagen selber nach dem Süden abgehen, um dort, in Oajaca noch das letzte Bollwerk der Revolution zu zerstören, und dann hoffe ich, daß ich mein Versprechen erfüllen und das Land dem vollen Frieden entgegenführen kann. Dann aber werden jene Räuberbanden auch von selber zerschmelzen, wie der Schnee der Cordilleren an der Julisonne, und sobald sie ihren regelmäßigen und lohnenden Arbeiten zurückgegeben sind, denen sie jetzt ja nur gewaltsam entrissen wurden, können wir nachher so sicher jede Landstraße wandern, wie daheim in meinem Vaterlande. Nein — noch sind wir nicht zum Aeußersten gezwungen, Señores, und mir blutet das Herz jetzt schon bei dem Gedanken an die vielen Menschenleben, die dieser unselige Bürgerkrieg gefordert hat. Lassen

Sie uns nicht Grausamkeit mit Grausamkeit erwiedern und hoffen wir, das Volk mit Ernst aber Milde zu seiner Pflicht zurückzuführen."

Eine freundliche Handbewegung entließ die Herren; Roneiro war schon Hofmann genug geworden, um dieses Zeichen zu verstehen. Sie zogen sich zurück, und wenn auch Roneiro nicht erreicht hatte, daß der Kaiser größere Strenge gegen die gesetzlos das Land durchstreifenden Banden anzuwenden versprochen, so war doch die Versicherung, die er ihnen hinsichtlich des Klerus gegeben, um so beruhigender und entschiedener.

Als sie den schmalen Weg zusammen abwärts stiegen, der von dem Schloß niederführte, sagte er zu den Freunden:

„Jetzt sind wir sicher — der Kaiser giebt nicht nach, und Señor Meglia kann sich mit unserem Erzbischof nun in Wuth und Ingrimm hinein arbeiten, aber ihren Zweck erreichen sie nicht."

„Der Kaiser meint es gut," erwiederte Lucido nach einer kleinen Pause, „aber ist er auch der Mann, um dies Land zu regieren? — Gesetze und immer nur Gesetze — die Gefängnisse will er durch Gesetze fest machen, das Land durch

Gesetze in Ordnung bringen, und wen um Gottes willen hat er, um sie auszuführen und in Kraft zu halten? Ich fürchte, ich fürchte, er denkt sich die Verhältnisse und das Volk noch viel zu sehr nach europäischer Art, und Dank erntet er nicht dafür — darauf kann er sich verlassen."

„Vor allen Dingen," sagte Roneiro, „wollen wir froh sein, wenn diese Hauptgefahr an uns vorübergeht. Der Klerus wird wüthend werden, aber — que importe? So lange die französischen Truppen im Lande stehen, dürfen sie keinen feindseligen Schritt wagen, und nachher? Caramba, dann haben wir jedenfalls festen Boden unter den Füßen und unser Grundeigenthum gesichert, und dann — kann sich der Kaiser auch fest auf die Unterstützung des ganzen Landes verlassen."

Zamacona erwiederte gar nichts; er schien nicht recht mit sich zufrieden, denn er hatte das unbestimmte und gerade nicht eben wohlthuende Gefühl, sich ein klein wenig blamirt zu haben — er war wenigstens ganz entschieden mit seinem Bericht über den Raubanfall ausgelacht worden. — Aber trotzdem sagte er mit Roneiro „que importe", was schadet es. Die Hauptsache

schienen sie doch jedenfalls erreicht zu haben, und die Frauen daheim? — seine eigene Familie? — Bah, jetzt waren sie ja doch blos durch die Pfaffen aufgehetzt und angereizt worden gegen ihre eigenen Interessen, nur der Kirche wegen, anzukämpfen. — Verloren dagegen die Priester ihr Spiel, nun dann fanden sie sich auch schon in das Unvermeidliche, und sie selber hatten dann doch jedenfalls das Gesetz und den Schutz der Regierung auf ihrer Seite.

10.
Die Wirkungen des Decrets.

Mehrere Tage vergingen in Mexico, ohne daß beide Parteien, die Klerikalen wie die Antiklerikalen, sich — wenigstens offen — gerührt hätten. — Es war, als ob Jeder wisse daß etwas Entscheidendes in der Luft läge, und nun seine Zeit abwarte, um dem zu begegnen.

Allerdings hatte es sich schon in der Stadt ausgesprochen, daß der Kaiser den strengen und ungerechten Forderungen des Papstes nicht nachgeben würde und einen Schritt dahin vorbereite, — von der andern Seite aber war auch wieder das Gerücht verbreitet, die mexicanische Regierung wolle selber Gesandte an den Papst schicken, um die Befehle in Sachen der Kirche direct von seinen eigenen Lippen zu holen, wo dann natür=

lich an eine Widersetzlichkeit nicht gedacht werden konnte.

Da, mitten in den Neujahrsfestlichkeiten, und mit Siegesberichten aus dem Norden, wo wieder verschiedene Juaristische Banden zersprengt worden und andere sich freiwillig dem Kaiserreich angeschlossen hatten, erschien plötzlich im „Diario del Imperio" der Brief des Kaisers an den Justizminister Escudero, datirt vom 27. December 1864, und zerhieb mit einem Schlag den Knoten, der bis jetzt noch als fast unentwirrbare Fessel das Gedeihen und die Entwickelung des mexicanischen Staates in Banden gehalten hatte.*)

---

*) Dieser Brief, neben dem späteren verhängnißvollen Erlaß vom 3. October, ist eins der wichtigsten, wenigstens folgenschwersten Documente des Kaiserreichs, und verdient deshalb hier wörtlich wiedergegeben zu werden.

Mexico, 27. December 1864.

Mein lieber Minister Escudero!

Um die Schwierigkeiten zu erleichtern, welche in Bezug auf das Reformgesetz entstanden sind, schlagen Wir die Annahme eines Mittels vor, welches, indem es den gerechten Forderungen des Landes entspricht, zugleich den Frieden der Gemüther und die Gewissensruhe bei allen Bewohnern dieses Reiches wieder herstellen soll. Zu diesem Zwecke haben Wir bereits, während Unseres Aufenthaltes in Rom, Unterhandlungen mit dem heiligen Vater, als dem allgemeinen Oberhaupt der katholischen Kirche, eröffnet.

Die Aufregung aber, die derselbe in der klerikalen Partei sowohl wie im Volke hervorbrachte, ist ganz unbeschreiblich, denn damit war eigent-

Der päpstliche Nuntius befindet sich jetzt in Mexico, aber zu Unserem größten Erstaunen hat er erklärt, daß er sich hierüber ohne Instructionen befinde, und daß er dieselben erst von Rom aus erwarte. Diese unnatürliche Position, welche nun durch sieben Monate fortdauert, läßt keinen weiteren Aufschub mehr zu. Sie fordert eine schleunige Lösung. Wir beauftragen Sie daher, Uns sowohl die geeigneten Maßregeln vorzuschlagen, daß die öffentliche Justiz ohne Ansehn der Person geübt werden könne, wie auch, daß die legitimen, durch Gesetze begründeten Interessen sicher gewahrt bleiben, indem die in ihrem Namen begangenen Ausschreitungen abgestellt, wie ferner für die Aufrechthaltung des öffentlichen Gottesdienstes und den Schutz anderer, in den religiösen Bereich gehörigen kirchlichen Angelegenheiten Fürsorge getroffen wird; und endlich dahin zu wirken, daß die Sacramente administrirt und die Functionen des heiligen Amtes ausgeführt werden, ohne dem Volke durch das ganze Reich irgend welche Auslagen oder Lasten zu verursachen.

Zu diesem Ende werden Sie Mir vor Allem die Revision der Verhandlungen über die Güter der todten Hand und die Nationalisirung der Kirchengüter vorzuschlagen haben, und dabei als Basis annehmen, daß legitime Transactionen ohne Arg und in Uebereinstimmung mit den, diese Amortisation normirenden Gesetzen vollzogen, auch ratificirt werden sollen.

Kurz, seien Sie im Sinne einer freien und großartigen Toleranz thätig, lassen Sie jedoch nicht außer Acht, daß die Staatsreligion die römisch-katholische und apostolische ist.

Maximilian.

lich der erste entscheidende und selbstständige Schritt des Kaisers gethan, und er hatte gezeigt, daß er nicht, wie er auf der einen Seite noch nothgedrungen von Frankreich abhängig bleiben mußte, auch auf der andern von Rom geführt und regiert werden wollte.

An demselben Morgen, an welchem der Brief im „Diario" veröffentlicht wurde, und noch lange bevor die Exemplare die Druckerei verlassen, betrat Monsignore Meglia, die erste Nummer in der Hand, die ihm durch die Vermittlung eines Anhängers der Kirche zugesandt worden, das Arbeitszimmer seines Freundes, des Erzbischofs, theilte diesem aber keine Neuigkeit mehr mit, denn das nämliche Blatt lag schon, noch feucht von der Presse, auf seinem Tisch, und der geistliche Herr schritt in sichtlicher Erregung in dem hohen, luftigen Gemach auf und ab. Nur als er den Nuntius erblickte, blieb er mitten in der Stube stehen, und mit einem eigenthümlich kalten Lächeln in den Zügen sagte er, indem er den römischen Priester fest und forschend ansah:

„Nun, Monsignore, wie gefällt ihnen das Actenstück? das Sie, wie ich sehe, schon erhalten haben. Ich selber wollte eben nach Ihnen schicken, um Ihre Meinung darüber zu hören. Seine

Majestät enthebt uns jedenfalls auch des kleinsten Zweifels über seine Ansichten, und ich bin neugierig, wie der heilige Vater diese Expectorationen aufnehmen wird."

„Und glauben Sie wirklich daß es Ernst ist?" rief der Nuntius, indem er sich in augenscheinlicher Erregung in einen Stuhl warf; „es ist ja doch kaum möglich — kaum denkbar, daß ein österreichischer Prinz sich so vollkommen — ja ich möchte fast sagen von dem Glauben unserer Kirche losmachen könnte. Kirchenraub! — und „großartige Toleranz", das heißt dem Protestantismus frei die Thür öffnen; Zwang der Geistlichkeit unter die gewöhnlichen Gerichte — es kann und darf ja nicht sein, und das in Mexico — in einer der spanischen Colonien, von einem streng katholisch erzogenen Monarchen selber ausgeführt. Es ist Nichts als ein Druck, den er auf uns auszuüben hofft, damit wir uns seinen früheren Vorschlägen geneigter zeigen und mit ihm darüber unterhandeln sollen."

„Täuschen Sie sich darüber nicht, Monsignore," sagte Labastida, ernst mit dem Kopf schüttelnd, „Sie kennen unsern Kaiser noch nicht, der mit modernen und oft gefährlichen Ideen wie allen Arten von Neuerungen, so schwankend er sonst

auch an Charakter sein mag, doch auch einen gewissen Trotz verbindet. Diesen aber erst einmal geweckt, und es hält außerordentlich schwer, die Folgen abzuwenden."

„Und wer hat ihn hierher gerufen?" rief Meglia heftig aus, „war es nicht die Kirche selber, die ihn auf den Thron setzte, um hier im Lande die Spuren jener frechen Gesetze zu vertilgen, die jener abtrünnige Indianer erlassen? — und glaubt etwa dieser Schattenkaiser, Rom, das ihn groß gemacht und zu seinem Werkzeug ausersehen, besäße nicht auch die Macht und Mittel, um ihn wieder zu stürzen, sobald er seinem Zweck nicht entspräche? Ist das die Dankbarkeit, die wir vom Hause Habsburg erwarten durften?"

Labastida sah still und schweigend vor sich nieder, und für einen Moment war es fast, als ob ein leichtes, kaum merkbares Lächeln um seine Lippen zucke. Wenn so, verlor es sich aber so rasch wie es entstanden, und nach einer kleinen Weile sagte er sinnend:

„Dankbarkeit ist ein Wort, was diese südlichen Länder fast gar nicht kennen. Es liegt hier im Blut, wie es scheint — in dem ganzen Wesen und Charakter der Leute, und was man

für sie that, betrachten sie als nichts weiter, wie eine erfüllte Pflicht. Maximilian hat schon nach seinem Antritt erklärt, daß er sich ganz und vollkommen als Mexicaner fühle, und er scheint es in Wirklichkeit rascher geworden zu sein, als wir je vermuthen konnten."

„Aber wir dürfen das nicht dulden!" rief Meglia heftig aus; „wie ich fast glaube, ist dieser Brief noch immer nur erst ein Fühler, wie weit die Kirche ihm gestatten wird zu gehen — es ist noch kein Gesetz, das er gar nicht wagen darf in dieser Ausdehnung, und Rom ganz bei Seite schiebend, zu geben. Nichts als ein muthwilliger und — ich darf sagen frecher Versuch, die Kirche selber glauben zu machen, daß er ein Kaiser sei und über ihren Gesetzen und Vorschriften stehe, und erst wenn wir das dulden, wenn wir ruhig die Hände dazu in den Schooß legen, geht er vielleicht weiter — aber auch nur dann."

„Täuschen Sie sich darüber nicht," sagte der schlauere Labastida, „wie ich den Kaiser kenne, ist das mehr als ein Versuch, ist es eine Thatsache, und wir werden wohl thun, keine unnütze Zeit zu versäumen."

„Aber es ist doch nicht denkbar,“ rief Meglia aus.

„Ich muß selber gestehen,“ nickte Labastida, „daß ich nicht geglaubt habe, er würde in so rascher und rücksichtsloser Weise vorgehen, denn es liegt das, wie gesagt, gar nicht in seinem sonst weit eher schwankenden Charakter. Der Kaiserin selber würde ich es weit eher zutrauen, wenn ich mir überhaupt denken könnte, daß sie als fromme Katholikin die Hand dabei im Spiel gehabt.“

„Und hatten Sie keine Ahnung, daß etwas Derartiges im Werke sei? hätte es sich nicht doch noch vielleicht umgehen oder wenigstens hinausschieben lassen, um uns nicht jetzt vollkommen unvorbereitet dabei zu finden?“

„Ich muß zugeben, daß wir schlecht bedient waren,“ sagte Labastida sinnend, „und ich hätte vielleicht einen mir früher gemachten Vorschlag eines meiner Untergebenen annehmen sollen. Das Geschehene ist allerdings nicht mehr ungeschehen zu machen, aber um so nöthiger wird es jetzt dafür, mit aller nur möglichen Umsicht zu Werke zu gehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wir hatten Niemanden in der unmittelbaren

Nähe des Kaisers, auf den wir uns fest verlassen konnten," sagte der Erzbischof.

„Und sein Beichtvater?" frug Meglia mit einem forschenden Blick auch Labastida.

Dieser zuckte die Achseln und erwiederte: „Es gehört zu einem solchen Amt nicht allein guter Wille, sondern auch ein scharfer Verstand, um — eine solche Stellung auszufüllen. — Es wurde mir auch ein passender Mann dafür vorgeschlagen, aber ich hielt es damals nicht für nöthig, ja vielleicht gar für gefährlich, da ich selber die Persönlichkeit nicht genau kannte. Ich habe indessen aber nicht versäumt, Erkundigungen über sie einzuziehen, und selbst auf heute Morgens den Padre Miranda zu mir bestellt, um vielleicht doch dessen früher gegebenen Rath zu befolgen."

„Und wer ist es? Kenne ich ihn?"

„Schwerlich" — sagte Labastida — „es ist ein deutscher Priester, der aber erst spät zu unserer Kirche übertrat und die Weihe erhielt. Es soll ein tüchtig geschulter, wie auch — gewandter Mann sein und — wie die Sachen jetzt einmal stehen, wo wir gar nicht wissen können welche Folgen dieser erste Schritt des Kaisers nach sich

zieht, wird es jedenfalls besser sein, sich auf Alles vorzubereiten."

„Hätten Sie das nur früher gethan!"

„Es ist noch nicht zu spät," sagte Labastida mit einem überlegenen Lächeln, „denn der Kaiser unterschätzt jedenfalls den Einfluß, den wir trotz Allem und Allem auf das Volk ausüben, und scheint sich selber dabei eine Waffe zu schmieden, die in unseren Händen für ihn gefährlich werden könnte: die Trennung des Staates von der Kirche und unsere dadurch erlangte vollständige Unabhängigkeit in geistlichen Dingen!"

„Kehrt aber Juarez zurück, so haben wir gar nichts gewonnen."

„Noch ist nicht jede Hoffnung verloren, das Herz Maximilian's umzustimmen und eine Declaration der wirklichen Gesetze zu verzögern. Indessen arbeiten uns die Franzosen in die Hände, indem sie den Indianer vollständig vernichten und vielleicht gar in ihre Gewalt bekommen. Dann muß es nachher unsere Sorge sein, den richtigen Mann zu finden, der das Werk der Neugeburt Mexicos in die Hand nimmt, und daß er die Macht dazu nicht erhält, ehe er uns diesmal volle Garantien geleistet hat, dessen können Sie sich versichert halten. Aber ich

glaube, ich bekomme Antwort," unterbrach er sich, als sich in diesem Augenblick die Thür öffnete und ein indianischer Priester in sehr demüthiger Stellung auf der Schwelle erschien, „was giebt es, Padre Antonio?"

„Padre Miranda steht draußen im Vorsaal und wünscht —"

„Er soll hereinkommen," unterbrach ihn der Erzbischof, „er soll hereinkommen," und ungeduldig machte er selber einige Schritte nach vorn, der Thür zu, besann sich aber doch wieder, blieb stehen, ging zum Tische zurück und nahm dort ein Buch auf, als Padre Miranda mit seinem kahlen Kopf und dem verschmitzten Gesicht, das er aber jetzt in gar ernste und demüthige Falten gelegt hielt, in der Thür erschien.

„Ave Maria," sagte er mit leiser, halb flüsternder Stimme, indem er wie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust machte, und „Purisima" antwortete ihm, leicht den Kopf neigend, der Erzbischof.

„Sie haben mich rufen lassen, Monseñor."

„Ja, Padre," nickte der Erzbischof, „aber nur einer einfachen Frage wegen, die ich dem Boten nicht anvertrauen wollte. Sie nannten mir einmal vor einiger Zeit einen — zuverlässigen

Mann, der vielleicht — wenn Seine Majestät eine geistliche Hilfe brauchen oder wünschen sollte, ihm empfohlen werden könne?"

„Ja, Monseñor, den Padre —"

„Der Name thut nichts zur Sache," unterbrach ihn sein Vorgesetzter, „ich kenne ihn, aber wo ist jener Mann jetzt?"

„Hier in Mexico, Monseñor — in der Hauptstadt."

„Hier in Mexico?" rief Labastida erstaunt; „wie mir gesagt worden, befand sich jener Padre ziemlich weit von hier entfernt — im Norden."

„Allerdings, aber — wir sind mit einander befreundet, Monseñor, und ich hatte mir die Freiheit genommen, ihm anzudeuten — ohne jedoch dafür die geringste Verpflichtung zu übernehmen — daß er vielleicht hier bei uns einen, seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis finden könne, wenn er es versuchen wolle herzukommen."

„Hm!" sagte Labastida, dadurch wirklich überrascht, denn das Ganze kam ihm fast ein wenig zu schnell, „und wo hält er sich jetzt auf?"

„Er wohnt jetzt in der Stadt bei einem Landsmann und würde sich glücklich schätzen,

wenn ihm Monseñor erlauben wollten, Ihnen einmal seine Aufwartung zu machen, nur um Ihnen Bericht über jene Landestheile abzustatten, die er bereist hat und wo er ordinirt gewesen. Ich bin fest überzeugt, daß Sie sich außerordentlich dafür interessiren werden, denn er hat eine vortreffliche Beobachtungsgabe und die verschiedenen Länder mit Nutzen durchzogen!"

„In der That?" sagte Labastida, „die Zeit ist allerdings nicht besonders dazu geeignet, denn wichtige Dinge beschäftigen uns gegenwärtig, aber — eine Stunde findet sich vielleicht doch dafür. Wenn er morgen früh um zehn Uhr einmal hier anfragen will, so ist es möglich daß ich ihn sprechen kann. Sagen Sie ihm das!" und die Hand wie segnend gegen den Padre ausstreckend, wandte er sich zur Seite, indessen dieser nach tiefer Verbeugung sich zurückzog.

Der Padre, den Meglia indessen, wenn auch nur schweigend, doch aufmerksam beobachtet hatte, war kaum durch die sich hinter ihm schließende Thür verschwunden, als der Nuntius sagte:

„Wie ist sein Name?"

„Der Name des Padres, der uns eben verlassen hat?"

„Ja."

„Miranda; ein gewandter und brauchbarer Mann!“

„Ich glaube es — er sieht so aus — aber er muß mit Vorsicht benützt werden!“

„Mißtrauen Sie ihm?“

„Das sage ich nicht, aber — ich verkehre nicht gern — außer zu ganz bestimmten Zwecken — mit zu schlauen Menschen.“

„Und dafür halten Sie den Padre?“ lächelte Labastida, „ich glaube, Sie thun ihm Unrecht; er besitzt, meiner Meinung nach, nur in einer bestimmten Richtung eine, wie ich nicht leugnen will, große Gewandtheit und weiß sich nützlich zu machen. — Doch — um auf unser voriges Gespräch zurück zu kommen — was gedenken Sie auf diesen Brief zu thun, denn gegen Sie ist er eigentlich direct gerichtet!“

„Und wie würden Sie an meiner Stelle handeln?“ fragte der Nuntius zurück.

Labastida schwieg und sah eine kurze Weile sinnend vor sich nieder.

„Ich glaube,“ erwiederte er endlich, „ich würde mir zu irgend einem entscheidenden Schritt Zeit nehmen und zuerst versuchen, den Kaiser auf die Gefahr, der er sich durch eine solche Handlung aussetzt, aufmerksam zu machen.“

„Und ist das Ihr Ernst?" forschte der Prälat, sich stolz emporrichtend.

„Ich kann mich irren," erwiederte Labastida, „aber ich würde es für zweckmäßig halten."

„Und der heilige Stuhl sollte eine solche Beleidigung ruhig hinnehmen?" fuhr der Nuntius heftig fort, „sollte diesen „Probekaiser" glauben machen, daß Rom je eine solche Mißachtung seiner Befehle auch nur einen Moment dulden würde?"

„Aber wir verfügen gegenwärtig über keine Macht," sagte der durch Bazaine's früheres rücksichtsloses Einschreiten vorsichtig gemachte Erzbischof, „um unseren Worten Nachdruck zu geben. Das Einzige, was wir in diesem Augenblicke thun könnten, wäre, gegen ein solches Vorgehen der Regierung in vollkommen akatholischer Weise zu protestiren."

„Und zwingt mich nicht meine ganze Stellung dazu?" rief der Nuntius, „stehe ich hier nicht als Abgesandter des heiligen Vaters, und darf ich dulden, ohne meiner Entrüstung Worte zu leihen, daß hier ein Act vollzogen wird, der das Heiligste umstürzt und die Kirche in ihrer innersten Veste erschüttert?"

„Maximilian wird aber durch einen solchen

Schritt nur noch in der einmal eingeschlagenen falschen Bahn bestärkt werden."

„Dann mag er sich auch die Folgen selber zuschreiben," sagte der Nuntius finster — „dann mag er fallen, denn er hat seinen Boden — er hat Gott verloren. An Ihnen aber ist es jetzt, Ihren ganzen Einfluß im Lande aufzubieten, um einem solchen unkirchlichen Gesetz entgegen zu treten. Der Sturm gegen dasselbe muß auf allen Seiten zugleich beginnen und unablässig fortgesetzt werden, bis wir eine entscheidende Antwort von Rom bekommen und dann auch einen entscheidenden Schlag führen können. Pamphlete müssen im Lande verbreitet werden, um das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln. Begünstigt ja doch auch das Gesetz nur die bemittelte Klasse; welchen Nutzen hat der Lepero davon. Wie steht es mit der Bittschrift der Frauen und Jungfrauen, die Sie vorbereitet haben? Dieselbe muß ohne Zögern in Circulation gesetzt werden, und ich denke, wir werden die Regierung so zusammenhetzen, daß sie die Lust zu weiteren Versuchen schon verlieren soll. Ich selber werde dabei, kraft der mir vom Papste übertragenen Gewalt, Verhaltungsregeln an die Geistlichkeit Mexicos erlassen, und hoffe dadurch Seiner Majestät klar

genug darzuthun, daß sich nun einmal nicht gegen den Stachel lecken läßt. Alles das muß aber Schlag auf Schlag folgen, und wir haben deshalb keinen Moment Zeit zu verlieren; sind Sie mit Allem einverstanden?"

„Gewiß, wenn Monsignore glauben, daß es nützlich ist. Ich füge mich darin ganz den Beschlüssen des heiligen Stuhles und stelle Ihnen meine schwachen Dienste zur Verfügung."

„Dann bis auf Wiedersehen!" Und mit hastigen Schritten eilte der Nuntius in seine eigenen Gemächer, um ohne Säumen den Kampf mit der „weltlichen Macht des Kaisers", wie er sich ausdrückte, aufzunehmen.

* * *

Unbeschreiblich war die Aufregung in Mexico, als an diesem Tage das „Diario del Imperio" herausgegeben wurde und den Brief brachte, den der Kaiser an seinen Justizminister geschrieben. Erhielt die Bevölkerung doch dadurch den bestimmten Beweis, daß sich der Kaiser nicht länger am Gängelbande Roms befand, und gesonnen sei, seine eigene freie Bahn, unbehindert durch einen Einfluß des Klerus, zu wandern. — Aber man glaubte noch nicht recht daran, oder fürch-

tete vielmehr die Schritte, die der vom Papst gesandte Nuntius jetzt thun würde, um der Absicht des Monarchen entgegen zu wirken, — und der Protest desselben ließ auch nicht lange auf sich warten. Er bestritt darin mit der größtmöglichen Unverschämtheit Maximilian das Recht, in seinem eigenen Reiche Das anzuordnen, was er für das Beste desselben hielt, und entblödete sich sogar nicht, wenn auch noch immer in versteckten Worten, mit dem Strafgericht des „heiligen Vaters" zu drohen, der eine solche Mißachtung seiner Forderungen nicht dulden würde und könne.

Das nun ließ die Regierung ruhig hingehen — weshalb sollte der Nuntius nicht protestiren, war er doch selber durch diesen Brief, wie sich nicht gut leugnen ließ, in eine nicht gerade angenehme Lage gerathen. — Aber dabei blieb es nicht, denn Meglia, der stolze Nuntius Roms, geberdete sich gerade so, als ob er der Herr von Mexico wäre, und der Minister Escudero erhielt die Nachricht, daß ein förmlicher Befehl an sämmtliche mexicanische Geistliche in die Druckerei gegeben sei, der natürlich, wenn er veröffentlicht worden wäre, viel Unheil angerichtet, oder doch wenigstens viel böses Blut im Lande gemacht hätte.

Ohne Weiteres conferirte er deshalb mit dem Kaiser, und Maximilian, durch den unverschämten Protest des päpstlichen Dieners überhaupt gereizt, war in diesem Augenblick fest entschlossen, den Klerikalen das Recht nicht einzuräumen, gegen ihn und den Staat offen zu agiren. Ohne Zögern erschien im amtlichen Blatte ein Decret, welches dem Kaiser für alle päpstlichen Bullen und Erlässe in Mexico das Exequatur vorbehielt, der Nuntius also nun auch den Geistlichen keine Verhaltungsregeln mehr geben konnte, die nicht erst dem Kaiser oder seinen Ministern zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt waren.

Der Nuntius protestirte allerdings auch augenblicklich hiergegen, aber Labastida hatte Recht gehabt: es fehlte ihnen die Macht, ihren Willen durchzusetzen, und die stolzen Priester fanden bald, daß sie allein gar nichts gegen die beschlossene Maßregel ausrichten konnten, sondern mit jeder Stunde fast mehr Boden unter den Füßen verloren.

War es das Gefühl im Lande, daß sein Kaiser energisch gegen den nur zu oft drückenden Zwang der höheren Geistlichkeit auftrat, der die niederen Geistlichen überdies nicht immer

freundlich gesinnt waren und auch von ihr in einem oft kaum erträglichen Zwang gehalten wurden; war es das dadurch geweckte Vertrauen zu einem starken — nicht von Rom abhängigen Kaiserreich, aber die Begeisterung war allgemein, und zeigte sich, wie das ja stets der Fall ist, am stärksten und deutlichsten in der Hauptstadt.

Wenige Tage nach dem letzten Erlasse fuhr der Kaiser mit der Kaiserin in seiner leichten Equipage von Chapultepec in die Stadt, um dort einem dringend gebotenen Ministerrath zu präsidiren, kaum aber erreichte er nur die erste Straße, als sich das Volk zusammenrottete und die Herrschaften mit Jubelruf empfing. Der Kaiser ließ den Wagen langsam fahren, damit in den fast unnatürlich belebten Straßen kein Unglück passire, aber die Volksmenge wuchs. „El Emperador — el viva!" tönte es durch die Gassen, und müssiges Volk gab es überall, um jeden Auflauf zu schwellen — Kopf an Kopf standen sie bald — französische und mexicanische Soldaten, Leperos, mit den angesehensten Bürgern der Stadt zusammen. „El viva — el viva!" tönte der Ruf — die Hüte wurden geschwenkt — die Bevölkerung schien in Aufregung — und es

blieb dem Kaiserpaar zuletzt nichts Anderes übrig, als den Wagen zu verlassen und den noch übrigen Weg nach dem Palais unter dem immer mehr anwachsenden Beifallssturm der zuströmenden Massen zurückzulegen.

Es war kein Zweifel mehr; Maximilian, von dem man nie gehofft, daß er gerade der doch noch immer gefürchteten Geistlichkeit so entschieden entgegentreten würde, hatte sich die Herzen des Volkes im Sturm erobert.

Und in seinem Palast an der Plaza stand Labastida, der stolze Erzbischof von Mexico, mit finster zusammengezogenen Brauen, und sah den Jubel an, mit dem das Volk — sein Volk — den Kaiser in das Schloß geleitete. Seine Hand ballte sich — seine Lippen preßten sich gegeneinander, bis jeder Blutstropfen aus ihnen wich, aber er war machtlos diesem Ausbruch einer entscheidenden Stimme gegenüber, und da zum ersten Mal vielleicht fühlte er, daß die Oberherrschaft der „Kirche" in Mexico für immer gebrochen sei.

In den Straßen tummelte sich das Volk, und ein Jubelruf ging durch die Stadt — woher? — Keiner konnte es sagen — die Menge ist leicht erregt, zum Guten wie zum Bösen, aber

wahrscheinlich bleibt es, daß besonders die niedere Geistlichkeit, die schon oft in diesen Ländern dem höheren Klerus gegenübergestanden, viel dazu beigetragen hatte, auch selbst die Masse für eine ihr doch ziemlich fern liegende Handlung der Regierung zu begeistern. Tausende jubelten auch nur aus dem Grunde mit, weil sie Andere eben in Jubel ausbrechen sahen — wie sie sich eben so bereit gezeigt haben würden, im Kaiserpalast die Fenster einzuwerfen, wenn eine Anzahl von Leperos gerade damit den Anfang gemacht hätte.

Der Nuntius war außer sich; alle seine Proteste wurden gründlich mißachtet, seine Erlasse dagegen in den Druckereien zurückgehalten, und der laut ausbrechende Volksjubel zeigte ihm außerdem, was er hier in Mexico für Rom zu hoffen habe. Allerdings erließ das ganze Episkopat in Mexico, natürlich unter der Führung und dem Befehl Labastida's, noch einen gemeinschaftlichen Protest gegen diese völlig „unkirchliche" Maßregel der Regierung, aber auch davon nahm kein Mensch Notiz, ja der Justizminister sogar Gelegenheit, seinen Beamten nur noch mehr einzuschärfen, die verschiedenen Geistlichen zu überwachen, und sie, wo sie ihre Ver-

richtung kirchlicher Dienste verweigerten, ohne Säumen zur Anzeige zu bringen.

In dieser Zeitperiode, und zwar in den ersten Tagen des Januar 1865, reiste der General Bazaine nach dem Süden ab, um sich selber an die Spitze des Truppenkörpers zu stellen, der die Aufgabe hatte, Porfeirio Diaz zu unterwerfen und damit Juarez' letztes Bollwerk zu zerstören. Vom Norden liefen ja auch nur Siegesberichte ein, der Osten war vollständig unterworfen, und nur noch im Westen, in der Provinz Guerrero, bot der alte Gouverneur Alvarez der neuen Regierung Trotz — aber auch nicht mehr, als er bisher jeder andern geboten. Die Republik hatte er früher wohl anerkannt, aber er duldete keine fremden Truppen oder Beamten in seinem Staat, und ließ sich auch in seine Verwaltung Nichts hineinreden; und da die zerklüfteten und fast pfadlosen Gebirge Guerreros das ganze Land fast zu einer Festung machten, so setzte er auch seinen Willen durch.

Alle Versuche, den Staat zu erobern, schlugen deshalb fehl und wären besser nie unternommen worden, denn er hätte doch nie gehalten werden können.

Die Escorte, die bestimmt war den General

Bazaine nach dem Süden zu begleiten, sprengte mit schmetternden Trompeten durch die Straßen der Stadt, und zwei Reiter, die von verschiedenen Seiten dagegen ankamen, mußten halten, um sie vorüber zu lassen. Der Eine von ihnen wollte jetzt rechts abbiegen, als das Pferd des Andern zuerst seine Aufmerksamkeit erregte und er in dem Reiter dann auch zu seinem Erstaunen einen alten Bekannten, Mauricio Lucido, erkannte.

„Caramba, amigo!" rief er aus, indem er mit einem Schenkeldruck sein eigenes Thier an dessen Seite trieb, „Du reitest ja ein wahres Prachtpferd. Wo hast Du den Araber gekauft? — der muß ein schmähliches Geld kosten."

„Silvestre! hombre wo kommst Du her? ich habe Dich in Wochen nicht gesehen, und wie bleich und mager Du geworden bist. Warst Du krank?"

„Nein — nur verreist," erwiederte der junge Mann — „doch davon nachher. Erst sage mir, von wem Du den prachtvollen Fuchs gekauft hast — der Zaum und das Sattelzeug allein muß ja seine 1000 Pesós gekostet haben."

„Von dem französischen Gesandten — nicht wahr, es ist ein Prachtthier? und reitet sich

pompös. Er tanzt nur so über das Pflaster hin."

„Du mußt gut bei Kasse sein," sagte Silvestre, indem sein Blick etwas erstaunt über den Reiter flog, „denn als ich Dich zum letzten Mal sah, hattest Du nicht unbeträchtlich verloren."

„Und wechselt das nicht im Spiel, amigo?" lachte der junge Mann — „Was hab' ich Dir immer gesagt? Fortuna ist blind und flüchtig, und nur wer sie bei den Haaren erfaßt, kann sie zwingen ihm zu gehorchen. — Ich habe viel Geld gewonnen."

„Von dem Italiener?"

„Verdamm' ihn," knurrte der junge Mann durch die zusammengebissenen Zähne, „dem Schuft kann ich nicht beikommen, aber einmal muß das Glück doch auch bei ihm wechseln."

„Schwerlich — wo es sich mit Geschicklichkeit paart," sagte Silvestre.

„Ich weiß, daß er falsch spielt," rief Mauricio, „aber ich erwische ihn einmal und dann zahl' ich's ihm heim."

„Und wo hast Du gewonnen?"

„Ach — draußen in Tacubaya," sagte Mauricio ausweichend, „auch hier in der Stadt ein-

mal mit französischen Officieren. Es ist die letzte Zeit vortrefflich gegangen. — Aber wo warst Du?"

„Ich? — verreist — in Queretaro."

„Caramba, und was hattest Du da zu thun? Die Wege sollen jetzt verwünscht unsicher sein, und die Diligence ist in der letzten Zeit ein paar Mal, gar nicht so weit von Mexico selber entfernt, angefallen worden."

„Ich weiß es; habe wenigstens davon gehört. Wenn sie einmal ein Dutzend von dem Lumpengesindel an die nächsten Bäume hingen, würden sie bald Frieden geben, aber mit dem Kaiser wird Nichts. Der hat keine Energie."

„Ach was," sagte Mauricio, „Räuber sind das gar nicht, sondern nur Guerillas der Republikaner, die dem Feinde jeden möglichen Abbruch thun wollen."

„Ja wohl," lachte Silvestre, „indem sie ihm die Taschen plündern und ihn laufen lassen. — Doch, wohin willst Du jetzt?"

„O," sagte Mauricio, dem die directe Frage etwas unverhofft zu kommen schien. „Nur einen Spazierritt wollte ich machen. Der Fuchs wird mir zu wild, wenn er einen ganzen Tag ohne Arbeit im Stall steht. Wohin gehst Du?"

„Ich — habe einige Geschäfte zu besorgen," erwiederte Silvestre, „doch was ich Dich noch fragen wollte. Was sagst Du zu dem letzten Erlaß des Kaisers? Der Klerus ist wüthend, und — auch vielleicht nicht ganz umsonst, denn er allein hat den fremden Kaiser in das Land gerufen und wird jetzt eigentlich schmählich behandelt."

„Bah — geschieht den Pfaffen Recht," sagte Mauricio leichthin — „das wäre eine schöne Confusion geworden, wenn die verkauften Kirchengüter hätten sollen herausgegeben werden. Jetzt ist die Sache abgemacht."

„Und vielleicht doch noch nicht — der Klerus beruhigt sich nicht so leicht und hat eine große Gewalt im Lande."

„Aber keine Soldaten," lachte Mauricio, „und heutzutage ist nur mit Soldaten Etwas auszurichten. Nein, die Pfaffen sind in mancher Hinsicht recht gut, und ich möchte es nicht mit ihnen verderben, aber sonst freut es mich doch aus voller Seele, daß ihnen der Bissen aus den Zähnen gerissen ist. Sie können jetzt die Lippen darnach lecken. Apropos, Silvestre, welche Zeit ist es — ich habe vergessen meine Uhr heute Morgen aufzuziehen."

„Es wird elf Uhr vorbei sein.“

„Caramba, so spät!“ rief der junge Mann, rasch den Zügel seines Thieres aufgreifend und ihm die Sporen einsetzend — adios amigo — hasta luego,“ und fort sprengte er die Straße hinab, seinem Ziel entgegen.

* * *

In der Calle de los Plateros in dem Friseurladen des Don Pedro Gaspard war große Aufregung, denn der kleine Spanier tractirte den Barbier mit Champagner zur Feier der festlichen Gelegenheit, daß Kaiser Maximilian den Pfaffen das Grundeigenthum abgenommen, und sie in die Schranken zurückgewiesen hatte, in die sie gehörten.

Don Pedro war vollständig liberal gesinnt, d. h. nicht etwa im mexicanischen Sinne und gegen das Kaiserreich, wie der Präsident der sogenannten Liberalen, Juarez, sondern in seinen Ansichten überhaupt. Er verlangte für sich eine freie Verfassung, freie Religion und steuerfreie Einführung seiner Toilettegegenstände, und da er jetzt alles Dieses erlangt hatte, spendirte er an seinen Gehilfen eine Flasche Sect.

Don Julio konnte derselben aber nicht ein=

mal recht Genüge leisten, da inzwischen einige Kunden einträfen, die bedient sein wollten, und Don Pedro hatte sich eben die Zeit zu Nutze machen wollen, als ein kleiner Indianerjunge den Laden betrat und einen Zettel in die Höhe hielt, zum Zeichen, daß er ihn hier an irgend Jemand — er wußte ja selber nicht an wen — abzugeben hatte. Er war übrigens für Don Pedro selber bestimmt und enthielt nur die wenigen Worte:

„Kommen Sie selber augenblicklich oder spätestens bis Schlag elf Uhr in die Calle San Augustin Nr. 11 und fragen Sie nach mir. Es ist ein wichtiger Gegenstand, um den es sich handelt.

Padre Zaloga."

Nun stand Don Pedro mit dem Padre (dem Beichtvater seiner Frau — er selber hatte gar keinen) nicht etwa auf einem so besonders freundschaftlichen Fuße, daß irgend welche vertrauliche Mittheilungen hätten zwischen ihnen verhandelt werden können. Er bezog die Einladung desselben auch nicht etwa auf eine politische, sondern rein geschäftliche Besprechung; der aber legte er um so mehr Werth bei, da er, wenn auch Hoffriseur Ihrer Majestät der Kaiserin, doch noch

keineswegs Eingang in die Kreise der hohen Geistlichkeit gewonnen hatte. Was also konnte diese Einladung Anderes bedeuten? Jedenfalls sollte er, durch die Vermittlung seines Hauspadres, bei einem der hohen geistlichen Herren eingeführt werden, und daß er eben erst auf die Niederlage derselben eine Flasche Champagner geleert, that der Sache selber natürlich keinen Abbruch.

Uebrigens hatte er gar keine Zeit mehr zu versäumen, wenn er pünktlich an dem bestimmten Ort erscheinen wollte, denn es ging schon scharf auf elf Uhr oder hatte vielleicht gar schon geschlagen, und Don Julio nur einige flüchtige Verhaltungsregeln zurücklassend, eilte er dem bezeichneten Hause zu.

An der nächsten Ecke begegnete ihm ein Reiter, der ihn scharf fixirte und sein Pferd bei seinem Anblick etwas einzügelte, aber Don Pedro nahm keine Noitz von ihm — er hatte andere Dinge im Kopf und Mauricio Lucido trabte darnach wieder die Straße hinab und lenkte direct gegen den Friseurladen zu, ohne diesen jedoch selber zu behelligen. Dicht vor der Thür stieg er vom Pferde, nahm dieses am Zügel, führte es in den inneren Hofraum hinein, wo er es an einem

der dort befestigten Ringe anband, und stieg dann, wie schon bekannt im Hause, die Treppe hinan, die zu den oberen Räumen hinaufführte, und wo er eine lange und, wie es schien, sehr interessante Unterredung mit der Señora Gaspard hatte.

Betraf es die Kirchenfrage, die gerade in dieser Zeit sehr lebhaft von den Damen verfochten wurde? Niemand erfuhr es, und als der junge Mann eine Weile dort oben gewesen war, ging er wieder hinunter in den Hof, nahm sein Pferd am Zügel, führte es hinaus und schritt selber zu dem Laden, an den er anklopfte.

„Entra, Señor!"

„Ich kann nicht — ich habe mein Pferd hier. Don Pedro zu Hause?"

„Nein, Señor."

„Niemand hier, der mein Thier einen Moment halten könnte?"

Der Junge, den die Señora gewöhnlich zur Aufwartung hatte, war schon unten, sprang hinaus, nahm das Thier, und Mauricio ging indessen in den Laden, um sich eine Flasche Haaröl zu kaufen und seine Locken ein wenig ordnen zu lassen. Wenige Minuten später sprengte er die Straße hinab, und bald nach ihm traf auch

Don Pedro, aber in nicht besonderer Laune, wieder ein.

„Caramba," rief er aus, als er seinen Hut an den Nagel gehangen hatte und sich mit beiden Händen durch die Haare gefahren war. „Wissen Sie, Don Julio, weshalb mich Padre Zaloga hat so eilig bestellen lassen?"

„Keine Ahnung," sagte der Barbier.

„Wäre auch unnatürlich," versetzte Don Pedro, „ich selber könnte ein Jahr rathen und würde nicht darauf kommen. Wir Spanier hier — denken Sie sich den Blödsinn — sollen eine Adresse, das heißt eine Bittschrift an den Kaiser aufsetzen, um ihn zu ersuchen, sich nicht an dem Eigenthum der Mönche zu vergreifen und den religiösen Sinn der Bewohner von Mexico zu schonen. Ist Ihnen schon je so Etwas vorgekommen?"

„Nein," sagte Don Julio auf das entschiedenste.

„Und ich begreife auch gar nicht," fuhr Don Pedro fort, „weshalb mir der Padre das nicht hier im Haus gesagt hat — er kriecht doch oft genug hier herum; aber bewahre! muß mich da großartig in das Haus des Bischofs bestellen, und dann lassen sie Einen noch eine halbe Stunde

auf dem Vorsaal stehen, ehe man nur einmal hineingerufen wird.“

„Das ist vornehm,“ sagte Don Julio — „wenn ich einmal ein vornehmer Mann werde, lasse ich auch alle Leute warten.“

„Sie sind ein Esel,“ sagte Don Pedro und ging noch einmal zu der Champagnerflasche hinüber, in der er einen Rest zurückgelassen — es war aber Nichts mehr darin, und seine Laune besserte sich dadurch nicht.

11.
Täuschungen.

Als Mauricio seinen Freund Silvestre verlassen, wandte der Letztere langsam seinen Rappen die Straße hinab, und zwar in einer entgegengesetzten Richtung von Jenem, aber nicht etwa auch in einem scharfen Trab, sondern langsam und zögernd, als ob er selber noch nicht recht wisse, wohin er sich eigentlich wenden sollte. Unwillkürlich aber doch lenkte er sein wackeres Thier, das nur ungeduldig den hemmenden Zügel fühlte und viel lieber im Galop dahin geflogen wäre, in eine bestimmte Straße ein, und zwar in die, in welcher Roneiro's Haus lag, hatte auch dieses fast erreicht, als er klappernde Hufschläge hinter sich hörte und eine kleine Cavalcade von mehreren Damen und Herren bemerkte, die auf ihren flüch-

tigen Thieren hinter ihm drein kamen. Wie er den Kopf nun wandte, erkannte er auch schon in den Herren Officiere, und zwar in französischer Uniform — und in den Damen? Sein Herz schlug fast fieberhaft in der Brust, denn Inez war unter ihnen. So rasch kamen sie dabei heran, daß sie ihn, ehe er selber nur einen Entschluß fassen konnte, ob er ausweichen oder sie erwarten solle, überholten, und wie er sein eigenes Pferd wandte und natürlich grüßte, neigte sich ihm Inez, ohne ihm aber auch nur ein freundliches Wort zuzurufen. Höflich allerdings, aber auch vollkommen kalt, grüßte sie und passirte mit den Uebrigen, bis sie, an ihrem elterlichen Hause angelangt, den Begleitern voran, durch die schon geöffnete Thür in den Hof einritt und dort mit der ganzen kleinen Gesellschaft verschwand.

Silvestre hatte seit jenem Abend, wo er in Roneiro's Zimmer den General der Liberalen, Porfeirio Diaz, traf, Don Bautista allerdings wieder aufgesucht, und zwar zu dem Zweck, um von ihm selber eine Aufklärung über Inez' Betragen zu erhalten. Er fand aber bald, daß der alte Herr noch gar nichts davon gemerkt hatte und selber erstaunt über die Beobachtungen des eifersüchtigen jungen Mannes war.

Er versprach auch seiner Tochter in's Herz zu reden und bat Silvestre, nur gute Hoffnung zu behalten, denn es werde sich noch Alles arrangiren lassen. Mädchen hätten nun einmal Launen, und er solle Inez lieber nicht zu sehr drängen. Er selber würde dann Alles in Ordnung bringen. Vergebens aber hatte er diese Versuche dann später erneut — der alte Roneiro war immer außerordentlich höflich, ja freundschaftlich gegen ihn, wich ihm aber auch augenscheinlich aus, wo er das nur irgend konnte, und Silvestre endlich, um diesem wahrhaft unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, hatte eigentlich heute die Absicht gehabt, den Vater sowohl als Inez zu einer Entscheidung zu drängen — aber konnte er das jetzt, wo sich das Haus voll Besuch befand — und gerade dieser Besuch?

Alle seine wie die Interessen der Gesinnungsgenossen gingen mit dem Kaiserreich, und jetzt, da Maximilian auch noch ihr Eigenthum gegen den Klerus beschützte, schien er gerade nur für die Partei der Conservativen ganz besonders einzutreten. Aber dachte jetzt Silvestre daran, als er seinem feurigen Thier die Sporen einsetzte, und mit ihm die Straße entlang, hin über die

Plaza und hinaus in's Freie flog? — Bittere Flüche gegen das nämliche Kaiserreich, wie gegen alle Feinde, die sein Vaterland betreten, murmelte er zwischen den Zähnen durch, und finstere, unheilvolle Gedanken waren es, die ihm durch den Sinn zuckten. — Und trotzdem gab er die Hoffnung noch nicht auf, und als er, ohne eigentlich selber zu wissen, wohin er sein muthiges Thier gelenkt, sich plötzlich in Tacubaya fand, wandte er um und kehrte direct in die Stadt zurück. Er wollte nicht länger mit einer Antwort hinausgezögert werden — er wollte wissen und erfahren, wie er mit Inez stand, und wenn er die junge Dame auch selber nicht sprechen konnte, so sollte ihm doch ihr Vater Antwort geben, oder er brach jede Verbindung mit dem Hause ab.

Hatte er aber geglaubt in Roneiro's Hof die verschiedenen Reitpferde noch angebunden zu finden, so sah er, daß er sich darin geirrt. Der Hof war leer, und auch als er die hohe Treppe hinaufstieg, die zu der ersten Etage und den Wohnzimmern der Familie führte, begegnete er Niemandem, bis er oben einen Burschen traf, den er nach Señor Roneiro fragen konnte.

„Der Señor ist drüben in seinem Zimmer.“

„Und die Damen?“

„Sind eben ausgefahren — wahrscheinlich zu Señora Zamacona."

„Und wo sind die französischen Officiere geblieben?"

„Quien sabe," erwiederte der Bursch — „fortgeritten mit dem Wagen."

Silvestre blieb einen Augenblick überlegend auf der Gallerie stehen, aber nicht lange; er war einmal fest entschlossen, heute mit Inez' Vater zu sprechen — heute mit ihm in's Reine zu kommen, und ohne eine weitere Anmeldung für nöthig zu halten, schritt er hinüber und klopfte an die Thür.

Er fand Señor Roneiro allein in seinem Zimmer und zwar mit der Lectüre des „Diario del Imperio" beschäftigt. Er grüßte auch den jungen Mann freundlich, doch mit unverkennbarer Befangenheit — wußte er doch, was dieser ihm zu sagen hatte — was er ihm darauf antworten mußte, und suchte das Gespräch deshalb nach Art der Mexicaner, die einem selbst unvermeidlichen Uebel so lange als irgend möglich aus dem Wege gehen, auf hundert andere Dinge, nur nicht auf das gefürchtete Thema zu lenken.

„Ah, Don Silvestre! Sehr erfreut Sie zu

sehen — como está amigo. Sie haben sich ja in einer wahren Ewigkeit nicht hier im Hause blicken lassen."

„Señor," sagte der junge Mann, und der Ernst des Augenblicks machte auch ihn befangen, „da ich nicht wissen konnte, ob Ihnen mein Besuch gerade angenehm sei."

„Pero hombre! was Sie auch reden — Sie wissen doch, daß Ihnen jeden Augenblick das ganze Haus zur Disposition steht — aber die unruhigen Zeiten — haben Sie schon erfahren daß General Bazaine heute nach Oajaca aufgebrochen ist?"

„General Bazaine allerdings," erwiederte Silvestre, der diese Höflichkeitsformen schon zur Genüge kannte, nicht ganz ohne Bitterkeit, „es sind aber noch eine Menge französischer Officiere zurückgeblieben, denn vorhin war der ganze Hof Ihres Hauses damit gefüllt —"

„Ach ja," lispelte Roneiro — „ein Spazierritt, den die Damen gemacht hatten; junges Volk, will sich ein wenig Bewegung verschaffen."

„Aber die Señoritas —"

„Sind jetzt alle hinüber zu Zamaconas," unterbrach ihn Roneiro, „und wissen Sie, was sie da vorhaben, Don Silvestre?"

„Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß, Señor — die Damen haben mich seit längerer Zeit nicht in ihr Vertrauen gezogen.“

„Politisiren wollen Sie,“ lächelte der alte Herr, „der Teufel ist los und der böse Geist in Form der ehrwürdigen Padres zwischen sie gefahren, denn sie haben eine Monstredeputation oder vielmehr Petition im Werk, die dem Kaiser überreicht werden soll.“

„Wahrscheinlich um ihn zu bitten, die Franzosen außer Landes zu schaffen,“ sagte Silvestre nicht ohne Bitterkeit im Ton.

„Hm — darin läge vielleicht noch eher Sinn,“ sagte Señor Roneiro, der den Seitenhieb recht gut fühlte, aber nicht darauf einzugehen gedachte — „aber Gott bewahre — gegen uns selber ist sie gerichtet, oder vielmehr gegen den Brief, den der Kaiser an Escudero geschrieben und der die Schwarzen aufgerührt hat, als wenn man mit einem Stock in einen Ameisenhaufen stößt.“

„Ich habe davon gehört,“ nickte Silvestre, „meine Mutter steht sogar mit an der Spitze — sie wollen um Rücknahme des Briefes bitten.“

„Ja wohl, weil das Seelenheil ihrer Familien, die Tugend ihrer Söhne und Töchter, die Treue ihrer Gatten dabei auf dem Spiel

stünde," nickte Roneiro, „so steht es wörtlich darin; es ist rein zum Verzweifeln, wenn man so Etwas mit anhören muß, und vor ganz kurzer Zeit war meine eigene Frau noch ganz vernünftig — und auch wohl aus besonderen Gründen. Jetzt aber wird die ganze Damenwelt rebellisch."

„Und die Señorita auch?"

„Es kann sich Keine davon ausschließen, wenn sie auch möchte, oder sie würde in der ganzen Stadt als Antichristin verschrieen werden. Daß der päpstliche Nuntius wieder abreisen will, haben Sie wohl schon gehört?"

„Ich habe mich wirklich wenig darum gekümmert," sagte Silvestre, „es waren andere Gedanken, die mir im Kopf herumgingen — wenn Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit für mich hätten, Señor."

„Ich? — gewiß, lieber Freund, aber haben Sie schon von dem neuen Raubanfall gehört? Die Post nach Queretaro ist an einem Tag dreimal ausgeplündert oder vielmehr angefallen worden, denn die letzten Räuber fanden natürlich Nichts mehr vor, und haben die Passagiere auf das boshafteste behandelt. Es wäre doch wirklich an der Zeit, daß dem Unwesen ein Ende gemacht würde. Man ist ja nicht einmal in der

Stadt seines Lebens mehr sicher. Denken Sie nur, Don Alfonso — Señor Muñia meine ich, der das große Geschäft in der Calle San Francisco hat, wurde gestern Abend von ein paar Strolchen angefallen, und sollte in einen schon bereit stehenden Wagen geworfen werden — jedenfalls um nachher ein sündhaftes Lösegeld aus ihm herauszupressen. Glücklicherweise kam noch eine französische Patrouille dazu, so daß die Schurken ihre Beute im Stich lassen mußten. Nächstens holen sie uns noch aus den einzelnen Häusern heraus — es wird immer besser."

„Lassen Sie mich eine Frage an Sie richten, Señor," sagte Silvestre, der sich nicht in der Stimmung fühlte, alle Stadtneuigkeiten mit anzuhören.

„Eine Frage, mein junger Freund? gewiß — mit dem größten Vergnügen," rief Señor Roneiro, also in die Enge getrieben, denn er konnte nicht mehr ausweichen — „aber was haben Sie nur? Sie sehen so feierlich aus, und dabei auch so bleich. In Ihrer werthen Familie ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen — oder haben die Liberalen etwa draußen Ihre Hacienda geplündert? Don Juan, Ihr Herr Papa, sagte mir einmal, daß er etwas Aehnliches befürchte."

„Es betrifft nur mich, Señor," entgegnete aber Silvestre, ihm auch die letzte Ausflucht abschneidend — „und Ihre Tochter Doña Inez."

„Meine Tochter?" sagte Señor Roneiro wie erstaunt.

„Sie wissen, Señor," fuhr aber Silvestre mit unsicherer und bewegter Stimme fort, „wie ich das letzte Jahr mit Inez gestanden habe, ja daß ich sogar schon kühn genug war, um mich — als einen Theil Ihrer eigenen Familie zu betrachten."

„Und Sie wissen doch, Don Silvestre, wie gern Sie darin gesehen waren?"

„Waren — ja," fuhr Silvestre fort, „aber die Zeit scheint vorbei zu sein; Inez vermeidet mich, wo sie kann —"

„Mädchenlaunen, lieber junger Freund —"

„Das sind mehr als Mädchenlaunen, Señor," rief aber der junge Mann, und jeder Blutstropfen hatte jetzt sein Gesicht verlassen. — „Sie vermeidet mich nicht allein, sondern sie hat auch ihr Herz einem der Fremden zugewendet, die hier in unser Land gekommen sind und das Blut unserer Brüder vergossen haben."

„Aber bester Don Silvestre," sagte der alte Herr, und die Unterhaltung schien ihm dabei

sehr unangenehm zu sein — „Sie wissen recht gut, daß auch ich gehofft hatte, unsere beiden Familien in unseren Kindern vereint zu sehen, und Sie werden mir zugeben, daß ich Ihnen nie das Geringste in den Weg gelegt, aber — Sie können auch nicht von mir verlangen, daß ich meiner Tochter irgend welchen Zwang —"

„Mißverstehen Sie mich nicht," unterbrach ihn aber Silvestre rasch bei dem Wort — „nicht hierher gekommen bin ich, um bei Ihnen hinter Inez' Rücken um die Hand Ihrer Tochter zu werben, und Ihre Zusage allein zu erlangen, nur Gewißheit wollte ich haben — nur Wahrheit, um nicht länger diesen Zweifeln preisgegeben zu sein."

„Aber in welcher Art, verehrter Herr — in welcher Weise?"

„Hat jener Franzose schon um Ihre Tochter geworben, und wenn er es thäte, würde er Ihre Einwilligung erhalten?" sagte Silvestre mit leiser, fast wie angstgepreßter Stimme.

„Die Frage ist eigentlich ein klein wenig indiscret," versetzte Roneiro, indem er sich verlegen die Hände rieb, „aber die eigenthümliche Stellung, in der wir zu einander stehen, entschuldigt sie in Etwas, und ich glaube selber,

daß es am Ende besser ist, Sie erfahren die ganze Wahrheit."

„So ist es geschehen?" brach Silvestre aus.

Roneiro schwieg einen Moment; es war, als ob er noch immer mit sich zu Rathe ging, ob er geradeheraus sprechen oder die Sache noch hinhalten solle. Seinem ganzen Charakter nach hätte er auch jedenfalls das letztere vorgezogen, dem südamerikanischen Grundsatz nach einen unangenehmen Gegenstand nur gezwungen zu berühren. Aber er war auch eigentlich jetzt dazu gezwungen, denn verneinte er das Geschehene, so verwickelte er seine Tochter vielleicht noch mit dem heißblütigen jungen Mann und dem stolzen Franzosen in eine fatale Scene, die jetzt durch eine offene Erklärung jedenfalls vermieden werden konnte. Wozu auch länger aus einer Sache ein Geheimniß machen, die doch nur sehr kurze Zeit ein Geheimniß bleiben konnte, und halb verlegen, aber auch wieder ärgerlich darüber, daß er sich einem so jungen Menschen gegenüber verlegen zeigen konnte, sagte er endlich, indem er sich ein Blatt Papier aufwickelte und den Tabak zu einer Cigarette hineinrollte:

„Ich weiß nicht, was Sie unter „geschehen" verstehen, mein werther Don Silvestre, aber als

alter Freund des Hauses, und wo ich mit Ihren Eltern so befreundet bin — wir sind ja sogar Compadres, Ihr Vater und ich — halte ich es doch für meine Pflicht, Sie von Etwas, das sich in unserer Familie entwickelt hat, in Kenntniß zu setzen." Silvestre erwiederte kein Wort — er fühlte, daß er in diesem Augenblick gar nicht hätte sprechen können, und den Andern fest ansehend, stützte er sich mit der rechten Hand an den nächsten Tisch.

„Ich muß Ihnen gestehen," fuhr Roneiro nach einer kleinen Pause fort, „daß ich selber mit Vergnügen bemerkt hatte, wie — wie befreundet Sie mit meiner Inez waren und wie gern das Mädchen Sie hatte. Wir kennen einander hier im Lande, und wissen, was wir gegenseitig von uns zu halten haben. Mir persönlich wäre es deshalb auch viel lieber gewesen, daß Sie uns, mein theurer Don Silvestre, später einmal durch unsere Tochter noch näher gestanden hätten. Ich habe es deshalb auch immer begünstigt, daß Sie sich gegenseitig besser kennen lernten, um zu einander Vertrauen zu gewinnen — und ebenso Señora Roneiro — Sie werden sich gewiß nicht beklagen können, Don Silvestre, daß Sie hier im Hause nicht wären gern gesehen worden."

Ein eigenes bitteres Lächeln zuckte um Silvestre's Lippen, aber er erwiederte Nichts und zwang deshalb den Señor fortzufahren.

„Wir glaubten selber, daß Ihnen Inez von Herzen gut sei, und würden in dem Falle mit Vergnügen unsere Einwilligung gegeben haben, die, wie wir hoffen durften, das Glück unseres Kindes begründen konnte. Aber — wir Beide scheinen uns da geirrt zu haben — und kein Wunder, Verehrtester," setzte er lächelnd hinzu — „denn der Mann soll noch geboren werden, der ein Mädchenherz durchschaut — sie sind unberechenbar, Don Silvestre, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, als ich um meine eigene Frau anhielt, geschah es in der festen Ueberzeugung, daß sie mir einen Korb geben würde — ich erwartete es gar nicht anders, denn wir waren Beide noch jung und meine Verhältnisse in jener Zeit nicht etwa der Art, um einer Frau eine glänzende Zukunft bieten zu können."

„Also wir haben uns Beide da geirrt?" sagte Silvestre leise.

„Es scheint in der That so," nickte Señor Roneiro — „Inez war Ihnen wohl immer gut und — ist es auch wohl noch, aber — die eigentliche rechte Liebe —"

„Kann nur durch eine brillante Uniform und einen gut klingenden Titel geweckt werden — nicht wahr, Señor, das war es doch, was Sie sagen wollten?“

„Ich? — nein — gewiß nicht!“ rief Señor Roneiro und wurde blutroth. „Sie thun mir auch dabei Unrecht, denn da Sie doch einmal zu wissen scheinen, um was und um wen es sich handelt, wodurch eine weitere Auseinandersetzung unnöthig wird, so kann ich Ihnen denn gestehen, daß ich mit der Wahl meiner Tochter nicht einverstanden bin, daß aber meine Frau darin das Glück ihres Kindes sieht und — gegen die Damen natürlich in diesem Fall nicht anzustreiten ist.“

„Und hat Graf Deverreux um Inez' Hand geworben?“ fragte Don Silvestre mit fast tonloser Stimme.

„Ja,“ erwiederte Señor Roneiro — „gestern Abend, und Inez — hat ihm ihr Jawort gegeben — Sie begreifen demnach, mein lieber Silvestre —“

„Alles — werther Herr,“ rief Silvestre, indem er sich emporraffte, „Alles, vollkommen, vor allen Dingen aber, daß es Ihnen natürlich nicht wünschenswerth sein kann, wenn ich meine Besuche in Ihrem Hause fortsetze. Nicht wahr,

das war es doch, was Sie mir vorhin sagen wollten?"

„Lieber Silvestre — es thut mir persönlich wirklich so leid —"

„Bitte, Señor, keine weiteren Entschuldigungen," sagte der junge, zum Aeußersten gereizte Mann kalt und fast höhnisch — „ich begreife die Schwierigkeiten, in denen Sie sich befinden, vollkommen. Zur conservativen Partei gehören Sie doch Ihrer ganzen Stellung nach, mit der Tochter als Hofdame aber auch zur kaiserlichen. Die Damen nehmen dabei die Seite des Klerus, die Verbindung mit einem französischen Grafen stellt sie beiden entgegen und wird außerdem auch böses Blut bei Hof machen — und dann auch noch zu alledem eine geheime Connexion mit Porfeirio Diaz auf der einen und vielleicht Juarez auf der andern Seite — Caramba, Señor, man muß Ihnen wenigstens zugestehen, daß Sie mannigfaltig sind, und bei allen fünf Parteien ein Eisen zugleich im Feuer halten."

„Don Silvestre," rief Roneiro, über das rücksichtslose Benehmen des sonst so bescheidenen jungen Mannes empört, aber auch zugleich über die Anspielung auf seinen neulichen Besuch

bestürzt, „wenn mein Compadre ohne mein Wissen und meinen Willen mein Haus betritt —"

„Bitte, gegen mich keine Entschuldigungen," sagte Silvestre höflich abwehrend, „Buenos dias, Señor. Ich ersuche Sie nur noch, mich den Damen, wenn sie von ihrer frommen Mission zurückkehren sollten, auf das angelegentlichste zu empfehlen" — und ehe Señor Roneiro noch Etwas erwiedern konnte, verbeugte er sich leicht, verließ das Zimmer und bestieg unten im Hof wieder sein Thier, mit dem er langsam, und ohne besondere Aufregung zu verrathen, die Straße hinaufritt.

* * *

In seinem Palast an der Plaza de Armas stand der Kaiser mit der Kaiserin und einigen Vertrauten, und hatte eben den zweiten Trupp der eingetroffenen österreichischen Freiwilligen, ein prächtiges Corps, das mit klingendem Spiel und ihm zujubelnd, vorüberdefilirt war, passiren sehen.

Ein Theil der Volksmenge, die jetzt die ganze Plaza erfüllte, drängte den neuen, fremdartig aussehenden Soldaten nach, war es eben doch

etwas Neues, das ihnen geboten wurde, und welches Volk der Erde hätte sich nicht auf kurze Zeit an einem solchen Schauspiel ergötzt, noch dazu, da gerade in dieser Zeit die günstigste Stimmung in der Hauptstadt für den Kaiser selber herrschte.

Ganze Schwärme der Leperos, obgleich sie keine Ahnung hatten, wo in der weiten Welt Oesterreich überhaupt lag, jubelten auch den Oesterreichern zu, sah man doch in ihnen einen weiteren Schutz gegen die liberalen Horden, die sich gerade in der Zeit fast nur zu einzelnen Raubbanden aufgelöst hatten und — da sie im Großen Nichts verrichten konnten, es nun im „Kleinen" versuchten.

Das Volk selber fing aber an sich nach Ruhe zu sehnen. Es war ihm versprochen worden, daß sich die Bevölkerung nun bald wieder dem Ackerbau und seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hingeben solle, und jedes Regiment Fremder, das einrückte, ergriff ja doch nur die Waffen für sie und ihren Schutz. — Und konnten diese Fremden auch ein Interesse für sie haben? Das blieb sich gleich. Die hatten einmal für den Augenblick die Macht in Händen und den Erfolg für sich; alles Andere war Nebensache.

Dem Kaiser aber — als er dort oben am Fenster lehnte und auf die befreundeten, heimathlichen Truppen hinabsah — bewegten andere Gefühle das Herz, und als er sich umwandte, hingen ein paar Thränen an seinen Wimpern. Glück und Stolz aus seinem guten und offenen Antlitz strahlend, ergriff er des neben ihm stehenden Velasquez Hand und sagte herzlich:

„Von jetzt an beginnt eine neue glückliche Zeit für uns, mein lieber Leon. Sehen Sie diese braven, wackeren Herzen, die in ein fernes Land gekommen sind, ihrem Kaiser die treuen Dienste zu weihen? Keine Landsknechte sind es, die ein freies Volk um schnöden Sold unterjochen und in Fesseln schlagen wollen; nicht zur Unterdrückung der Nation sind sie hergeeilt, sondern um mit ihren Kräften vereint das große begonnene Werk durchzuführen, diesem schönen Lande den Frieden und die Ruhe wieder zu geben. Hinter denen" — setzte er mit blitzendem Auge hinzu — „steht auch kein ehrsüchtiger, eroberungslustiger Geist, wie er die Franzosen über das Meer gesandt hat. Nicht für den Ruhm ihres Landes werden meine wackeren Oesterreicher kämpfen, sondern für das Wohl Mexicos, unbekümmert darum, ob die Geschichte

einmal später ihren Namen nennt, und jetzt hoffe ich auch, daß wir bald, recht bald auf dem Punkt angelangt sind, wo wir es dem Kaiser Napoleon freistellen können, seine eigenen Truppen, so rasch es ihm beliebt, aus Mexico heraus zu ziehen und uns die Reorganisation des Landes selber zu überlassen."

„Gott gebe es, Majestät," sagte der alte Velasquez, „und dann glaube ich selber, daß wir mit den uns hier noch entgegenstehenden Schwierigkeiten leichter fertig werden. Für den Augenblick, und wenn Marschall Bazaine Porfeirio Diaz unterwirft, woran ich keinen Augenblick zweifle, haben wir es hier nur noch mit der Geistlichkeit zu thun. Daß diese aber auch alle ihr nun zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung setzen wird, darauf dürfen wir uns fest verlassen."

„Ist etwas Neues vorgefallen?" lächelte der Kaiser, indem er einen Blick auf das besorgte Antlitz seines treuen Rathgebers warf.

Dieser deutete auf die Kaiserin. — „Ihre Majestät," sagte er, „haben eben in diesem Augenblick eine von mehreren Tausend Unterschriften bedeckte Bittschrift erhalten, worauf fast nur edle Namen Mexicos, aber allerdings nur die

der Damen, enthalten sind, und worin Eure Majestät beschworen werden, den Brief an den Justizminister Escudero zurück zu nehmen, wie auch Frieden mit dem heiligen Vater zu machen."

„Und wie lautet die Petition?"

Die Kaiserin reichte ihrem Gemahl das Schreiben, das sie eben geöffnet und mit den Blicken überflogen hatte.

„Die Damen von Mexico," sagte sie dabei lächelnd, „scheinen die Befürchtung zu hegen, daß sie direct dem bösen Feind überliefert werden sollen; denn einen ähnlichen Ausdruck finde ich sogar darin angeführt. Sie glauben, daß man ihnen ihre Religion nehmen wolle, und bitten um Gnade."

Der Kaiser las das Document aufmerksam durch, dann überflog er auch einen Theil der ersten Unterschriften, faltete es wieder zusammen und sagte:

„Das hat jedenfalls ein Pfaffe geschrieben und auch wahrscheinlich die ganze Demonstration veranlaßt, denn weiter soll es doch Nichts sein."

„Und befehlen Majestät, daß den Schreiberinnen oder Unterzeichnerinnen des Schriftstückes irgend welche Antwort zu ertheilen sei?"

„Nein," sagte der Kaiser nach kurzem Ueber-

legen, „sie mögen sich ihre Antwort in den in Bälde erscheinenden Gesetzen herauslesen. Caramba, wir haben mit den Männern von Mexico genug zu schaffen und können uns nicht auch noch mit den Damen behelligen.“

„Aber wenn vielleicht Ihre Majestät die Kaiserin —“

„Die Damen,“ sagte die Kaiserin abwehrend, „können von mir nichts Anderes erwarten, als daß ich das Schriftstück in die richtigen Hände bringe. Das ist jetzt geschehen, und weiter in der Sache zu verfahren, sehe ich mich nicht befugt.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Velasquez, „ob es gut gethan sein wird, so ganz schroff mit der klerikalen Partei zu brechen. Wenn ich auch nicht glaube, daß uns von ihr gerade eine Gefahr drohe, so hat sie es doch in Händen, uns in vielen Stücken Uebequemlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten.“

„Und wen hat sie hier, auf den sie sich verlassen könnte?“ sagte Maximilian, „es fehlt ihr ein innerer Halt. Der Einzige aber, der den vielleicht geboten haben würde — der Einzige, den wir hätten zu fürchten brauchen — ist in Europa und dort vollkommen unschädlich, denn

er kann ohne unsere Erlaubniß nicht zurückkehren, und mag, so lange wenigstens, als diese Wirren mit der Kirche dauern, auch ruhig dort bleiben."

„Aber es giebt noch einen andern Mann im Lande, Majestät," sagte Ramirez, der Minister des Auswärtigen, der indessen die eingegangene Bittschrift wieder auseinander gefaltet und hineingesehen hatte, „der ein vollkommener Gesinnungsgenosse Miramon's und den Klerikalen eben so ergeben — ja ich vermuthe sogar, daß er von ihnen abhängig ist."

„Und der wäre?" frug der Kaiser.

„General Marquez."

„Sie mögen Recht haben, Ramirez, aber General Marquez schlägt sich im Norden wacker gegen Juarez' Schaaren, und scheint nicht die geringste Lust zu zeigen, sich weiter in Politik zu mischen."

„Ich habe sichere Kunde erhalten, Majestät," sagte Ramirez, „daß General Marquez nicht allein eine sehr lebhafte Verbindung mit der hiesigen Geistlichkeit unterhält, sondern daß er sogar dort mit einem der berüchtigtsten Bandenführer des Expräsidenten Zusammenkünfte gehabt hat, die, das Wenigste sagen, ein Einverständniß

möglich erscheinen lassen. Sein Gewissen wird ihm dabei — welche Pläne er auch verfolgen möge, und wie ich Eurer Majestät wohl kaum zu sagen brauche — schwerlich im Wege stehen. Ich halte Marquez zu Allem fähig."

„Aber er hat vor hundert Anderen," sagte der Kaiser rasch, „in all' den Revolutionen nicht ein einziges Mal die Fahne gewechselt — das spricht doch gewiß für ihn."

„Aber, Majestät," entgegnete Ramirez, „er war stets auf Seite der Klerikalen, und er braucht auch jetzt seine Fahne nicht zu wechseln, um ganz entschieden gegen Sie Partei zu nehmen."

„Hm," nickte der Kaiser nachdenkend, „da haben Sie allerdings Recht. Wo steht er jetzt?"

„Von Colina erhielt ich die letzten Nachrichten — er war leicht verwundet worden."

„In der That?" sagte der Kaiser nachdenkend, „dann thut ihm vielleicht eine Luftveränderung gut. Nur Eins ist dabei, was ich nicht begreife. Ich weiß, daß gerade Marquez Niemanden entschiedener haßt, als gerade Juarez, und es scheint mir undenkbar, daß er dem wieder in die Hände arbeiten sollte."

„Das wird er aber auch nicht thun, Majestät," sagte Velasquez de Leon, „aber wer kann sagen,

zu welchem Zweck ihn der hohe Klerus bestimmt hat. Er ist entsetzlich abergläubisch und deshalb auch vollkommen in dessen Händen."

„Marquez abergläubisch?" rief die Kaiserin, „aber wie ist das möglich? Jemand, der an höhere Mächte glaubt, kann doch nicht im Stande sein, so furchtbare Grausamkeiten zu begehen, wie man gerade ihm nachsagt."

„Solchen Charakteren," erwiederte Velasquez de Leon achselzuckend, „bietet leider unsere Kirche einen gefährlichen Trost in der Absolution, und ich fürchte, gerade General Marquez hat umfassenden Gebrauch davon gemacht."

Maximilian hatte die Augen für kurze Zeit am Boden gehalten.

„Ich glaube," sagte er nach einer kleinen Weile — „es wird besser sein, Marquez, wenn er wirklich verwundet sein sollte, in ein europäisches Bad zu schicken, damit er sich rascher erholen möge, und unserem Reich ein jedenfalls tapferer und einflußreicher General erhalten bleibe."

„Und wenn er sich weigert?" meinte Ramirez.

„In der Art, wie ich ihn zu senden gedenke," erwiederte der Kaiser, „wäre es nicht viel weniger als offene Empörung, und ich müßte mich sehr

in dem Mann täuschen, wenn ich ihn dessen für fähig hielt."

„Das wird freilich die Klerikalen noch mehr erbittern," sagte Velasquez.

„Aber ihnen auch ihre Stütze nehmen."

„Desto eifriger werden sie nun im Geheimen arbeiten und indessen glühende Berichte nach Rom senden."

„Das thun sie doch, aber dagegen müssen wir ebenfalls wirken," nickte der Kaiser ernst, „denn ich will kein Zerwürfniß mit dem heiligen Vater, das ich — selbst wenn ich mich selber dagegen wehren könnte, doch für ein Unglück dem Land gegenüber halten würde. Ich beabsichtige deshalb, wie ich Ihnen schon früher angedeutet, eine Deputation nach Rom zu senden, an der ich Sie, mein lieber Velasquez, bitten werde Theil zu nehmen; Bischof Ramirez wird Sie begleiten, wen ich zu Ihrem Dritten nehme, darüber bin ich noch nicht mit mir einig. — Sie Beide aber kennen vor allen Anderen unsere eigenthümlichen Verhältnisse hier genau. Sie wissen, ohne daß Sie einer zeitraubenden Communication mit mir bedürfen, eben so bestimmt, wie weit Sie gehen, welche Zugeständnisse Sie machen können. Weitere Instructionen behalte ich mir dann noch

vor, aber verlassen Sie sich darauf, daß Sie — in entgegengesetzter Weise des päpstlichen Nuntius — mit genügenden Vollmachten reisen und dort auftreten sollen."

„Und glauben Sie, daß eine solche Sendung Erfolg haben kann?" sagte die Kaiserin, und ihr Auge heftete sich dabei angstvoll auf Velasquez — „oh, Gott weiß es, wie sehr mich dies Zerwürfniß mit dem heiligen Vater quält, und was ich opfern würde, um es zu beseitigen."

„Majestät," sagte Velasquez achselzuckend, „wenn Sie mich direct um meine Meinung fragen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich an keinen Erfolg unserer Sendung glaube, denn mit uns zugleich, wenn nicht noch früher, treffen in Rom die Berichte Labastida's und Meglia's ein, und daß die nicht zur Versöhnung reden, davon dürfen wir uns überzeugt halten."

„Und was dann?" sagte die Kaiserin, und ihr Antlitz war bleich geworden, ihr Auge hing fest und forschend an dem Gatten.

„Und was dann, Carlota?" sagte Maximilian freundlich, „Du weißt, daß ich ein gut katholischer Christ bin, und in meinem Glauben leben und sterben will, aber ich bin mehr als Christ — ich bin berufen, ein von Revolutionen und Partei-

haß fast aufgeriebenes Volk wieder zu einigen, und darf nicht selber mit eigener Hand die Fackel der Zwietracht wieder in seine stillen Hütten werfen."

„Aber ein Zwist mit Rom —" seufzte die Kaiserin.

„Kann für Mexico keine großen Dimensionen annehmen," erwiederte der Kaiser, „da hinter uns immer das Gespenst der Republik mit seinem vollkommen rücksichtslosen Walten steht. Pio Nono wird, wenn ihm unsere Freunde den Stand der hiesigen Verhältnisse ruhig klar machen, gewiß selber einsehen, wie weit wir gehen können, und nicht das Unmögliche von uns verlangen. Ich werde überhaupt jetzt selbstständiger hier auftreten," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, indem er mit auf den Rücken gelegten Armen in dem Gemach auf und ab ging — „ich bin es müde, von Franzosen und Geistlichen abhängig zu sein, und kann nicht für das Beste des Landes so sorgen, wie ich es möchte, wo mir überall die Hände gebunden sind. Besonders eine Militärorganisation ist nöthig, damit wir unser eigenes, und zwar ein mexicanisches Heer bekommen. Das Volk kann nur dann Vertrauen zu mir fassen, wenn es

sieht, daß ich mich nicht mehr auf fremde Bajonnette stütze."

„Und wird das so leicht ausführbar sein?" frug Ramirez.

„Ich weiß," nickte der Kaiser, „daß es viel faule Elemente in der mexicanischen Armee giebt. In allen diesen spanischen Republiken war es von jeher Sitte, jeden Führer einer kleinen Truppe zum General zu ernennen und ihm eine goldgestickte Uniform zu geben. Wir haben eine Menge solcher Herren unter uns, die wohl einen Raubzug anführen können, aber in große Verlegenheit gerathen würden, wenn sie nur die wirklichen Pflichten eines gewöhnlichen Unterofficiers erfüllen sollten. Das muß vor allen Dingen anders werden."

„Majestät," sagte da Velasquez nachdenkend, „gerathen aber dabei jedenfalls in ein Wespennest, denn das ist ein alter Schaden dieser Staaten und — glauben Sie mir — nicht mit einem Federstrich zu heilen."

„Aber es muß doch einmal ein Anfang damit gemacht werden," sagte der Kaiser, indem er vor ihm stehen blieb. „Sobald Porfeirio Diaz geschlagen ist, — und daß das geschieht, daran zweifeln Sie doch nicht — so sind wir die

Herren des ganzen Landes. So verblendet ist das Volk aber nicht, daß es nicht einsehen sollte, was in seinem eigenen Interesse liegt. Für den eigenen Nutzen hat auch der Ungebildetste einen scharfen Blick. Einzelne Unzufriedene wird es freilich immer geben, und wo gäbe es die nicht, aber die große Masse des Volkes wird, wie sie es bisher gewesen ist, auch sicher auf meiner Seite bleiben. Laufen sie doch jetzt schon von allen Ecken und Enden zu unserer Fahne über."

„Das thun sie allerdings, Majestät," sagte Velasquez, „weil Sie jetzt den Erfolg für sich haben, aber im andern Fall hüten Sie sich."

„Sie sehen zu schwarz, amigo," lächelte der Kaiser, „aber unsere Reformen werden für uns sprechen. Garantiren Sie mir nur ein halbes Jahr Frieden im Reich, und ich will ein Paradies aus Mexico schaffen. Nein, bringen Sie nur gute Kunde aus Rom und lassen Sie mich dann für das Uebrige sorgen. Sie sollen erstaunt über Ihr Vaterland sein, wenn Sie zu uns zurückkehren."

„Daß Majestät den besten Willen haben," sagte Velasquez, „daran kann kein Mensch zweifeln, der nur je mit Ihnen verkehrt hat, aber — Sie müssen auch in Etwas dabei den mexicanischen

Charakter berücksichtigen — bei ihm ist oft viel mit selbst nur einer Kleinigkeit gethan, und eine große Anzahl der sonst gefährlichsten Charaktere können durch einen Titel oder Rang gewonnen und gehalten werden — aber auch verloren, wenn Sie Jedem nur nach Verdienst lohnen wollen."

Der Kaiser war ungeduldig geworden; der alte gute Velasquez hatte noch so wunderliche Ansichten, aber er meinte es jedenfalls gut und Maximilian wäre der Letzte gewesen, ihn je absichtlich zu kränken.

„Nun gut," lächelte er, „wir wollen die Sache nicht über's Knie brechen und mit unseren Räthen reiflich überlegen. — Sorgen Sie sich deshalb nicht, Velasquez, aber bereiten Sie sich auf Ihre Reise vor, denn je eher wir den sicher abgehenden Depeschen des hiesigen, jetzt etwas erbitterten Klerus entgegenwirken, desto besser" — und der Kaiserin Arm ergreifend und sich freundlich gegen die Herren neigend, verließ er mit seiner Gemahlin das Gemach.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

In Mexico.

Zweiter Band.

2.

In Mexico.

Ein Charakterbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

(Erster Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1877.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

1.

Júarez.

Durch die Bergschluchten von Durango, nach Norden hinauf, verfolgte ein kleiner Trupp von Reitern, durch eine enge, abwärts führende Schlucht, seinen Weg. Es konnte kaum einen pittoreskeren Anblick geben, als ihn der wilde bunte Zug bot, der sich durch das üppige Grün der Berge wand, bald in dem Schatten der Bäume verschwand, bald wieder an lichten Stellen zum Vorschein kam, und dann in den Sonnenstrahlen die Läufe seiner Gewehre und die Spitzen seiner Lanzen blitzen ließ.

Der Pfad selber war erbärmlich. Seit fünfzehn und mehr Jahren hatten hier nur Maulthierzüge ihren Weg gehabt, um die vom stillen Ocean kommenden Güter in das Innere des

Staates zu führen, wie von dort aus wieder die Landesproducte zurückzunehmen, oder auch ganze Heerden von Vieh, Pferden und Maulthieren über die Berge zu treiben. Das Maulthier ist dabei — an die Gefahren der Bergpässe gewöhnt, ein sehr vorsichtiges Geschöpf, und setzt auf seinen Märschen den Fuß immer wieder am liebsten dahin, wo es sieht, daß ihm vorangegangene Thiere schon früher ihre Spuren eingedrückt haben. Wo der Boden nun hart und steinig ist, hat das nicht viel zu sagen, denn er nimmt da die Eindrücke nur wenig an; auf hartlehmigem Grund dagegen, und besonders bei feuchter Witterung, bilden diese Züge eine Straße, die einen gewöhnlichen Menschen zur Verzweiflung treiben könnte.

An solchen Pfaden hat dabei die Kunst gar Nichts und die Natur Alles gethan, aber nur um sie so viel als möglich von Jahr zu Jahr zu verschlechtern. Das sind auch außerdem die einzigen Verbindungswege, die das zerklüftete, von mächtigen Bergrücken und tiefen Thaleinschnitten und Schluchten durchzogene Land in riesiger Ausdehnung besitzt, und wer nur den geringsten Anspruch auf Bequemlichkeit macht, sollte sich nie in jene Wildniß wagen.

Aber der Reitertrupp, der hier seinen Weg verfolgte, dachte auch wohl an nichts weniger als an Bequemlichkeit, sonst hätte er diese Pfade nicht gewählt.

Es waren Soldaten, Guerillas oder vielleicht gar Straßenräuber — an ihrem Aussehen konnte man es wahrlich nicht erkennen, die hier, Einer hinter dem Andern, in einer wohl eine halbe englische Meile haltenden Reihe, nach Norden zu zogen, und eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sowohl was Gesichtsfarbe wie Anzug betraf, schien es außerdem zu sein.

Die Kleidung war im Allgemeinen die mexicanische der unteren Klassen: breitrandige ordinäre Filz- oder Strohhüte, die bunte, in allen Farben prangende, aber schmutzige Serape um die Schultern geschlagen, den Säbel unter dem linken Beine dicht am Sattel liegend, einen Carabiner, gewöhnlich in einem alten Lederfutterale, an der rechten Seite des Thieres schlenkernd und die lange Lanze dabei in der rechten Hand.

Vorn am Zug ritten aber auch wieder besser bewaffnete Männer, die alle an einem Riemen eine ziemlich gut aussehende Henry-Büchse — sogenannte fourteen shooter (mit vierzehn

Schüssen) auf den Schultern trugen, sonst aber eben so abgerissen waren als die Uebrigen.

Und zwischen diesen ein Bursche, der etwa so aussah, als ob er von einer gewöhnlichen Volksmaskerade käme, mit goldgestickter Uniform, aber durchgescheuerten Ellbogen, mit einem alten Strohhut auf, und außerdem barfuß im Sattel, die Sporen an die bloßen Füße geschnallt. Es war dies jedenfalls ein General, und doch schien er nicht das Commando zu führen, denn voran dem Zug ritt auf einem vortrefflichen braunen Hengst, aber in einfacher, wenn auch sehr abgetragener Civilkleidung, ein kleiner, corpulenter Indianer, trotz der Wärme fest in seinen Tuchrock eingeknöpft und außerdem noch einen dünnen chinesischen Shawl oder eine Leibbinde um den unteren Theil des Gesichts geschlagen, als ob er sich damit hätte gegen die kühlere Luft der Berge schützen wollen.

Unmittelbar hinter ihm, aber auf einem kräftigen, silberbezäumten Maulthier folgte ein Creole von echt weißem Blut, der Einzige in der That, der allein der rein kaukasischen Race zu entstammen schien. Es war ein ziemlich großer Mann, der aber kaum einem Mexicaner glich, denn er hatte nicht schwarzes, sondern braunes,

wenig gelocktes Haar, und als er den Hut einmal abnahm, zeigte er eine hohe, intelligente Stirn, wie auch seine ganze Erscheinung etwas ruhig Befehlendes und in sich Abgeschlossenes.

Er ging ebenfalls in Civil und ohne Waffen, einen silberbeschlagenen Revolver ausgenommen, den er im Gürtel trug, wie auch beide Reiter Pistolenholster an den Sätteln führten. Seinen Kopf deckte ein feiner, wenn auch durch Regen und Sonnenschein sehr mitgenommener Panamahut. Ueberhaupt lag in seinem ganzen Wesen etwas vornehm Aristokratisches, während der vor ihm hinreitende Indianer mehr in einer gedrückten, brütenden Stellung auf seinem Pferde hing und auch den Blick weder nach rechts noch links hinüberwandte.

Es war Juarez, der von Ort zu Ort gejagte Präsident des weiten Reiches, der einfache indianische Advocat, der aber zäh und hartnäckig wohl den andrängenden und übermächtigen Feinden auswich und von einem Staat zum andern flüchten mußte, immer aber wieder, sobald seine Gegner ihn vertrieben und vernichtet glaubten, neue Schwärme anwarb und unverdrossen zu einem frischen Kampf zurückkehrte.

Jetzt freilich stand seine Sache schlecht —

sein Präsidentschafts-Termin war überhaupt bald abgelaufen, das Heer der Franzosen überall im Norden siegreich gewesen, ja ein großer Theil seiner Officiere und Generale, mit den Truppen natürlich, von ihm abgefallen und zu den Kaiserlichen übergegangen. In Süden sah es dabei, nach den neuesten Nachrichten die er erhalten, ebenfalls so trübe wie nur irgend möglich aus, denn sein treuester Anhänger, Porfeirio Diaz, konnte sich nicht gegen die wider ihn ausgesandte und selbst mit Belagerungsgeschütz versehene Macht halten — und was dann? Je weiter er dabei aus dem Innern fort und der Grenze zu gedrängt wurde, desto weniger Mittel standen ihm zu Gebote, um wieder ein frisches Heer auf die Füße zu bringen und den Kampf um die Herrschaft zu erneuern, und wenn ihn auch die Regierung der Nordstaaten in Amerika moralisch unterstützte, was half ihm das in einer Zeit, wo jenes Reich selber um seine Existenz mit dem rebellischen Süden kämpfte?

Und selbst jetzt befand er sich wieder auf der Flucht — selbst jetzt war er gezwungen, jede Feindseligkeit einzustellen, nur um sich selber in Sicherheit zu bringen, während ihm der Erbfeind seines Reiches, der eroberungslustige Fran-

zose, durch die Besetzung der Häfen am stillen Meere auch die letzten Hilfsquellen abgeschnitten hatte, durch welche er sich früher doch noch wenigstens das nöthige Geld verschaffen konnte, um seine Truppen zu bezahlen.

Kalt und finster ritt Lerdo de Tejada, sein Staatsminister und seine rechte Hand in der ganzen politischen Führung des Reiches, hinter ihm; kalt und finster, denn auch er sah seine Hoffnungen geknickt, seinem Ehrgeiz die letzte Hoffnung abgeschnitten, und ein zorniges, halb verächtliches Lächeln zuckte sogar um seine Lippen, als Juarez' Hengst mit seinem Reiter stolperte und ihn beinahe abgeworfen hätte.

Ohne aber anzuhalten, verfolgte der Zug der Bewaffneten seine Bahn immer tiefer in das Thal hinab, an dem schon die Vegetation eine Aenderung zeigte. Bis dahin hatten sie sich noch vollkommen in der gemäßigten Zone bewegt, ja an dem nämlichen Morgen eine Kieferwaldung passirt, welche die Höhen deckte. Die Kiefern und einige dazwischen wachsende Fichten ließen sie allerdings zurück und betraten nun das Agaventerrain, in welchem auch die Cactus hier und da in ihren wunderlichen Formen auftraten.

An dem Rand des Baches wuchsen außerdem weidenartige Bäume und anderes niederes Gebüsch mit einer prachtvoll blühenden Distel, und die eigentliche mexicanische Mageh — jene Agavenart, welche das nationale Getränk, den Pulque liefert — kam hier schon in Masse wild wachsend vor, während sich auch die andere Gattung, aus welcher der Mescal (eine Art von Branntwein) gewonnen wird, zu zeigen begann — ein sicherer Beweis, daß man einem wärmeren Klima näher rücke.

Und diese wunderliche Gattung von Euphorbien, die hier stand — mächtige Cactusbäume mit Stämmen, die nicht selten einen Fuß und mehr im Durchmesser hielten und in richtiger Candelaberform bis zu 20 und 30 Fuß hoch wuchsen, wodurch sie der ganzen Landschaft wie den Berghängen einen höchst eigenthümlichen Charakter gaben. Aber die Sonne gewann auch hier schon Kraft, und einzelne der Soldaten nahmen ihre Serapen von den Schultern und legten sie vor sich auf den Sattel, während die Maulthiere unverdrossen und sich um Nichts kümmernd, nur in der Verfolgung ihres Weges vorsichtig über die einzelnen Erhöhungen weg, aus einem Schlammloch in das andere traten.

Da plötzlich schaute Juarez auf und griff unwillkürlich seinem Thier in die Zügel, denn die, seinen unmittelbaren Vortrab bildenden Reiter hielten, während zu gleicher Zeit einzelne Schüsse aus dem Thal herauftönten. War das der Feind? — in keinem ungünstigeren Terrain hätte er den kleinen Zug überraschen können, denn ein Ausweichen schien hier unmöglich, und ebenso fast eine Vertheidigung oder Flucht, die Reiter hätten denn ihre Thiere im Stich lassen und an den steilen Hängen hinaufklettern müssen.

Juarez hielt auch nur für einen Moment und spornte dann sein Pferd wieder an, um wenigstens aus dieser schwierigen Passage hinaus zu kommen. Aber selbst die Maulthiere spitzten, bei dem Knallen der wenn auch noch fernen Gewehre, die Ohren, denn nur zu gut wußten sie, was das bedeutete, und eilten jetzt, wie aus eigenem Antrieb, nach vorn zu.

Der Weg senkte sich hier zu einer vollkommenen Schlucht hinab, die so schmal wurde, daß sich die Reiter kaum dazwischen durchzwängen konnten. Nur die Packthiere, die dem Zug folgten, kamen besser vorwärts, denn ihre Ladung war ihnen schon von den Arrieros hoch genug

aufgelegt, um nicht an den Seitenwänden des grubenartig ausgetretenen Pfades hängen zu bleiben oder zu scheuern. An manchen Stellen mußten sie aber fast wie auf Treppen mit zwei und drei Fuß hohen Stufen hinabspringen, so schroff fiel die Wand nach dem unten liegenden Kessel ab. In der Regenzeit wäre es hier auch ganz unmöglich gewesen, hinab zu kommen, denn deutlich sah man überall an den Wänden die Spuren, wie dann der Pfad von einer zu Thal stürzenden Wasserfluth gefüllt wurde.

Jetzt war er trocken, wenigstens lief kein fließendes Wasser darin, und nur wilde Ranken senkten ihre Blüthenzweige hinein, und bunte Schmetterlinge flatterten darüber hin, oder schaukelten sich mit blitzenden Flügeln in den Sonnenstrahlen.

Da plötzlich, als die ersten Reiter den unteren Theil der Schlucht erreichten, öffnete sich das ganze Thal vor ihren Augen, und einen reizenderen Anblick hätte man sich kaum denken können. Weit vorn hinaus lagen die blauen Gebirgszüge dieses hohen Landes, links mit den Ausläufern der Cordilleren oder der Sierra madre, wie sie in diesem Theil der Welt genannt werden. Den Mittelgrund bildeten die mit dunklem

Grün der Waldung und der eigenthümlichen Formation der Cactus und Euphorbien bedeckten Höhen, über die sich ein leichter, weißlicher Duft gelegt hatte und manchen Einschnitten eine fast milchige Färbung gab, während darunter hin wieder nach links ein tiefer dunkler Abgrund gähnte, als ob die Berge dort von einer Riesenhand auseinander gerissen wären — und dazu unten das Thal — wie eine Perle von grünen Edelsteinen lag es dort — klein und eng eingeschlossen, ja, aber mit allem Zauber tropischer Landschaft übergossen, mit einem schmalen Streifen Zuckerrohr, das hellgrün herüberblitzte, mit schattigen Fruchtbäumen und breitblättrigen Bananen, und dem murmelnden Bergbach, der sein Wasser durch die mit saftigen Blattpflanzen bedeckten Ufer trieb — ein Bild von Glück und Frieden, wenn nicht die wilde Leidenschaft der Menschen das Gras dort unten zerstampft und mit Blut getränkt und den Hain in ein unseliges Schlachtfeld verwandelt hätte.

Juarez' Augen hafteten auch wahrlich nicht auf dem Bild des Friedens, das die Natur hier in aller Pracht und Schönheit ausgebreitet, sondern hingen im ersten Moment mit unverkennbarer Bestürzung an der Scene, die sich da un-

ten entwickelte. Von dort herauf knatterten noch die Schüsse, und lichte, fremdartige Gestalten, die sich in der Entfernung nicht unterscheiden ließen, stürmten über den Plan und die seitwärts gelegene Anhöhe hinan. Der helle Pulverdampf stieg da und dort in kleinen milchweißen Kräuselwolken empor, und in dem breiten, deutlich sichtbaren Weg, der durch das Thal hinlief, lagen dunkle Punkte still und regungslos.

Hatte man dem Präsidenten einen Hinterhalt gelegt? — aber wie war das möglich? — wer konnte wissen, daß er diesen Pfad gerade wählen würde? wer das Ziel bestimmen, dem er entgegenstrebte, da er noch nicht einmal mit sich selber darüber klar geworden? Also mußte seine Avantgarde hier zufällig auf den Feind getroffen sein — aber wie stark war der, und durften sie wagen ihm die Stirn zu bieten?

Lerdo de Tejada hielt an seiner Seite und schaute besorgt in das Thal hinab. Er mochte nicht fragen, denn er wollte keine Furcht verrathen, aber er verhehlte sich auch nicht, daß sie hier eine schwierige Stellung finden würden, wenn sie es mit einem starken Feind zu thun bekamen, der sie zugleich in der Flanke und von oben herab fassen konnte. An Juarez' Seite

arbeitete sich aber jetzt der General Pastera, ein früherer Maulthiertreiber und dann Bandenführer, und warf einen hastigen Blick über das sich da unten abwickelnde Schauspiel — doch kaum zwei Minuten brauchte er dazu, dann rief er schon lachend aus:

„Caracho, wie sie laufen. Die Unseren müssen ein Streifcorps des Feindes erwischt und überrumpelt haben, denn dort fliehen die einzelnen Soldaten ja schon an den Hängen hinauf."

„Aber die Franzosen tragen keine weißen Uniformen," rief Juarez, „und eben so wenig die neu eingetroffenen Oesterreicher!"

„Es sind Turcos," nickte der Sambo-General, „jedenfalls Turcos von den westlichen Truppen versprengt."

„Das wäre möglich," nickte der Präsident — „aber wenn sie uns hier umgehen?"

„Da müßten sie tüchtige Führer haben," lachte Pastera, „wenn sie von jenem Hang auf diesen durch die Schlucht kommen wollten, die da links von uns einschneidet, und dann brauchen sie wenigstens einen halben Tag dazu. Hier von vorn und gegen die Höhe auf können sie uns aber Nichts anhaben, und drängten sie hier mit wirklicher Uebermacht heran, so brauchen wir

uns nur dort rechts hinauf zu ziehen, wo wir in einen Paß kommen, den zehn Mann gegen ein ganzes Heer vertheidigen können. Bürger-Präsident, hier haben wir für alle Fälle einen ganz sichern Punkt erreicht, aber den nicht einmal nöthig, denn das Beste wird sein, daß wir gleich scharf in das Thal hinabrücken. — Ich kenne hier jeden Fußbreit Boden. Nur auf der andern Seite müssen wir noch eine häßliche Stelle passiren, wo ein Angriff gefährlich werden könnte — aber auch nur von Leuten, die das Terrain genau kennen."

„Vamonos!" sagte da Juarez nach kurzer Pause — „vorwärts, Señores; ich denke, wir dürfen uns auf Pastera verlassen. Zu dem Gefecht da unten kommen wir freilich zu spät, denn die Unseren haben es schon beendet, aber wir wollen wenigstens sehen was vorgegangen ist, und können uns dort auch leicht den Rücken decken." Und ohne eine weitere Einrede abzuwarten, gab er seinem Thier wieder die Sporen und verfolgte den Weg, der jetzt am Hang schräg hinab, und nicht mehr so steil als vorher, durch die sogenannte Escalera zu Thal führte.

Sie brauchten übrigens noch reichlich eine halbe Stunde Zeit, bis sie die eigentliche Thal-

sohle erreichten, denn gerade hier war der Weg durch die, von den Hängen quer darüber hinströmenden Wasser so mit tiefen Rinnen und oftmals wirklichen kleinen Schluchten eingerissen worden, daß sie sogar ein paar Mal absteigen und ihre Thiere hindurchführen mußten. Erst einmal unten, hatten sie dann noch etwa dreihundert Schritt zu dem eigentlichen kleinen Rancho, der in diesen Kessel, wie abgeschieden von der Welt, hineingebaut war, und dicht daran trafen sie auf die ersten Zeichen der dort eben abgespielten Schauderscene.

Der Officier, der den Vortrab befehligt hatte, kam ihnen dort auch schon entgegen, um dem Präsidenten das Vorgefallene zu melden, und Juarez erfuhr jetzt, daß sie, wie es Pastera vermuthet, hier in dem Rancho einen kleinen Trupp Franzosen und Turcos*) überrascht hätten, der

*) Turcos, jene unglücklichen Egyptier, die Napoleon III. in einem schmachvollen und nichtswürdigen Menschenhandel dem Vicekönig von Egypten abgekauft, und sie hier als „allerchristlichster" Kaiser, der berufen ist die Welt zu civilisiren und jeder Civilisation dabei in's Gesicht schlagend, zu Kanonenfutter verwendete, um seinen eigenen ehrgeizigen Zwecken damit zu dienen. Die Geschichte wird einst über das elende Spiel richten, das dieser Monarch mit einem Fürstensohn getrieben, aber der faulste Fleck, der dabei auf ihm haftet, ist und bleibt für ihn sowohl wie für den

ihnen allerdings tapfern Widerstand leistete, der Uebermacht aber doch erliegen mußte. Sechzehn Turcos und sieben Franzosen waren dabei in Gefangenschaft gerathen, eine andere Zahl deckte, schwer verwundet oder todt, den Boden.

Juarez ritt schweigend vorwärts, und wenige Minuten später erreichte er den Kampfplatz, wo sich der kleine Trupp der Feinde, von den Mexicanern überrascht, in einer Umzäunung gestellt und vertheidigt hatte.

Dort lagen die Leichen noch, wie sie gefallen waren, Mexicaner und Fremde bunt durcheinander, denn die Guerillas hatten den Platz gestürmt; aber unwillig wandte der Präsident das Antlitz ab, als er an einem ziemlich starken Orangenbaum, und unfern der Hütte selber, ja kaum fünfzehn Schritte davon entfernt, zwei Gehängte — und zwar Mexicaner — bemerkte, die dort dem furchtbar raschen Gericht des Bandenführers zum Opfer gefallen waren.

„Obrist Yuba," sagte Juarez finster, „hatte diese Rechtspflege nicht Zeit, bis ich selber das Thal erreichen konnte? Sie scheinen in großer Eile gewesen zu sein."

Vicekönig von Egypten der erbärmliche Schacher mit jenen unglücklichen Menschen aus Afrika.

„Bürger-Präsident," brummte der Guerilla, „es waren Verräther, Deserteure aus unserem eigenen Corps, und wenn wir der Mannschaft nicht in jetziger Zeit ohne Weiteres vor Augen halten, was sie bei dem geringsten Treubruch zu gewärtigen haben, so können wir uns fest darauf verlassen, daß uns schon im nächsten Nachtquartier die Hälfte fahnenflüchtig wird. Nur mit den übrigen Gefangenen habe ich mir Zeit genommen und bitte Sie, selber zu bestimmen, was mit ihnen werden soll, muß Ihnen aber bemerken, daß unser kleiner Zug nicht im Stande ist Gefangene zu bewachen oder mitzuführen, und ließen wir sie wieder frei, so könnten wir uns fest darauf verlassen, daß sie uns bis spätestens morgen den Feind in hellen Schwärmen auf die Hacken brächten."

Neben Juarez auf dem Boden lag ein Turco in seiner lichten und kleidsamen Tracht, aber das braunschwarze Gesicht sah fahl aus und war von Blut überströmt, der Fez durch einen Säbelhieb mitten von einander gehauen, die Brust selber von verschiedenen Kugeln durchbohrt.

Lerdo de Tejada war herangeritten und abgestiegen, um den Gurt seines Maulthiers fester

anzuziehen. Wie er dabei zurücktrat, berührte sein Fuß die Leiche, und in Ekel wandte er sich ab.

„Und brauchen wir solches Gesindel zu schonen?“ sagte er finster. „Neger, von einem fremden Land an unsere Küste geworfen, um hier zu rauben und zu plündern und die Kinder des Bodens zu tödten? Was wissen sie von unseren Streitigkeiten? was begreifen sie davon? sie verstehen nicht einmal unsere Sprache, so wenig, wie wir die ihrige. Wer hieß sie kommen? je weniger Umstände wir mit ihnen machen, desto besser, und einen Werth haben sie auch nicht, denn ich glaube kaum, daß sie Napoleon selbst nach dem Dutzend eingekauft hat. Sie sind ihm wie eine Heerde Schlachtvieh an Bord getrieben worden.“

„Arme Teufel!“ sagte Juarez. „Freilich gebrauchen sie hier ihre Waffen gegen uns, aber nicht etwa, trotzdem daß sie unsere Sprache nicht verstehen, sondern weil sie sich nicht mit uns verständigen können. Glauben Sie, Lerdo, daß im andern Fall einer dieser Unglücklichen ein Gewehr auf uns abdrücken würde? — Wahrlich nicht.“

„Aber wir können doch keinen Gefangenen mit uns fortführen?“

„So laßt sie laufen —"

„Und wenn uns der Feind dann folgt?"

„Und wird ihn die zersprengte Truppe etwa **nicht** alarmiren? Was thut es auch. Sie können keine Ahnung haben, Lerdo, daß **wir Beide** hier zum Zug gehören, oder ich glaube wohl, daß sie alle weiteren Eroberungspläne willig genug aufgäben, um nur **uns** den Weg zu verlegen — aber selbst dazu kämen sie zu spät, denn Pastera hat versprochen, uns durch die Gebirge zu führen, und ich weiß und bin überzeugt, daß er Wort hält. Vorwärts, meine Herren, die wenigen Gefangenen, die ich dort sehe, mögen ihren verwundeten Kameraden beistehen, die unsrigen nehmen wir, so weit sich dies thun läßt, mit, die Uebrigen müssen in dem Rancho bleiben, und wenn wir den Feind geschont haben, dürfen wir uns auch darauf verlassen, daß er sich freundlich gegen unsere Verwundeten benehmen wird. — Was meinen Sie, Pastera, sollen wir hier etwas rasten? — Der Platz sieht nicht besonders einladend dazu aus."

„Nein, Excellenz," sagte der General — „mit dem zersprengten Feind in der Nachbarschaft dürfen wir es nicht wagen, aber kaum tausend Schritt von hier entfernt weiß ich einen präch-

tigen Platz — gerade dort oben, wo die einzelnen dunkeln Bäume stehen — es sind Orangen, die früher eine Hütte beschatteten. Von dort aus haben wir nicht allein einen vollkommenen Ueberblick über das ganze Thal und die nächsten es umschließenden Berghänge, sondern den Rücken auch gedeckt, und der Weg zweigt dort durch zwei verschiedene Schluchten nach Norden auf. Sobald wir ein paar Reiter zum Recognosciren vorgeschickt, können wir uns nachher noch immer, zu welcher Bahn wir wollen, entschließen."

„Und wollen wir den Vortrab nicht wieder vorausschicken?" sagte Juarez, denn selber kein Soldat, mochte er sich nicht der Gefahr aussetzen, an der Spitze eines Zuges ein unbekanntes und noch nicht gesichertes Terrain zu betreten.

„Der muß sich hier erst sammeln und auch jetzt ein wenig Ruhe haben," erwiederte aber Pastera — „die Hälfte verfolgt außerdem noch den Feind in die Berge hinein. Sie mögen hier bleiben und ihre Verwundeten nachbringen, und unsere Escorte kann indessen den Vortrab bilden."

Die dahin nöthigen Befehle waren rasch gegeben, einzelne Reiter dabei an den Rancho gesandt, in dem sich die Bewohner versteckt hatten, um, was irgend möglich, an Lebensmitteln auf-

zutreiben, und Juarez ritt mit Lerdo indessen langsam über das kleine Schlachtfeld und schaute sinnend auf die armen Turcos nieder, die dort in ihrem Blute lagen!

„Kennen Sie das Land, Lerdo, woher diese armen Teufel gebracht sind?" sagte er nach einer Weile zu dem jetzt neben ihm reitenden Minister.

„Nach Beschreibungen — ja," erwiederte der Creole gleichgiltig — „es sind mehr Sclaven als Menschen, die von ihrem halbcivilisirten Fürsten eben verwandt werden, wozu er gerade Lust hat sie zu gebrauchen. Das Beste wäre, sie gründlich auszurotten, damit wir den europäischen Machthabern zeigen, was ihre Werkzeuge von uns zu erwarten haben."

Juarez schüttelte mit dem Kopf. — „Was können die armen Menschen dafür, sie werden hier mitten in das Land hineingeworfen und kämpfen nicht etwa für den Ruhm oder Ehrgeiz jener Herrscher, sondern nur für ihr eigenes Leben. Es würden sogar gute Ansiedler werden, wenn man sie überzeugen oder mit ihnen nur reden könnte."

Lerdo de Tejada, von reiner weißer Abkunft, dachte anders über die Mischlingsracen Mexicos, und hegte nicht den geringsten Wunsch, diese

noch durch solchen neuen Zuwachs vermehrt zu sehen; aber er hütete sich wohl, das gegen den Präsidenten zu äußern. Der Ritt durch die umhergestreuten Leichen war ihm auch nicht angenehm — von allen Seiten strichen schon die Zapolotas, jene schwarze, ekelhafte Art von Aasgeiern herüber, die hier ein leckeres Mahl witterten, und außerdem lag die Luft so schwül und drückend auf dem engen, ringsum von Höhenzügen eingeschlossenen Thal.

Indessen hatte Pastera seine Mannschaft, von der er nur einen kleinen Theil zum Fouragiren aussendete, da es hier überall Futter für die Thiere gab, gesammelt und vorausgeschickt, und wie sie auf dem hier ebenen und ziemlich trockenen Weg dahinsprengten, konnten ihnen Juarez und Lerdo auch etwas rascher und unbehindert folgen.

Nach einer halben Stunde etwa erreichten sie den von Pastera bezeichneten Grund und waren hier eben aus den Sätteln gestiegen, als unten im Thal wieder, wie ein kurzes Pelotonfeuer, eine Anzahl von Gewehren knallten. Die da oben Befindlichen wendeten sich rasch, um zu sehen, ob etwa ein neuer Angriff erfolgt sei, in welchem Fall ihnen dann nichts Anderes übrig

geblieben wäre, als den engen Paß, der zu ihrem jetzigen Aufenthalt führte, zu vertheidigen. Im Thal unten ließ sich aber nichts Außergewöhnliches erkennen — nur aus dem Bananendickicht, das sein grünes Blätterzelt nicht weit von dem Hause aufgespannt, stieg eine dichte Wolke weißen Pulverdampfes heraus und blieb eine Weile, von dem Luftzug niedergedrückt, zwischen den breiten Blättern der Pflanzen liegen. — Eben jetzt gerade bestieg Pastera, der noch kurze Zeit unten im Grunde zurückgeblieben, die Höhe und sprang aus dem Sattel.

„Was war das da unten, General?" frug Juarez, sich rasch gegen ihn wendend — „wer hat da geschossen und auf wessen Befehl?"

„Quien sabe," sagte der Guerilla-Führer achselzuckend — „sind ihnen vielleicht die Gewehre feucht geworden und sie haben sie abgeschossen. Die Burschen verladen sich manchmal im Gefecht, und trauen dann ihren eigenen Waffen nicht. Es wird wohl Alles in Ordnung sein, denn einen Feind kann ich nirgends mehr erkennen."

Juarez sah ihn scharf an und es war, als ob er noch eine andere Frage an ihn richten wolle, Pastera aber behandelte die Sache sehr

gleichgiltig und beschäftigte sich nur damit, den Sattelgurt seines warm gewordenen Thieres zu lockern, und dann den Doppelsack, den er auf dem Sattel liegen hatte, und der einige Provisionen, wie seine sämmtliche Garderobe (ein neues Hemd) enthielt, abzuheben und neben das schon entzündete Feuer zu werfen. Der Präsident nahm seine Unterlippe zwischen die Zähne und sah sinnend vor sich nieder — noch einen Blick sandte er hinab in das Thal und nach dem Pulverrauch, der sich langsam gegen das Haus zog, aber der Bananenhain mit seinem dichten Laub bedeckte Alles, und sich abwendend, schritt er zu einem etwas erhöhten Punkt, wo er seine Serape auf die Erde breitete und sich selber, mit dem Rücken gegen einen starken Orangenbaum gelehnt, darauf warf.

Lerdo de Tejada schritt langsam zu der Stelle, an welcher der Präsident lag, und stand eine Weile neben ihm, anscheinend im Anblick des Thals versunken, in Wirklichkeit sah er aber Nichts, was an seinem äußeren Auge vorüberglitt, und nur seine Gedanken flogen hinaus in das weite Land, nach der Hauptstadt zurück, in der er sonst in des Indianers Namen regiert, und wo jetzt ein fremder Herrscher seinen Thron

aufgestellt — in die Provinzen hinein, wo fremde Söldlinge Tod und Verderben in die Thäler trugen und von den Höhen ihre Feuerzeichen flammen ließen. Krieg — Krieg — Aufruhr und Unterdrückung, wohin sich auch sein innerer Blick richtete, an den Ufern des atlantischen wie stillen Oceans die Kriegsschiffe der Feinde, und ihre Schwärme, die in das innere Land vorgedrungen, der ganze Kern des Landes abgefallen von ihm und den Seinen, so daß sie nicht einmal mehr den einzelnen Bandenführern trauen konnten, und jetzt sogar auf der Flucht nach dem fernen Norden, nur um den siegreichen Truppen der verhaßten Gegner auszuweichen und zu entgehen.

Und still und brütend, die kleine gedrungene Gestalt zusammengezogen und die Augen stier und glanzlos auf den Boden geheftet, lag vor ihm der Indianer — der Präsident des Reiches, wie er sich selbst jetzt noch nannte, obgleich es keinen Fußbreit des ganzen ungeheuern Bodens gab, auf dem er hätte sagen können, „hier will ich weilen, diesen Platz behaupten." Und doch lag auch wieder ein kalter, fast lächelnder Trotz in den dunkeln Zügen, in den zusammengepreßten Lippen des kleinen ernsten Indianers. Er hatte

etwas Begonnenes durchzuführen und schien der Mann dazu — so lange es sich wenigstens mit hartnäckiger Ausdauer durchführen ließ. — Und doch wären Tausende an seiner Stelle entmuthigt worden, und doch schien ihm, gerade in der jetzigen Zeit, sein bisheriges Glück vollständig den Rücken gekehrt zu haben, und seine Freunde und Anhänger, wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen, in Schwärmen von ihm zu weichen und dem siegreichen Feind zu huldigen. — Seine kleinen Augenlider legten sich so dicht zusammen, daß die Sterne kaum noch dazwischen hervorblickten, und nur die Nasenflügel öffneten sich weit, aber keine Sylbe kam über seine Lippen. Was auch in seinem Innern vorging, es ruhte dort, denn er hatte keinen Freund.

Und neben ihm Lerdo de Tejada! Es war ein eigenthümliches Gemisch von Stolz und fast Hohn, womit er auf den Indianer zu seinen Füßen niederschaute. Ging sein Stern unter? — es war möglich — er hatte ihn gebraucht der Race gegenüber — er brauchte ihn vielleicht noch, — da die mächtigen Nachbarn, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in sonderbarer Anhänglichkeit an den Mann gerade, nur in ihm die Republik anerkannten. Aber wenn

er fiel, **wenn** er außer Landes flüchten mußte, und dadurch schon das weitere Anrecht an seine Würde verlor, sollte er selber dann die Zügel der Regierung, die er jetzt fest in Händen hielt, lassen? — **nie.** Das Kaiserreich **konnte** nicht dauern, das erkannte er recht gut, denn es war wohl möglich, ein solches Land wie Mexico von einem fremden Welttheile aus zu **erobern,** aber nie im Leben mit fremden Truppen und fremdem Geld zu **behaupten.** Sein Ende **mußte** kommen und blieb nur eine Frage der Zeit. Nur dadurch konnte er deshalb selber seiner Partei Geltung im Lande und Sicherung ihrer Interessen verschaffen, wenn er eben in seiner Stellung aushielt und dem Präsidenten in Glück und Unglück folgte.

Und hätte Maximilian nicht vielleicht dasselbe vermocht? That er nicht jetzt schon, was Juarez selber nur für das Land und die Interessen der besitzenden Klassen hätte thun **können?** Ja — vielleicht — aber es war ein **Fremder,** und wenn auch ein Fürst, welches Recht hatte er, sich hier in ihre Streitigkeiten zu mischen und als Schiedsrichter und Gewalthaber aufzutreten? Republik oder Monarchie? — Tejada lächelte verächtlich, als ihm der Gedanke durch den Sinn

zuckte. Waren das Republikaner, die sie befehligten? — Hätten diese einen Willen? — Nur eine Willkür, wo sie augenblicklich die Macht hielten, weiter Nichts, und selbst die wurde roh und ohne Ueberlegung ausgeübt, denn nur dem Namen nach durfte das eigentliche Volk regieren.

Aber wohin wollte sich Juarez jetzt wenden? Selbst er wußte Nichts von den Plänen des in sich verschlossenen Indianers und mußte dabei doch die größte Vorsicht anwenden, daß dieser nie fühle, wie er von ihm geleitet wurde, oder sein ganzer Einfluß und jahrelange Arbeit und Mühe wäre in einer kurzen Stunde vereitelt worden. — Aber wohin konnte er auch? Im Osten wie im Westen waren die Provinzen von den Franzosen und ihren mexicanischen Verbündeten erobert und besetzt worden; selbst oben im Nord-Osten am Rio-Grande drängten sie schon herein, und nur gerade nach Norden hinauf lag noch eine, durch endlose Steppen und wilde Bergmassen geschützte Bahn. Dort oben hielten auch die Nordamerikaner die Grenzen von irgend welchem Feinde frei, und der Grund und Boden des mächtigen Nachbars bot ihnen zu jeder Zeit einen sichern Zufluchtsort. Seinem Wunsche nach sollte sich auch jetzt Juarez bis unmittelbar

an die Grenze ziehen, um dort wieder vor allen Dingen Kräfte zu sammeln und seine Zeit abzuwarten — überlegte er jetzt gerade seine künftigen Pläne?

„Wann gedenken Sie wieder von hier aufzubrechen, Bürger-Präsident?“ sagte Tejada endlich, nachdem er vergebens gewartet hatte, daß der Präsident ihn anreden sollte. — Juarez hatte seine Nähe gar nicht bemerkt und fuhr jetzt wie aus einem Traum empor — aber rasch genug fand er sich wieder zurecht und sagte ruhig: „Ich glaube nicht, mein lieber Lerdo, daß wir uns sehr zu übereilen brauchen. Auf diesem Wege folgt uns Niemand und wir haben volle Muße, unsern nächsten Aufenthaltsort in aller Bequemlichkeit zu erreichen.“

„Aber unser Weg liegt noch weit,“ — sagte Tejada leise — „ich möchte nicht, daß Sie sich einer unnöthigen Gefahr aussetzten. In Ihrer Person liegt unsere eigene, wie die Wohlfahrt des ganzen Reiches, und ich selber habe gewissermaßen die moralische Verpflichtung übernommen, Sie einer jeden Gefahr fern zu halten.“

„Und wohin möchten Sie mich zu dem Zweck führen?“ sagte Juarez, und ein leises, kaum merkbares Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Präsident," erwiederte Tejada, „Sie müssen in Mexico bleiben, um Ihre Rechte der That, wie dem Buchstaben des Gesetzes nach zu wahren; aber Mexico reicht bis zum Rio-Grande und dort, mit der vollen Sicherheit auch der drohendsten Gefahr im Nu entgehen zu können, mögen Sie ruhig abwarten, wie sich die Dinge im Süden entwickeln werden."

„Und dort in einer Wüste und Wildniß soll ich frische Truppen sammeln?" sagte Juarez finster, „soll dem Feind gleich das ganze Land räumen und ihm zeigen, daß ich nicht im Stande bin, seinen Waffen die Stirn zu bieten? — Nein, Tejada, nach Norden werden wir allerdings gedrängt, und ich fürchte, selbst dieser Staat möchte für uns im gegenwärtigen Augenblick nicht zu halten sein, aber in Chihuahua halte ich mich, so lange als ich kann. Dort in der Hauptstadt befinden wir uns in einem reich bevölkerten District, von treuen Anhängern umgeben und beschützt, und ehe es sich diese fremden Mordbrenner versehen, brechen wir, wie der Panther unserer Wälder, wieder über sie hinein, um Schlag auf Schlag zu führen, bis wir auch die Letzten vernichtet oder aus dem Land gejagt haben."

„Und wenn sie uns dort umgehen und uns

den letzten Zufluchtsort, die Grenzen der Vereinigten Staaten, abschneiden?" sagte Tejada. — „An der Mündung des Rio-Grande liegen französische Kriegsschiffe, und ihre Kanonenboote sollen schon den Strom befahren haben. Erfahren sie erst einmal genau, wo wir zu finden sind, so können wir uns auch darauf verlassen, daß sie alle Kräfte aufbieten werden, um mit unserer Gefangennahme einen letzten, und dann auch sicher entscheidenden Schlag zu führen."

„Haben Sie keine Furcht, Tejada," lächelte Juarez, indem er sich aus seiner liegenden Stellung emporrichtete — „es mögen einzelne Verräther von uns abfallen, aber im Ganzen hält das Volk trotzdem zu unserer Sache, schon aus dem alteingewurzelten Haß gegen alle Fremde. Sollten die Franzosen uns wirklich im Norden bedrohen wollen, und fühlen wir uns noch nicht stark genug, um ihnen entschieden Stand zu halten, ei! dann werden wir auch rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt werden, und ihr wieder entgehen, wie wir ihr bis jetzt noch immer entgangen sind. Ueberlassen Sie die Sorge mir und sehen Sie nur zu, daß wir Etwas zu essen bekommen; denn ich fange wirklich an hungrig zu werden. Wir haben einen scharfen Ritt hinter uns, und einen

eben solchen vor uns, und dürfen unsere Kräfte nicht vor der Zeit aufreiben."

Die Mahlzeit war bald fertig, und ein ganz eigenthümliches Bild bot dabei der kleine Bergvorsprung, auf dem der Zug des Präsidenten — und für den Augenblick fast seine ganze Armee lagerte.

Unter einer riesigen Euphorbie zündeten die Soldaten ihre Feuer an, denn zu leben hatten sie genug, da ihnen unten im Thal ein junger Stier in die Hände gefallen und augenblicklich als gute Beute erklärt war. Auch ein paar Hühner wurden entdeckt und aufgegriffen. Sollten sie etwa solche Provisionen zurücklassen, damit sie dem Feind in die Hände fielen? Von was die armen Eigenthümer des Bodens da unten lebten, was kümmerte das sie; die mochten später sehen, woher sie Lebensmittel für ihre Familie nahmen.

Ringsum an den Feuern staken auf zugespitzten Stecken jetzt die großen Stücke Fleisch, während Tortillas (das hartgebackene und tellerförmige Maisbrod) darunter gelegt waren, um den abträufenden Saft aufzufangen und, was sich nicht einzog, wieder über das Fleisch zu gießen. Einzelne der Burschen führten auch Blechkessel

mit, und ebenso trug eins der Packthiere das Kochgeschirr des Präsidenten, wenn auch nur der einfachsten Art.

In dem mit einem Henkel und Deckel versehenen Blechtopf wurde für Juarez und Tejada — der General dinirte mit den Soldaten und beanspruchte auch nicht mehr — ein Huhn mit etwas türkischem Weizen zusammengekocht und in einem kleinen Zinntopf Chocolade bereitet. Ein entsetzlich schmierig aussehender Bursche brach dann mit wahrscheinlich lange nicht gewaschenen Händen ein Stück rohen braunen Zucker von einem etwas größeren Hut ab und warf es in die Chocolade. Das war das Diner des „Ersten der Republik", und glücklich genug, daß sich noch so viel vorfand, und ihnen überhaupt Zeit gelassen wurde, um es in Ruhe zu verzehren.

Wo nur auf einmal all' die Aasgeier herkamen, die, besonders gegen den Wind an, aber auch von anderen Seiten herbeistrichen. Hatten sie ihre Beute gewittert? — Hatten sie etwa nur die Gewehrschüsse gehört, denn die schlauen Thiere wissen in Mexico genau, was die bedeuten; sind sie es doch die langen Jahre schon gewohnt. Aber was kümmerte das die Soldaten da oben am Bergeshang; sie selber hatten sich ebenso an

die Gesellschaft dieser ekeln Geschöpfe gewöhnt, die sie auf allen ihren Märschen begleiteten — und wenn sie nun auf ihren eigenen Leichnam warteten? — que importe — ihr eigenes Leben war ihnen kaum einer Sorge werth. Aus was bestand es? Aus Nichts als Gefahren und Beschwerden, so lange sie denken konnten; herumgehetzt, bald da-, bald dorthin, jetzt von dieser, jetzt von jener Partei gepreßt und ihren Familien entrissen, ihre Heimath zerstört, ihr geringes Eigenthum vernichtet oder weggeführt, was hatten sie, was sie an dies Leben binden konnte? Nichts auf der Gottes Welt, und so wenig sie das eigene achteten, gerade so wenig kümmerte sie auch das anderer Menschen.

Der Zug war wieder zum Abmarsch gerüstet, denn Juarez drängte vorwärts, da ihm das Streifcorps des Feindes, das vorhin von seiner Avantgarde überrascht worden, doch die Ueberzeugung geben mußte, daß ein größerer Truppenkörper desselben nicht gar zu entfernt von dort stehen mußte. — Er durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, hier von ihnen überrascht und gefangen zu werden.

General Pastera, der eben seine Mahlzeit beendet und seine fettigen Hände dann durch die

Haare gestrichen hatte, um sie in etwas zu säubern (daß dicht dabei ein Quell niedersprudelte, störte ihn nicht, denn er gebrauchte nie Wasser zum Waschen), war eben damit beschäftigt den Gurt seines Pferdes wieder anzuziehen, als Tejada zu ihm trat und leise sagte:

„Was bedeutete die Gewehrsalve vorhin da unten in dem Platanar?“

„Quien sabe,“ erwiederte der Bursch, wie vorhin mit den Schultern zuckend, „ich war schon fort, als sie schossen.“

„Yuba hat die Gefangenen erschießen lassen, wie?“ drängte aber der Minister und sah den Burschen scharf an.

Wieder zuckte dieser die Achseln. „Und wenn er's gethan hätte?“ sagte er endlich, denn er wußte genau, wie er mit Tejada stand — „sollen wir sie mitschleppen, oder abwarten, daß sie uns in der Schlucht dort voraus Steine auf die Köpfe niederrollen? es sind Fremde,“ setzte er verächtlich hinzu, „die der Teufel selber in unser Land gerufen. — Caracho, ihr Blut ist nicht besser als das unsere und fließt eben so schnell — Vamonos“ — und mit einem Satz auf sein Thier springend, warf er es herum und ritt jetzt an die Spitze des Zuges, um sich der Avantgarde

anzuschließen. Tejada aber, dessen Diener ihm ebenfalls sein Thier vorgeführt, stieg langsam auf und folgte in dem jetzt wieder enger werdenden Pfade schweigend wie vorher dem Präsidenten.

2.

Die Post.

Es war ein prachtvoller Tag etwa in der Mitte des Monats Jänner, als die Diligencia, ein großes, ungeschickt aussehendes Fuhrwerk, aber stark und dauerhaft genug gebaut, um selbst den mexicanischen Wegen Trotz zu bieten, vor dem Postgebäude in Mexico hielt und seine Passagiere erwartete. Drinnen in der Expedition wurde noch das Gepäck gewogen, denn dreißig Pfund waren nur einem Jeden freigegeben, und was darüber war, mußte er mit schwerem Geld bezahlen. Wie das aber in so früher Morgenstunde in der ganzen Welt ist — die Beamten sahen schläfrig aus und waren grob, denn sie hielten sich für schlecht behandelt, daß sie einer Anzahl von unruhigen Menschen wegen, die keine

Ruhe an irgend einem Platz hatten, zu so früher Stunde heraus und ihrer Bequemlichkeit entsagen mußten. Daß sie gerade dafür bezahlt wurden und sich vorher die größte Mühe gegeben hatten, um nur den Posten zu erhalten, kam dabei natürlich nicht in Betracht.

Die Zeit der Abfahrt rückte aber heran, und pünktlich sind diese Fuhrwerke — wie sich nicht leugnen läßt, gerade darin, wenn sie auch nie voraussagen können, ob sie ebenso die Ankunft am Bestimmungsort einzuhalten vermögen.

Jetzt nahmen auch die letzten Passagiere ihre Plätze ein, und zwei waren sogar nach oben hinter den Kutscher, wo sie nur ein ganz niederes eisernes Geländer vor dem Abstürzen schützte, aufgestiegen.

„Alles fertig?" rief der Kutscher, als er den Wagenschlag zuwerfen hörte, indem er die Zügel fest in der linken Hand zusammennahm.

Acht Maulthiere waren, wie vorher erwähnt, bestimmt, den Wagen bis zur nächsten Station zu ziehen. Zwei von diesen gingen, wie bei uns, rechts und links an der Deichsel — vier waren, in einer Reihe, vor diese gespannt und vor diesen sollten noch zwei andere angehangen werden. Ein Bursche aus der Post aber hielt die Waage noch

in der rechten Hand, mit der linken aber schon den eisernen Ring fest, der sie an die Kette hängen und dadurch mit der Deichsel vorn in Verbindung bringen sollte, — zwei andere Peons hatten die stampfenden und halb bäumenden Thiere vorn am Gebiß.

„Alles fertig!" tönte die Antwort von dem Postbeamten herüber, der in der Thür stand, um den ersten „Ruck" zu überwachen.

„Los!" schrie der Kutscher — der Bursche, der die Waage hielt, hakte sie im Nu ein und sprang in demselben Moment zur Seite, ebenso die Beiden, welche die Thiere vorn zurückgedrängt, und darauf hatten diese nur gewartet. Mit einem gemeinsamen Sprung warfen sie sich in das Geschirr, und wenn dieses zu zerreißen gewesen wäre, der Ruck hätte es gethan. „Ave Maria!" tönte das Jammergeschrei aus dem Innern des Wagens heraus, als die Passagiere, die sich noch nicht einmal ordentlich zurecht gesetzt, wild und wir durcheinander geworfen wurden — aber im nächsten Moment nahm schon der Wagen seinen regelmäßigen Flug — wer kümmerte sich überhaupt um die Passagiere. Im vollen Carrière rissen ihn die acht, in diesem Augenblick in Wirklichkeit durchgehenden Maul=

thiere über das Pflaster der Straße hin und diese entlang — es wäre nicht möglich gewesen, sie wieder anzuhalten. Aber das beabsichtigte auch Niemand, und laufen mochten sie so rasch sie konnten, so lange sie sich nur von den Zügeln lenken ließen.

Hui! wie da die Milchverkäufer und Wasserträger aus dem Weg stoben, als die „Diligencia" wie ein Ungewitter über das Pflaster gedonnert kam, und Sätze dabei machte, daß andere Räder als von Hickoryholz rettungslos dadurch in Atome gestampft wären. Fort ging die wilde Jagd, und ein paar harmlose Hunde, die wahrscheinlich die Nacht auf der Straße zugebracht, hetzten dahinter her und schienen sich Mühe zu geben, die Thiere noch rasender zu machen. Ganz gut wäre das aber trotzdem gegangen, wenn man sie hätte können geradeaus laufen lassen, aber an der nächsten Ecke mußten sie umbiegen, und die obenauf sitzenden Passagiere, ein paar französische Officiere, die nach Cuernavaca wollten und ihre Waffen mit oben hatten, klammerten sich entsetzt an der niederen Eisenstange an. Das konnte ja nicht gut gehen, und wenn die Kutsche, in dieser rasenden Flucht und bei der scharfen Biegung, umschlug, so mußten sie gegen

die Häuser geschleudert werden. Es fehlte auch wahrlich nicht viel, schon hoben sich, an den Eckstein streifend, die linken Räder, und für einen Moment hingen Leben und Gliedmaßen sämmtlicher Insassen an einem Faden — aber es ging — es passirte ja auch selten ein Unglück. Die Biegung war genommen, vor ihnen gerade aus lag jetzt die offene Straße, und der Kutscher, in tollem Uebermuth laut auflachend, hieb mit einem, wie in Jubel ausgestoßenen Caracho! den Thieren die lange Peitsche dermaßen um die Ohren, daß jetzt an ein Halten gar nicht mehr zu denken war.

Alle acht Maulthiere gingen durch, und in wirklichen Sprüngen — nicht fortrollend, wie ein gewöhnliches Fuhrwerk — setzte der schwere Kasten über das Pflaster dahin, daß selbst den Nachsehenden der Athem stockte. Und doch war das eine Scene, die sich hier jeden Morgen, und zwar nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt hin, wiederholte; man mußte sich nur hüten, dem „wild gewordenen Omnibus" nicht in den Weg zu kommen, und hatten sich die Thiere dann erst einmal, draußen auf glatter Bahn vor der Stadt, ordentlich ausgerannt und waren müde geworden, dann ließ sie der Kutscher

langsam die Zügel fühlen und bekam sie so nach und nach wieder in seine Gewalt.

Die Passagiere in und auf der Diligence saßen indessen, sich an Sitze und Lederriemen anklammernd, in steter Erwartung, daß weder Holz noch Eisen, weder Schrauben noch Reifen solcher Mißhandlung gewachsen sein könnten und rettungslos auseinander brechen müßten. Was aber dann mit ihnen selber geschah, war noch nicht abzusehen, und keiner kümmerte sich auch deshalb um den andern; es hatte jeder mit sich selber genug zu thun.

So rasselte der Wagen in so früher Morgenstunde, daß eben erst der Tag dämmerte, aus Mexico hinaus und in das wundervolle Land hinein; dort drüben lagen die schon im hellen Sonnenglanz strahlenden Gipfel der beiden mächtigen Vulkane, und ringsumher dehnten sich, sobald sie nur den Sumpf der unmittelbaren Nachbarschaft Mexicos hinter sich ließen, freundliche Haciendas und kleine Ortschaften aus, und die breite, mit großen Bäumen bepflanzte Straße zeigte sich von in die Hauptstadt strömenden Menschen — aber fast einzig und allein Indianern — belebt. Es war Friede geworden im Lande, wenigstens in diesem Theil desselben; die

Franzosen hatten die Raubbanden der Liberalen weit in die pfadlosen Gebirge hineingejagt, und diese unglücklichen Menschen — Sclaven seit Jahrhunderten, ob unter ihren eingeborenen Kaziken, ob unter spanischer Herrschaft, ob unter Republik oder Kaiserreich, denn unter allen blieben sie die „Knechte des Landes" — konnten doch jetzt wieder hoffen für ihre schwere, ununterbrochen geleistete Arbeit wenigstens so viel Lohn zu bekommen, um im Stand zu sein, nothdürftig davon zu leben.

Ganze Züge mit Eseln und Maulthieren kamen auch die Straße herein, und die Arrieros mühten sich genug, ihre Thiere der wie rasend heranfegenden Diligence aus der Bahn zu halten, während die Indianer, die ihre Last auf dem Kopf oder mit dem Kopf auf den Schultern trugen, scheu vor dem rasselnden Fuhrwerk zur Seite und hinter einen Baum traten. Aber ihr Blick haftete dabei still am Boden, keinen Gruß, kein Wort hatten sie für die Fremden, ja die Frauen zogen sogar ihre Kinder an ihre Seite und wandten, wenn sie diese in Sicherheit wußten, den Kopf von der Straße ab.

Jetzt endlich, als die vorgespannten Maulthiere in eine etwas mäßigere Gangart fielen, und keine unmittelbare Gefahr auf der hier

ebenen und ziemlich gut gehaltenen Straße zu fürchten war, fingen die Passagiere auch an sich untereinander ein wenig zu betrachten, und eine bunte Mischung war es allerdings.

Unter den neun Personen, die im Innern des Wagens ihren Platz gefunden, befanden sich zwei mexicanische Frauen und ein junges Mädchen, ein sehr dicker Herr, ein Oesterreicher, und zwar ein Beamter des Kaisers, der zu der Hofverwaltung gehörte und in Cuernavaca einige Einrichtungen zu treffen hatte, und ein Untergebener desselben, dann zwei Mexicaner, ein französischer Friseur, der in Cuernavaca ein Zweiggeschäft gründen wollte, und ein alter spanischer Kaufmann, der in jener Stadt schon fast ein Lebensalter sein Geschäft betrieb.

Oben auf dem Wagen saßen, wie vorerwähnt, zwei französische und noch ganz junge Officiere, ihre Revolver im Gürtel, und jetzt, da sie nicht mehr die Wahrscheinlichkeit vor sich sahen, jeden Moment von dort abgeschüttelt und auf die harte Straße geschleudert zu werden, sich voller Lust dem prachtvollen Anblick hingebend, den die Scenerie ihnen hier fortwährend bot.

Ein paar wunderliche Exemplare waren die beiden Deutschen, und nie im Leben würde man

nach ihrem Aeußern ihren Stand und gegenwärtigen Rang im Leben errathen haben.

Der Vornehmere der Beiden, Herr von Belchmeier, wie er sich nannte, und jedenfalls nur mit dem österreichischen „von“ vor seinem Namen, war eine dicke, aufgedunsene Gestalt mit einem ebensolchen rothen Kopf und einem grundgemeinen Gesicht daran. Die grellblonden dünnen Haare hingen ihm dabei in einzelnen, von der ausgestandenen Angst feuchten Strichen über die auffällig zurückgehende Stirn, und die kleinen milchblauen Augen zuckten fortwährend herüber und hinüber und hafteten auch für keinen Moment an ein und derselben Stelle. Er trug dabei eine dicke goldene Uhrkette, eine große Tuchnadel und Ringe an den Fingern, und die Mexicaner hatten sich schon einzeln den also zur Schau getragenen Schmuck betrachtet, und dann unter einander darüber geflüstert. Der Dicke achtete aber nicht darauf, was kümmerte *ihn* das mexicanische „Gesindel“, an dessen Wohl sein *Herr* jetzt eben Leben und Ehre gesetzt hatte. Für ihn waren es eben nur „Indianer“, Weiße wie Rothäute durcheinander, mit unangenehmen Gewohnheiten und einer kauderwelschen Sprache, von der er nicht ein Wort verstehen konnte, und

die er sich auch nicht einmal die geringste Mühe gab zu erlernen. Er gehörte zu der obersten Küchenverwaltung des Hofes, und wer von ihm Etwas haben wollte, mochte eben einen Deutschen zu ihm schicken oder sich selber die Mühe geben, seine Sprache zu studiren.

Ganz von ihm verschieden war ein, jedenfalls unter ihm stehender junger Mann, den er auch nur mitgenommen hatte, um für ihn zu dolmetschen, denn mit verschiedenen Aufträgen für Cuernavaca versehen, durfte er dort keine zu lange Zeit versäumen. Dieser junge Mann sah gegen den „oberen" Beamten wie ein Graf aus, und gehörte auch in der That einer altadeligen Familie an, der er aber wohl daheim nicht viel Freude und Ehre gemacht haben konnte. Man hatte ihm wenigstens Geld zur Ueberfahrt nach Mexico gegeben, um hier sein „Glück" zu versuchen und — sich die Hörner ein wenig abzulaufen — mit dem letzteren war er eben in dieser Zeit beschäftigt. Das Geld, was er mitgebracht, schien er schon glücklich in den ersten Wochen durchgebracht zu haben; dann borgte er auf seinen Namen und sein Vaterland, und Deutsche hatten in der That in Mexico, ehe die Intervention eine solche Masse von deutschen Aben-

teurern an diese Küste warf, vollen Credit. Aber auch da fand man ihn bald aus. Er wollte jetzt in die Armee treten, doch war es ruchbar geworden, daß er auch auf sein Ehrenwort geborgt und nicht wieder bezahlt hatte, weil er eben nicht wieder bezahlen konnte, und zuletzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als den bescheidenen Posten eines Secretärs dieses Küchenbeamten anzunehmen, der ihn auch nur deshalb engagirte, weil er spanisch sprach und schrieb. Baron Tromme legte also, um nur wenigstens auf kurze Zeit seinen Lebensunterhalt gesichert zu haben, den Baron vor der Hand ab und wurde Herr Tromme, mußte sich aber auch, um nicht gleich wieder vor die Thür gesetzt zu werden, den oft unangenehmen Launen seines jetzigen und nicht besonders liebenswürdigen Vorgesetzten wohl oder übel fügen.

Secretär Tromme ging übrigens im Gegensatz zu Herrn von Belchmeier, der eine himmelblaue Seidencravatte, eine schwarzgelbgestreifte Weste und großkarrirte Beinkleider trug, sehr einfach, aber sehr anständig und ohne jeden Goldschmuck (was er freilich Alles schon früher versetzt oder verkauft hatte) gekleidet, und schien sich eigentlich im Stillen über den dicken Herrn,

den die Diligencia auf das diligenteste durchgeschüttelt hatte, zu amüsiren, wenn er sich auch natürlich äußerlich Nichts durfte merken lassen.

Die Frauen gehörten den mittleren Ständen an, nur die junge Dame schien aus vornehmerem Blut abzustammen und mit einer Art von Bonne zu reisen. Sie war auch, allem Anscheine nach, diese Fuhrwerke schon gewohnt und kein Klagelaut bisher über ihre Lippen gekommen. Schweigend hatte sie — die Gefahr, in der sie manchmal schwebten, vielleicht gar nicht ahnend — alle diese Mißhandlungen ertragen und sogar manchmal, wenn der Wagen gar zu furchtbare Sprünge machte und die Passagiere mit Gewalt gegen einander geworfen wurden, gelächelt. War es ein Lachen der Verzweiflung? aber sie sah gar so lieb und herzig dabei aus, und wenn dann das wie toll gewordene Fuhrwerk wieder eine etwas ruhigere Gangart annahm, hüllte sie sich allerdings fester in ihren Rebozo, die Mantille der Mexicanerin, aber ihre glänzend schwarzen Augen blitzten von einem zu dem andern der Mitpassagiere hinüber und schienen sich an den verschiedenen Jammergestalten zu ergötzen. Ja, wenn sie auf den dicken, ihr gegenübersitzenden

Beamten fielen, preßten sich ihre Lippen fast krampfhaft zusammen, und es war unverkennbar, daß sie einen Ausbruch ihres Spottes kaum zurückhalten konnte.

Die Reisenden im Innern des Wagens waren übrigens noch nicht so weit zu sich gekommen, um nur einen einzigen Blick auf die sie umgebende reizende Scenerie zu werfen, und der mexicanische Theil derselben hatte das nämliche wundervolle Bild auch wohl schon zu oft gesehen, um viel darauf zu achten — man gewöhnt sich ja an Alles, an Leid sowohl als Glück, an Kerkermauern wie an Gottes herrliche Natur. — Jetzt rasselte der Wagen über eine steinerne Brücke und gleich darauf in ein kleines indianisches Städtchen hinein, in dem die Thiere gewechselt werden sollten, denn selbst die Kräfte eines Maulthieres gehen aus, wenn es in solcher Weise getrieben wird.

Die Diligencia, die in den letzten zwei Stunden wie der fliegende Holländer durch den Ocean, so hier, doch mit etwas mehr Geräusch, durch das Land gerast war, hielt — die Passagiere wurden nicht mehr hin und her geschleudert, die Achsen stöhnten und krachten nicht mehr, und an den vor Anstrengung und Erschöpfung zittern=

den Maulthieren lief und tropfte der Schweiß in kleinen Strömen zu Boden nieder — aber sie wurden jetzt auch ausgeschirrt und durften einige Stunden rasten, bis die Post von Cuernavaca an dem Abend herüberkam, die sie dann wieder in die Stadt hineinziehen mußten.

Die Diligencia hielt vor einem breiten, aus ungebrannten Lehmsteinen ausgeführten Gebäude, das etwa achtzig Schritt in der Weite, doch nicht mehr Fenster hatte, wie ein Mensch Augen — eins an der rechten, eins an der linken Seite. Das rechte leuchtete dabei in eine sogenannte pulperia, oder einen Schenkstand, das linke in einen ähnlichen kleinen Laden hinein, in dem sich Kunst und Natur mit Mehl, Gemüsen und Kartoffeln, wie Band, Knöpfen, Kämmen und anderen nützlichen Gegenständen in harmonischer und geschickter Weise vereinigte.

Die Passagiere waren ausgestiegen, um sich rechts in der pulperia durch eine Tasse Chocolade oder ein Glas agua ardiente wieder für neue Aufregungen zu stärken. Selbst zwei der älteren Damen hatten sich diesem Besuch angeschlossen, und auch die beiden Officiere — blutjunge Menschen, die ihr Geschick hier nach Mexico geworfen, kletterten von dem Marterkasten herab, um nur

erst einmal wieder ihren Sehnen einige Ruhe zu gönnen.

Das Gebäude selber bestand, wie fast alle diese Posten, aus einem großen, wüst genug aussehenden Fronthaus, mit lauter weiten, aber vollkommen leeren Gemächern, die nur die kahlen, nicht einmal getünchten Wände zeigten und, ohne Tisch oder Stuhl, gar nicht dazu bestimmt schienen bewohnt zu werden. Drinnen aber umschlossen ringsum gebaute offene Schuppen, unter denen die Thiere bei schlechtem Wetter wenigstens gegen Sturm und Regen geschützt standen, einen riesigen und ungepflasterten Hofraum, der sich in der nassen Jahreszeit zu einem Morast umwandelte, und dahinein ließ man jetzt die ausgeschirrten Maulthiere, während die frischen schon wieder von damit betrauten Leuten hinausgetrieben und eingespannt wurden. Der Aufenthalt in solchen Orten dauerte immer nur wenige Minuten.

Draußen vor dem Haus, und kein Wort mit den Fremden, nicht einmal mit den, die Pferde umspannenden Leuten wechselnd, standen ein halb Dutzend Burschen, die breiten Hüte in die braunen Gesichter gezogen, die bunten Serapen fest um Schultern und Kinn geschlungen, so daß sie

den ganzen Oberkörper vollständig verdeckten. Die Beine übereinander geschlagen, lehnten sie mit den Schultern an der Lehmwand, betrachteten sich die Passagiere und flüsterten nur manchmal, ohne aber dabei eine Miene zu verziehen, mitsammen. Endlich, als die Post beinahe zum Abfahren fertig war, schritt der eine von ihnen langsam die Straße hinab und bog um die Ecke. Dort stand, an einem der überall an den Häusern angebrachten Ringe befestigt, ein gesatteltes Pferd. Der Bursche sah nach dem Gurt und zog ihn ein wenig fester an, warf die Leine los, die das Pferd hielt, war mit einem Sprung im Sattel, und fort, wie eine Wolke vor der Windsbraut, sprengte das wackere Thier mit seinem wilden Reiter die Straße entlang, und war bald, weit draußen den Bergen zu, in einer selbst aufgeschlagenen Staubwolke verschwunden.

Die Post zögerte noch ein wenig — der gastlichen mexicanischen Sitte nach mußte der Kutscher auch erst einmal mit den Passagieren trinken. Besonders in Erstaunen gesetzt wurde der junge Tromme aber, der sich hatte eine Tasse Chocolade geben lassen und diese jetzt bezahlen wollte. Der Wirth zuckte nämlich die Achseln und sagte:

„Ist schon bezahlt, Señor.“

„Ist schon bezahlt?" frug Tromme auf das äußerste überrascht zurück, denn es war zu undenkbar, daß Herr von Belchmeier etwas Derartiges unternommen haben sollte — es wäre jedenfalls das erste Mal in seinem Leben gewesen — „aber von wem?"

„Von jenem Herrn da," erwiederte der Wirth und zeigte dabei auf einen der Mexicaner, der allerdings mit ihm in ein und demselben Wagen gekommen war, mit dem er aber noch kein einziges Wort gewechselt hatte.

Dieser aber, als er des jungen Mannes Blicke auf sich gerichtet sah, machte eine halb entschuldigende Bewegung, nickte ihm aber dann freundlich zu und hob sein Glas gegen ihn. Das Ganze geschah auch in einer so liebenswürdigen und graziösen Weise, daß ihm Tromme nicht böse deshalb sein konnte, und dennoch genirte es ihn, denn er war das von zu Hause nicht gewohnt. — Aber der Kutscher drängte zur Abfahrt — die Maulthiere, ausgeruht und kräftig, standen schon angespannt und wollten nicht länger ruhig bleiben. — Die vorderen, die noch nicht angehangen waren, ließen sich kaum mehr halten, und die Passagiere mußten machen, daß sie auf ihre Plätze kamen.

Jetzt wiederholte sich die nämliche Scene wie bei der ersten Ausfahrt aus Mexico, nur mit weniger oder gar keiner Gefahr, da die Straße breit und gerade vor ihnen lag. Die Thiere rissen allerdings wieder mit aller Macht in das Geschirr, aber die Stränge waren darauf gearbeitet und hielten, und weiter wurde von ihnen Nichts verlangt. Alles Andere besorgte der Kutscher, der mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Ruhe das Achtgespann regierte und lenkte.

Von hier an begannen die Berge; die Reisenden ließen das bebaute und dem Anschein nach auch nur culturfähige Land hinter sich, und wanden sich ziemlich steil in einer Schlucht hinauf, die auf beiden Seiten kahl aufstieg und hier noch, als im tieferen Land, mit der eigentlichen Mageypflanze bewachsen war; je höher sie aber stiegen, desto mehr nahm diese ab, d. h. desto seltener wurde sie, und an ihre Stelle trat dafür jene andere, etwas kleinere und nicht so gewaltig aufschießende Agavenart, die Mescalpflanze, die aber ganz den nämlichen Charakter trägt. Einzelne Cactus wuchsen auch dazwischen, aber keine candelaberartige Euphorbien-Art, überhaupt sah das ganze Land hier viel mehr kahl und dürr

aus und bot, besonders wenn man direct aus dem fruchtbaren Thale von Mexico heraufstieg, einen nicht besonders tröstlichen Anblick.

Wie der Weg steiler auflief, stieg des Kutschers Assistent vom Bocke, ihm folgten die beiden Franzosen und auch die Herren stiegen aus dem Wagen, um es den Thieren Etwas leichter zu machen. Nur Herr von Belchmeier blieb mit den Damen sitzen, denn er hatte seine Passage bezahlt, oder sie war für ihn bezahlt worden, und er dachte gar nicht daran, sich unnöthigerweise und wegen ein paar erbärmlicher Maulthiere zu echauffiren.

Der breite Weg, der hier zwischen den Bergen auflief, zog sich aber so steil empor, daß die Thiere den halbgeleerten Wagen nur im Schritt vorwärts ziehen konnten. Da er sich in eine Schlucht hineinwand, sahen die Passagiere auch Nichts als die kahlen Hänge und die staubige Bahn, bis sie plötzlich, nach einer kurzen Biegung der Straße, einen Punkt erreichten, von dem aus sie einen vollen Ueberblick über das eben erst verlassene Thal von Mexico erlangten, und die Aussicht da hinüber war wirklich so entzückend, daß sie unwillkürlich stehen blieben und schweigend den Blick zurückwarfen.

Unmittelbar unter ihnen lag der Beginn des Thales mit seinen Haciendas und den lauschigen kleinen Dörfern — lauschig und hübsch allerdings in der Entfernung, wenn sie im Innern auch nur Schmutz und Armuth bargen. Dort aber auf dem kleinen Hügel, von dem matten Grün der riesigen Cedern eingefaßt, hob sich das Lustschloß des Kaisers, und unmittelbar daran, von dort oben aus gesehen, und rechts von dem Chalco-, links von dem Tezcoco-See begrenzt oder vielmehr gedeckt, lag mit ihren geradwinkligen Straßen und Thürmen die Hauptstadt, während darüber hinaus sich die lange vulkanische Gebirgskette als Hintergrund zog und die beiden mächtigen und prachtvollen Vulkane, der Popocatepetl und links von ihm der Ixtaccihuatl, mit ewigem Schnee bedeckt, emporstarrten. — Und der blaue Himmel, der darüber lag, die blitzende Sonne, die auf den Schnee da drüben niederfunkelte, die weißen, phantastischen Nebelstreifen, die sich aus jenen kalten Schluchten zu Gestalten hoben und wieder in Nichts verschwammen, aber doch, wenn sie über die Thäler hinstrichen, ein ganz eigenes mildes Licht darüber gossen. —

Die Passagiere wären auch noch wahrscheinlich gern länger dort stehen geblieben, um sich dem

Genusse hinzugeben, den ihnen dieser Anblick bot, aber die Diligencia war doch indessen langsam vorgerückt und sie durften sie nicht aufhalten — ja sie waren nicht einmal so recht fest überzeugt, ob der Kutscher überhaupt auf sie warten würde. Sie wandten sich deshalb von dem reizenden Bild ab, um der schon ziemlich weit voraus-geeilten Kutsche zu folgen. Aber durch diesen gemeinsamen Genuß schienen sie auch ein wenig besser mit einander bekannt geworden, wenig-stens geriethen sie in ein Gespräch hinein, das sich zuerst nur über das, was ihnen am nächsten lag, erging: die reizende Aussicht über das Thal von Mexico, dann aber auch auf andere Dinge übersprang, bei denen sich ebenfalls ihre gemein-schaftlichen Interessen begegneten — und das waren dann natürlich die verschiedenen Raub-anfälle, welche hauptsächlich in der Nähe des des-halb verrufenen Puebla stattgefunden hatten.

Die beiden jungen französischen Officiere sprachen schon etwas spanisch und konnten sich wenigstens verständlich machen, wie auch den Inhalt dessen verstehen, was erzählt wurde, aber die Mexicaner staken voll von solchen Berichten. Der Eine von ihnen, ein kleiner lebendiger Mann, mit gutmüthigem Gesicht und ebensolchen

dunkeln Augen, war selber schon einmal als sogenannter Plagiar*) aufgegriffen und in die Berge geschleppt worden, um sich später durch ein bedeutendes Lösegeld frei zu kaufen.

Einmal angefallen und ausgeraubt auf der Post schien übrigens ein Jeder von ihnen, oder wußte doch sicher ein paar Räubergeschichten zu erzählen.

Als die Franzosen das Heft allein in Händen hielten, hatten diese Raubanfälle auch sehr nachgelassen, und im Beginn des Kaiserreichs konnte man die Umgegend der Stadt ziemlich ungefährdet bereisen, Bazaine war aber auch mit äußerster Strenge und erbarmungslos gegen jede derartige Verletzung der Gesetze vorgegangen. Wen man erwischte, hing oder erschoß man ohne Weiteres, und die Diebsgesellen merkten bald, daß

*) Das Wort Plagiar ist jenem System gegeben, das besonders von den Banditen in Italien ausgeübt wird, wonach sie einen Gefangenen oder Entführten nur gegen ein bestimmtes Lösegeld herausgeben, und im Fall der Verweigerung mit dessen Tod drohen. Woher das Wort Plagiar eigentlich stammt, konnte ich nie erfahren. Einige meinten: vielleicht von Plaga, ziemlich gleichbedeutend mit unserem Plage; Andere wieder, daß der erste Mann in Mexico, der in solcher Art aufgegriffen worden sei, den oder einen ganz ähnlichen Namen gehabt habe.

sie einem etwas sehr gefährlichen Handwerk folgten. Maximilian aber, der nicht gern seine Regierung mit ewigem Blutvergießen antreten wollte, und immer noch hoffte, das mexicanische Volk auch mit milder Hand regieren zu können, sträubte sich gegen diese rücksichtslose und unmittelbare Gerichtspflege, und kaum merkte dies das Gesindel, als es auch da und dort schon wieder auftauchte und kecker und kecker wurde. Besonders waren denn auch in letzter Zeit wieder zahlreiche Ueberfälle vorgekommen, und die Mexicaner selber tadelten die Milde des Kaisers, durch welche ehrliche Menschen, zum Besten der Wegelagerer, einer steten Gefahr für Gut und Leben ausgesetzt blieben.

Aber noch hatte sich Maximilian nicht entschließen können ihnen zu willfahren, und der lässige Charakter der Mexicaner selber, die sich eher plündern ließen, als daß sie sich zur Wehr setzten, machte die Räuber mit jedem Tage übermüthiger.

Hier und da gaben sie sich auch den Anschein, als ob sie nur Parteigänger seien, die jetzt, da Juarez' Heer besiegt worden, den Krieg im Kleinen und auf eigene Hand fortsetzen wollten; sie beschränkten sich aber auch in dem Fall vorzugs-

weise auf den Raub, und plünderten dabei höchst unparteiisch beide Parteien gewissenhaft aus.

Die mexicanischen Passagiere schienen sich übrigens durch die Mitfahrt der beiden bewaffneten Officiere weit eher beunruhigt als gesichert zu fühlen, und versuchten auch jetzt, als sie auf der Straße zusammen fortschritten, dieselben zu überzeugen, daß sie, im Fall eines wirklichen Angriffes, viel vernünftiger handeln würden, sich nicht zu widersetzen, sondern den Wegelagerern ein paar Pesos zu geben, womit diese sich in den meisten Fällen beruhigten — ihre Waffen konnten sie ja da oben irgendwo verstecken.

Die jungen Officiere lachten natürlich höhnisch über eine solche Zumuthung, denn sie merkten recht gut, daß die Mexicaner diesen Rath nur ihrer eigenen werthen Personen wegen gaben, damit nicht auf die Diligence gefeuert würde und sie selber Etwas mit abbekämen; aber sie erklärten auch auf das bestimmteste, den Schuften, wenn sie sich in Schußnähe heranwagten, tüchtig einzuheizen, und forderten die anderen Mitpassagiere ebenfalls zum Widerstand auf. Sie waren, mit den beiden Kutschern, zehn Männer, und die konnten doch wahrlich gegen ein paar einzelne Strolche ihren Platz behaupten.

Die Mexicaner zuckten mit den Achseln, erwiederten aber Nichts und wechselten nur unter einander einige leise Worte. Sie hatten auch nun den hier sehr langsam fahrenden Wagen bald erreicht und mußten, da sich der Weg jetzt auf einer weiten kahlen Hochebene hinzog, wieder einsteigen.

Ihnen entgegen kamen dann und wann, gewöhnlich in kleinen Trupps oder ganzen Familien, Indianer, die ihre Packen — meist Holzkohlen — nach Mexico hinabtrugen. Die Kohlen waren in eine Art Gras und in mächtige Lasten eingeschnürt, die so ziemlich die Form und Größe eines tafelförmigen Piano hatten und auf dem Rücken der Träger hoch über diese hinausragten — aber selbst die Kinder gingen nicht leer und trugen eine ihren Kräften entsprechende, aber diese auch voll in Anspruch nehmende Ladung.

Stille, schweigsame Menschen, wie sie, im Schweiße ihres Angesichts, vorüber ihre Bahn zogen! Sie hoben den Blick nicht vom Boden, wenn sie den fremden weißen Männern begegneten, und besonders die Frauen nahmen, wenn sie auch deshalb mit ihrer Last ein Stück Wegs an einem Hang erklettern mußten, stets den entferntesten Fußsteig an, als ob sie sich vor

der Möglichkeit fürchteten, nur angeredet zu werden.

Kleine Trupps von Eseln passirten ebenfalls vorüber, die Früchte aus dem wärmer gelegenen Land nach Mexico schafften, besonders Orangen, aber auch Ananas, Bananen und vorzüglich in großer Menge Tomatos. Aber auch mit den Führern dieser Caravanen ließ sich kein Gespräch anknüpfen.

Des Kutschers Assistent, dem es besonders oblag die Maulthiere zu beaufsichtigen, wenn es irgend Etwas zu ordnen gab, da der Kutscher den Bock nicht verlassen durfte — der auch zuweilen neue Hölzer für den Hemmschuh zurecht hackte oder auch dann und wann das Geschirr in Ordnung brachte, schritt, so lange der Weg noch langsam ging, neben der Kutsche her. Dieser hatte nun verschiedene Male versucht, ihnen begegnende Indianer nach dem oder jenem, besonders deshalb zu fragen, ob sie kein verdächtiges Gesindel am Wege gesehen, aber er erhielt gar keine oder nur ausweichende Antworten. Die Leute thaten entweder, als ob sie gar nicht verständen was man zu ihnen sage, oder zuckten auch nur die Achseln und eilten mit einem scheuen Quien sabe vorüber. Sie wären die Letzten ge-

wesen, die sich herbeigelassen, wirklich am Wege lagernde Räuber zu verrathen, denn welchen Dank durften sie dafür erhoffen. Sie blieben, da sie den Weg unausgesetzt passirten, dann nur der späteren Rache der Verrathenen preisgegeben.

Die mexicanischen Kutscher wußten das auch schon und kümmerten sich selten um sie.

Von hier aus nahm überhaupt wieder der Weg selber ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch, denn die Passagiere waren eingestiegen, die Bahn lag frei und verhältnißmäßig eben vor ihnen, und während die Maulthiere die lange Peitsche fühlten, flogen sie im vollen Carrière mit dem rothlackirten Kasten vorwärts.

Die Scenerie bot hier wenig oder gar keine Abwechslung. In friedlichen Zeiten — das heißt, wenn dem Lande auf Jahrzehnte der Frieden gesichert gewesen wäre, hätten sich hier vielleicht überall fleißige Menschen niedergelassen und das weite Land in einen Garten verwandelt, jetzt aber entriß man sie ihrer Heimath und ihren Familien und benützte sie dazu, die wilden Berge zwecklos mit ihrem Blut zu düngen und Aasgeier mit ihren Leibern zu füttern. Wären sie aber auch wieder, selbst nach einer beendeten

Revolution, in ihre Hütten zurückgekehrt, was hätte es ihnen genützt — die nächste Leva würde sie doch wieder denselben entrissen haben. Das Ende ihres Elends war eben nicht abzusehen.

3.
Der Ueberfall.

Gegen Mittag etwa sahen sie, in einem ziemlich tief eingeschnittenen Weg hinfahrend, der sich am linken Hang eines Hügels hinzog, eine kleine Gruppe von Häusern, und überholten, dicht vor denselben, einen wunderlichen Zug von Frauen, die mit Töpfen und anderen Gefäßen, viele dabei ihre Kinder an der Hand, auf der Wanderschaft schienen.

„Was ist das?“ frugen die französischen Officiere den Kutscher oben — „was sind das für Frauen?“

„La soldadera!“ lachte dieser, indem er schärfer auf seine Pferde einhieb, denn es schien bei ihm Ehrensache, die nächste Station immer in einem vollen Carrière zu erreichen.

„La soldadera? Caramba," lachte der eine — „was bedeutet das? Ihr habt doch hier nicht etwa Amazonen?" Aber der Kutscher hielt es nicht mehr der Mühe werth, zu antworten; seine Thiere nahmen auch in der That jetzt, und bei einer scharfen Biegung des Weges, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und etwa noch fünf Minuten später, nachdem sie den Frauenzug, der aus vielleicht zwanzig Individuen bestand, passirt hatten, erreichten sie die ersten Gebäude der sogenannten Guarda oder Wache, wie der Ort genannt wurde, und gleich darauf das Stationsgebäude, das sich übrigens von den anderen, eben so ärmlichen Hütten auch in gar nichts unterschied. Dicht daneben aber, auf einem kleinen freien, doch nicht etwa durch Kunst angelegten, sondern nur durch die „Kunst" offengelassenen Platz, der sonst noch der vollen Wildniß angehörte, lagerte eine mexicanische Soldatentruppe, die aber ziemlich ordentlich und anständig aussah.

„La escolta," sagte der Kutscher, als er mit dem Stiel seiner Peitsche dorthinüber zeigte, und mit der andern Hand und mit Zuruf die Thiere nach und nach zum Stehen brachte.

„Aber zu Fuß?" riefen die Franzosen —

„wie wollen sie Schritt mit uns halten, wenn sie uns begleiten sollen?"

Der Kutscher zuckte nur mit den Achseln; er schien auch selber nicht besonders auf ihre Hilfe zu rechnen, und sich überhaupt nicht um sie zu bekümmern, sondern beschäftigte sich einzig und allein mit seinen Thieren — was gingen ihn die Passagiere an — noch dazu Franzosen.

Hier wurde etwa 15 Minuten angehalten, um den Reisenden Zeit zu geben Etwas zu genießen, und viel versprechend war dazu das Aeußere des Hôtels, das aus Nichts als einer gewöhnlichen Reisighütte bestand, wahrlich nicht. Es leistete aber trotzdem mehr, als es versprach, denn wenige Minuten später dampfte schon auf dem Tisch ein recht gutes und reichliches Mahl von Reis, gekochten Hühnern und Eiern, wozu große Gefäße mit Pulque gegeben wurden — Tischgeräth aber, außer ein paar Tellern und zwei Löffeln, gab es gar keins, und wer von den Passagieren das seinige nicht bei sich führte, mochte sehen, wie er am besten damit fertig wurde.

Uebrig lange Zeit wurde ihnen außerdem nicht gelassen, denn der Kutscher drängte zur Abfahrt, um Cuernavaca zeitig zu erreichen und dort dann

den Nachmittag für sich frei zu haben, und nur die Franzosen, die ihre Mahlzeit am frühesten beendet hatten, schlenderten noch einen Augenblick hinaus auf den Platz, um sich die dort lagernden Soldaten etwas näher zu betrachten.

In jedem andern Lande der Welt wäre es nun auch wohl Sitte gewesen, daß die Soldaten da draußen die in Uniform befindlichen Officiere begrüßt hätten, aber es nahm kein Mensch auch nur Notiz von ihnen, selbst nicht der Officier oder Führer der Schaar, ein blutjunger Bursch. Dieser lag, müde geworden, im Schatten des nächsten Hauses und erwartete wahrscheinlich die Abfahrt der Diligencia, um dann selber in die „Post“ zu gehen und an den Ueberresten zu diniren. Desto pittoresker war aber dafür das ganze Bild, das sich ihnen hier bot, und an solche Gleichgiltigkeit ihrer jetzigen „Bundesgenossen“ schon gewöhnt, beobachteten die jungen französischen Officiere lächelnd das vor ihnen ausgebreitete Schauspiel, oder vielmehr eine wirkliche Kette von lebenden und oft höchst pikanten Bildern.

Die Frauen nämlich, die sie kurz vorher an der Straße überholt, waren die Frauen der die Escolta oder Escorte bildenden Soldaten, die

ihren Gatten oder Geliebten überallhin folgen, selbst zuweilen in die wirkliche Schlacht, und gar nicht so selten etwa an ihrer Seite auch von einer Kugel getroffen werden. Mexicanische Soldaten würden aber gar nicht daran denken, ohne ihre Frauen in das Feld zu ziehen, denn wer sonst sollte für sie kochen und ihnen manche ihrer kleinen und allerdings bescheidenen Bedürfnisse nachtragen? Die Heerführer mußten das auch ruhig gestatten, denn so geduldig und fügsam der mexicanische Soldat sonst ist, ein Verbieten eines solchen Gefolges würde sie augenblicklich entweder zum Revoltiren, oder doch jedenfalls zum Desertiren treiben.

Die Soldaten lagen hier nun, von ihrem Marsch rastend, und warteten geduldig, bis ihre schönere Hälfte mit der Mahlzeit käme. Die Frauen dagegen hatten schon an mehreren Orten ein Feuer angezündet und die mitgebrachten Töpfe mit Essen beigesetzt, und benützten die Zwischenzeit nur theils dazu, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen, oder auch mit dem Ehegemahl zu plaudern, der jetzt für kurze Zeit von seinem strengen Dienst befreit war.

Die Soldaten gehörten fast sämmtlich dem indianischen Stamm an; Einige, mit noch etwas

dunklerer Färbung, vielleicht den Sambos. Weiße gab es gar nicht unter ihnen, kaum hier und da Einen, der sich vielleicht zu den Mestizen rechnen konnte — selbst der Officier war rein indianischer Abkunft, und die Frauen natürlich sämmtlich ebenfalls. Uebrigens fanden sich nur unter diesen wirklich reizende Gestalten mit ihrer Sammethaut, ihren dunkeln Rehaugen und dem schwermüthig Weichen in ihrem ganzen Wesen. Dabei ertrugen sie die größten Beschwerden ohne je zu klagen, litten nicht selten selbst den furchtbarsten Mangel, und fürchteten auch keine Gefahr, sobald sie das Leben ihres Gatten selber bedroht wußten. — Arme Wesen! die Natur hatte sie für eine stille, sorgende Häuslichkeit bestimmt, und das Schicksal warf sie hinaus, mitten in das blutige Ringen der Gegenwart.

Die jungen Franzosen wünschten allerdings sehr, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, und hatten sich schon an ein paar der jüngeren gewandt, aber wo sie sich ihnen nur näherten, wichen sie scheu zurück und zwischen die Soldaten hinein, und da diese lachten und den Fremden dabei gerade keine besonders wohlwollenden Blicke zuwarfen, hielten es diese doch für gerathen, sich zurückzuhalten, und waren vielleicht nicht böse dar-

über, daß sie gerade jetzt von dem Kutscher zur Weiterfahrt angerufen wurden.

Die übrigen Passagiere saßen schon wieder auf ihre verschiedenen Sitze eingepackt, und kaum hatten die Beiden ihre Plätze eingenommen und eben nur Zeit bekommen, um sich festzuhalten, als der Kutscher das gewöhnliche Zeichen gab und die Diligence wie ein Wetter über die Steine dahinrasselte.

Von hier aus ging es noch eine kurze Strecke leicht bergan, dann aber, als sie die höchste Kuppe erreicht, senkte sich der Weg allmählich zu Thal, und jetzt zwar durch eine Schlucht, die so mit Staub gefüllt lag, daß der Kutscher, der vielen Löcher im Weg sich bewußt, die frühere Regen gewaschen und in die er nicht einfahren durfte, wenn er den Wagen nicht umwerfen und selber vielleicht dabei den Hals brechen wollte, ein paar Mal die Thiere einzügeln und vollkommen still halten mußte. So eingehüllt standen sie dabei in eine Staubwolke, daß man vom Bock aus nicht einmal mehr die vorderen Maulthiere erkennen konnte, und erst wenn diese Staubwand langsam zur Seite zog, durfte er es wagen, weiter zu fahren.

Dieser Weg dauerte aber nicht so lange, denn

sie näherten sich dem Abhang, wo die Waldung begann, meist Nadelholz, aber auch dichtes Gebüsch, was die Straße schon länger feucht und dadurch hart gehalten hatte; hier gab es deshalb auch wenig oder gar keinen Staub, und sie konnten ihre Bahn frei übersehen. Aber hier schien der Kutscher auch unruhig zu werden und weniger als sonst auf seine Thiere zu achten, denn fortwährend warf er denn Blick bald rechts, bald links hinüber in den Busch. Er begann auch mit seinem Compañero auf dem Bock ein halblautes Gespräch, in das sich aber zahlreiche Carachos einflochten — ein Zeichen, daß er entweder sehr vergnügt sei, oder sich nicht recht behaglich fühle.

Der eine Officier indessen, der ein paar Worte von der Unterredung und besonders den Ausdruck „Ladrones" aufgeschnappt, bog sich zu ihm vor und sagte:

„Hallo, compañero! giebt es Ladrones (Räuber) in dieser Nachbarschaft? Der Platz würde sich allerdings vortrefflich dazu eignen."

„Si — hay," meinte der Kutscher trocken; „ist auch hier eigentlich ein Lieblingsplätzchen von ihnen — besonders noch ein kleines Stück voraus in den Penuelos, und die verdammte Es-

corte hätte sich wohl ein wenig dazuhalten und hier gerade Mittag machen können — aber was kümmert sich das faule Gesindel um die Post."

„Also aufgepaßt!" lachte der Andere, „von hier oben aus können wir die Büsche prächtig übersehen und haben einen weiten Blick in den Wald hinein. Wenn sie erst ordentlich gepfeffert werden, suchen sie nachher schon das Weite."

Der Kutscher brummte etwas in den Bart, schien aber doch durch die Versicherung nicht hinlänglich beruhigt, um in seiner eigenen Aufmerksamkeit nachzulassen. Die Maulthiere fühlten auch, trotz des hier ziemlich schräg abfallenden Weges die Peitsche, die Kutsche wurde nur durch vorgedrückte Holzschuhe etwas eingehemmt, und fort ging es in wilder Flucht den Hang hinab.

Die Officiere hatten sich indessen dahin vereinigt, der eine die rechte, der andere die linke Seite des Waldes fest im Auge zu behalten und bei dem geringsten Verdächtigen, das er sehen würde, den Alarm zu geben; sie brauchten dann die Köpfe nicht hinüber und herüber zu wenden. Aber der Wald lag wie ausgestorben; nicht einen Vogel sahen oder hörten sie, und nur das Geräusch, das der polternde Wagen machte, dröhnte durch die Wildniß.

Hier bog sich der Weg etwas nach rechts hinum, an einer etwa sechzehn Fuß hohen Lehmbank vorüber, links trat hoher Baumwuchs mit birkenartigem Unterholz auf, das sich nach dem Weg hinüberneigte und dichter stand, als sie es bis jetzt gefunden. Des Kutschers Augen hafteten mißtrauisch an der Stelle, und unwillkürlich entrang sich seinen Lippen ein leise geflüstertes „Cuidado!"

„Was ist das da rechts für ein Kreuz am Weg?" frug der eine Officier, „hat es irgend eine Bedeutung?"

Der Kutscher antwortete ihm nicht, die Peitsche zurückgesteckt, hatte er mit beiden Händen die Zügel seiner Thiere gefaßt, um, wenn es nöthig werden sollte, im Moment auch jedes einzelne in der Gewalt zu haben. Die Abdachung im Weg war hier kaum merklich und die Maulthiere behielten freie Bahn. Da — gerade als sie unmittelbar an der Dickung vorüber wollten, fiel ein Schuß und die Officiere stießen einen Schrei aus. — Aber der Kutscher achtete gar nicht darauf, denn vor ihnen, auf etwa zwanzig Schritt Entfernung, sprangen sechs oder sieben, mit Gewehren bewaffnete Männer in den Weg — wieder ein Schuß, und das Sattelthier, das

an der Deichsel ging, brach zusammen. Im nächsten Moment schon rannte das linke Rad des Postwagens dagegen, die Kutsche erhielt einen furchtbaren Ruck und aus dem Innern heraus erschallte gellendes Wehgeschrei der Frauen.

Der eine Officier hatte seinen Revolver gehoben und auf eine Gestalt schießen wollen, die er links, dicht im Gebüsch, mit dem Gewehr im Anschlag bemerkte — der Ruck des Wagens aber warf ihn völlig aus dem Gleichgewicht — er mußte mit beiden Händen zugreifen, um nicht von oben herab und zwischen die Thiere geschleudert zu werden. Wieder ein Schuß — der Revolver entfiel seiner Hand — er selber fuhr empor und blickte wild umher — wieder das Reißen an dem Fuhrwerk der rasend gewordenen Thiere, die sich mit Schlagen und Springen in den Strängen verwickelt hatten. Eine kurze Strecke noch zerrten sie trotzdem das gestürzte Maulthier mit fort und die Kutsche dadurch quer über den Weg — der junge Officier wollte nach dem Geländer seines Sitzes greifen, aber er fühlte es nicht mehr — seine Hand tappte nach vorn, in's Leere, und im nächsten Moment stürzte er, mit dem Kopf voran, von seinem hohen Sitz herab und seitwärts auf die Straße nieder.

„Caracho!" stöhnte der Kutscher, der gleich bei dem ersten Schuß von seinem Sitz nieder und vor das Fußbrett geglitten war, denn er wußte aus Erfahrung, daß die Räuber, wenn sie überhaupt im Hinterhalt lagen, stets auf die oben befindlichen und bewaffneten Passagiere schossen. — „Schurken verdammte," knurrte er dabei vor sich hin, als er einen Blick über den traurigen Zustand seines Gespanns warf, „ist das eine Manier? — so bin ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht behandelt worden."

Eines Theils hatte er Recht, denn gewöhnlich sprangen die Räuber, die eine Diligence anhalten wollten, eine größere Strecke voraus in die Straße und riefen ihr „Halto!" wonach dann der Kutscher vollkommen Zeit bekam, seine Thiere einzuzügeln und in Ordnung zu halten. Daß sie nachher den Postwagen plünderten, ging ihn Nichts an; er hatte Nichts damit zu thun und keinen Schaden dabei, und waren sie fertig, so fuhr er weiter und kam nur höchstens eine Stunde später als gewöhnlich auf der Station an. Heute aber schien rein der Teufel zwischen sie gefahren; eins seiner Thiere hatten sie todtgeschossen, ein anderes schien ebenfalls verwundet zu sein, einem hatte eins der Vorderthiere ein Bein zerschlagen,

und das ganze Gespann war zu einem vollkommenen Knäul zusammengewirrt, den er nicht wieder auseinander bekommen konnte, wenn er nicht sämmtliche Stränge zerschnitt — und was dann? — wann kam er dann nach Cuernavaca? — und noch einmal „Caracho!"

Die Banditen nahmen indessen gar keine Notiz von dem Kutscher, denn daß sie von dem sowohl wie von seinem Assistenten Nichts zu fürchten hatten, wußten sie gut genug. Diese Leute passirten die nämliche Straße jede Woche ein paar Mal und durften deshalb gar nicht daran denken, feindlich gegen die Strolche aufzutreten — waren sie doch froh, wenn man ihnen selber Nichts zu Leide that.

Uebrigens stellte sich heraus, daß die Bande gar nicht so stark war, wie man anfangs vermuthete. Außer den Sechsen, die den Weg versperrten, waren es noch Zwei, die sich in die Büsche postirt gehabt und von dort ihr tödtliches Feuer abgaben. Diese traten auch ganz keck hervor, und mit angelegten Gewehren, die vielleicht nicht einmal mehr geladen waren, riefen sie den Passagieren zu auszusteigen und sich neben dem Wagen aufzustellen, oder sie würden ein paar

Ladungen Rehposten zwischen sie senden, die ihnen bald auf die Füße helfen sollten.

Tromme, der einen kleinen Revolver in der Tasche führte, sah sich nach seinen Gefährten um, aber er fand bald, daß hier an Widerstand gar nicht zu denken war. Allerdings begriff er nicht, weshalb die französischen Officiere, die vorhin das große Wort gehabt, so gar nichts von sich hören ließen, aber er allein konnte mit seiner unbedeutenden Waffe den ganzen Wagen auch nicht vertheidigen, und da er von allen Uebrigen wahrscheinlich am wenigsten zu verlieren hatte, sah er auch nicht ein, weshalb er da gerade seinen Heldenmuth zeigen solle. Die Mexicaner waren schon, dem Befehl folgend, auf das geduldigste ausgestiegen — ebenso die Frauen, jetzt folgte er ihnen, und wenige Minuten später fanden sie sich den Raubgesellen gegenüber, von denen die sechs Mann, welche vorn gestanden, auf sie zukamen und im halben Anschlag liegen blieben, während die beiden Ersteren so wenig für ihre Sicherheit mehr zu fürchten schienen, daß sie sogar ihre Gewehre an einen Baum lehnten.

Diese Beiden, besonders der Eine, waren, wenn auch in der gewöhnlichen mexicanischen Tracht, doch sehr anständig gekleidet. Der

Wortführer trug sogar Glacéhandschuhe und feine, sehr zierlich gearbeitete Stiefel, die jedenfalls aus einem der französischen Läden in Mexico stammten. Diese Beiden hielten ihre Gesichter aber mit einer kleinen Maske verdeckt, also fürchteten sie jedenfalls erkannt zu werden, und stammten möglicherweise auch aus der Nachbarschaft. Die Anderen glichen aufgelesenen Strolchen, die man wahrscheinlich zu dem ganzen Ueberfall gemiethet hatte. Sie spielten eine sehr untergeordnete Rolle und dienten, mit ihren Gewehren im Anschlag, auch nur dazu, um die Reisenden in Furcht zu halten, damit sie keinen Widerstand wagten. Sie sahen schmutzig und abgerissen genug aus, gehörten aber eigenthümlicherweise nicht der rein indischen Race an, sondern schienen weit eher, wenn auch gemischt, doch weißes Blut in den Adern zu haben.

Der Señor Ladrone mit den Glacéhandschuhen trat jetzt vor, und mit vollkommen graziösem Anstand einen mit Silber eingelegten und mit Elfenbeingriff versehenen Revolver aus dem Gürtel ziehend, sagte er, indem er leicht seinen Hut gegen die Damen lüftete:

„Caballeros, Señoritas, ich würde unendlich bedauern, Ihnen ein Leid zufügen zu müssen,

denn wir Mexicaner sollten nicht gegen einander kämpfen, so lange wir einen gemeinsamen Feind — die Fremden — in unserem Lande haben, aber wir sind gezwungen, die Diligence nachzusehen, da wir sichere Kunde haben, daß sich kaiserliches Geld darin befindet — kaiserlich nämlich, so weit es aus unserem Lande gestohlen wurde, während es von Gott und Rechtswegen unser Eigenthum ist. Ich bitte Sie deshalb dringend, sich nicht im geringsten zu widersetzen, oder meine Leute dort haben gemessenen Befehl auf Sie zu feuern. Verhalten Sie sich dagegen vollkommen ruhig, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihnen persönlich kein Leid geschehen soll."

Die Worte klangen ernst, aber die Laute der Stimme dabei so artig und zuvorkommend, als ob er die Herrschaften nur zu einer Tasse Chocolade oder Thee eingeladen habe, und er spielte auch eigentlich mehr mit dem Colt'schen Revolver in seiner Hand, als daß er ihn drohend gegen irgend wen gerichtet hätte. Uebrigens wußte er recht gut, daß sie nicht viel Zeit versäumen durften, denn die Nähe der Escorte war für diese Burschen wohl kaum ein Geheimniß. Den Kutscher-Assistenten herbeirufend, bedeutete er ihn auch mit wenigen Worten, den hinten an der

Kutsche angebrachten Verschlag zu öffnen und sämmtliches Gepäck auf die Straße zu ziehen. Eine Bewegung mit der Waffe zeigte dem Mann dabei, was er zu gewärtigen habe, sobald er sich störrisch benehme. Der aber dachte an gar keine Weigerung; was ging ihn das Gepäck an — er war nicht dafür verantwortlich, und wenn die Passagiere selber ruhig dabeistanden und es geschehen ließen, so sah er für sich nicht den geringsten Grund, diesem Befehl auch nur zu widersprechen. Rasch hatte er den Schlüssel herbeigeschafft, wenige Minuten später riß er schon mit dem größten Eifer die verschiedenen Koffer, Kästchen, Schachteln und Reisestücke auf die Straße heraus und stellte sie dort in einer langen Reihe auf.

Der Gefährte des Räubers, der etwa um einen halben Kopf größer sein mochte als er, aber ebenfalls sein Gesicht mit einer Maske bedeckt trug, zeigte nur eine etwas dunklere Hautfarbe und hielt sich dabei still aber vornehm zurück. Er hatte noch kein Wort gesprochen, aber — seinen Revolver in der Hand — winkte er jetzt zwei seiner Leute herbei und hieß sie ganz ruhig die Herren visitiren, die er dann mit

trockenen Worten aufforderte, herauszugeben, was sie an Geld oder Werthsachen bei sich hätten.

„Compañero,“ rief er dabei seinem andern Gefährten zu, „überwache Du einmal dies Geschäft, indeß ich nach jenen Gepäckstücken sehe — der Erste, der sich widersetzt, bekommt eine Kugel durch den Kopf.“

Dieser schien der Anführer der Bande zu sein; er sprach wenigstens, als ob er keine Widerrede gestatte, und die Uebrigen gehorchten ihm schweigend.

Der Kutscher hatte sich indeß mit den Pferden beschäftigt und dabei nur einmal im Vorbeigehen einen Blick auf den vom Wagen gestürzten jungen Franzosen geworfen — aber auch nur einen Blick, denn er war todt — und der Andere? — er lag oben über den Sitz gebeugt und mußte jedenfalls schwer verwundet sein, denn er rührte sich nicht mehr — aber was konnte er dabei thun? er war nicht im Stande, ihm zu helfen, und hatte auch jetzt mit seinen Thieren so viel zu schaffen, daß ihm keine Zeit für andere Gedanken blieb.

„Caballeros,“ sagte indeß der Bursche, dem das eigentliche Ausrauben übertragen worden, mit der größten Artigkeit, indem er jetzt aber

den Revolver schußfertig vorhielt — „vor allen Dingen ersuche ich Sie um Abgabe Ihrer Waffen — halt!" rief er aber, als Tromme in seine Tasche greifen wollte, — „keine Bewegung, Señor, oder Sie sind eine Leiche. Ihre Revolver werde ich mir vor allen Dingen selber nehmen," und die eigene Waffe gespannt in der Hand, trat er auf ihn zu, befühlte ihn mit der linken Hand und fand bald, was er suchte.

„Die anderen Herren haben gar keine Schießwaffen?"

„Ich noch," sagte der eine Mexicaner, „ich habe zwei Revolver."

„Sehr schön," — nickte der Bandit — „im Gürtel?"

„Nein, in beiden Brusttaschen."

Die Untersuchung ergab, daß er wahr gesprochen. — „Die anderen Herren also nicht mehr?" frug er noch weiter — keine Antwort erfolgte — „sehr schön" fuhr der „Herr der Straße" dann freundlich fort, „dann ersuche ich Sie, Caballeros wie Señoritas, Alles, was Sie an Geld oder Werthsachen bei sich führen sollten, vor sich auf die Erde nieder zu legen — aber Alles, verstehen Sie mich? Bei wem nachher noch Etwas gefunden wird, den binden wir an einen Baum und lassen

seinen Rücken für die Mühe bezahlen, die er uns gemacht hat. Sie haben mich doch genau verstanden?"

„Caramba, Señor," sagte der eine Mexicaner mit einem etwas verunglückten Lachen. „Sie drücken sich vollkommen deutlich und in gutem Mexicanisch aus, und was ich bei mir habe, steht Ihnen gern zu Diensten," damit griff er in seine Taschen, aus denen er aber nur etwa vier oder fünf Silber-Dollars hervorbrachte, und legte sie vor sich auf die Erde nieder.

„Hören Sie, Tromme," flüsterte Herr v. Belchmeier, der todtenbleich geworden war, dem neben ihm stehenden Gefährten zu; „Sie verstehen die verdammte Sprache dieser Schufte, sagen Sie ihnen doch, daß ich kaiserlicher Beamter wäre, und daß der Kaiser —"

„Wollen Sie gehangen werden, Herr v. Belchmeier?" unterbrach ihn aber Tromme, „dann erwähnen Sie Derartiges. Sehen Sie denn nicht, daß diese Schufte zu den Liberalen gehören? Auf die beiden französischen Officiere haben sie schon geschossen, und sobald sie erführen, daß wir Beide in kaiserlichen Diensten ständen, könnten wir uns auf ein ähnliches Schicksal gefaßt machen. — Hier hilft es Nichts," setzte er dann hinzu, in-

dem er in die Tasche griff und ein paar dort steckende Reale zusammensuchte — es war das ganze baare Geld, das er bei sich führte, „und wir müssen schon gute Miene zum bösen Spiel machen.“

„Ach du lieber Gott!“ stöhnte Herr Belchmeier, „und die Kette allein hier kostet mich vier mexicanische Unzen.“

Die Mexicaner waren indessen den Uebrigen schon mit einem guten Beispiel vorangegangen und hatten, vollkommen bereitwillig, ihre Taschen ausgeleert, aber trotzdem war die Summe, die sie dabei zusammenbrachten, nur eine sehr geringe. Schon auf derlei Ueberfälle vorbereitet, nahmen sie wohl Wechsel, aber nie Baargeld mit, wenn sie auf eine Reise gingen, und die Raubgesellen schienen das auch zu wissen und nicht besonders viel auf sie zu rechnen.

Herr von Belchmeier hielt aber noch immer zurück; er konnte sich nicht dazu entschließen, dem Befehl zu willfahren und seinen Schmuck, auf den er Alles hielt, abzulegen. Der Verlarvte aber, der jetzt vor ihm stand, lachte und sagte endlich, indem er den Revolver wie halb spielend, aber in sehr gefährlicher Richtung gegen ihn wandte: „Soll ich Ihnen vielleicht helfen?“

Belchmeier verstand die Worte nicht, aber desto besser die Bewegung der Waffe — er konnte überhaupt kein Schießgewehr leiden. Er fing auch an, seine Taschen auszuräumen, aber doch vorsichtig, und als er einige Unzen zum Vorschein gebracht, hörte er damit auf.

„Welche Zeit haben wir, Señor?" frug ihn der Verlarvte.

„Was sagt er?"

„Er fragt Sie, welche Zeit wir haben," meinte Tromme, der sich über die Noth seines, ihm überdies verhaßten Vorgesetzten amüsirte.

Belchmeier sah bereitwillig nach, es war ein schöner goldener Chronometer — „gerade ein Uhr, Señor" — und damit wollte er seine Uhr ganz harmlos wieder in die Tasche stecken.

„O Felipe!" rief da der Verlarvte Einem der Leute zu, „hilf doch einmal dem dicken Herrn hier sein Metall ablegen; er stellt sich außerordentlich ungeschickt dabei an; aber ein wenig rasch!"

Der also angerufene Bursche sprang sehr bereitwillig hinzu, legte sein Gewehr neben sich auf die Erde und riß jetzt ohne Weiteres dem zum Tode Geängstigten die goldene Kette mit der Uhr ab, zog ihm die Tuchnadel heraus und

wollte ihm die Ringe abstreifen, die aber in den Fettfingern so fest saßen, daß er sie nicht herunterbekommen konnte.

„Werden ihm die Finger abschneiden müssen, Señor!“ rief der Räuber dabei den Verlarvten an.

Dieser zuckte nur mit den Achseln. „Wenn Du sie nicht anders bekommen kannst!“

Herr von Belchmeier hatte noch keine Ahnung, welcher furchtbaren Gefahr er ausgesetzt war, und der herzlose Bube zog schon wirklich sein langes und scharfes Messer aus dem Gürtel, als das junge Mädchen, das bis jetzt mit den übrigen Frauen seitwärts gestanden und den Rebozo um ihr Antlitz geschlagen gehabt, von Mitleid und Entsetzen getrieben, vorsprang und ausrief:

„Um der heiligen Jungfrau willen, Señor, begeht nicht so Furchtbares! Alles was ich bei mir habe, will ich Ihnen ja gern geben.“

Der Rebozo war von ihren Schultern gefallen und enthüllte die in Aufregung und Angst erglühenden, wirklich bildschönen Züge der jungen Señorita, und der Verlarvte, von ihrem Anblick überrascht, rief aus:

„Caramba Señorita, der Fleischklumpen da hat eine reizende Fürsprecherin für sich gefunden. Ist es Ihr Vater?“

„Nein,“ sagte das junge Mädchen, scheu zurücktretend, „ich kenne den Herrn gar nicht — er ist mir völlig fremd, aber um der Mutter Gottes willen führen Sie das Furchtbare nicht aus!“

Der Verlarvte wandte kein Auge von ihr ab. „Santisima,“ sagte er, „wie hübsch Sie sind, Señorita — darf ich Ihren Namen wissen?“

„Und weshalb?“ frug die junge Dame, während hohe Röthe ihre Wangen färbte — „wir dürfen uns doch im Leben nicht wieder begegnen.“

„Quien sabe — Ihren Namen, wenn ich bitten darf.“

„Ich würde Ihnen doch nur einen falschen nennen,“ erwiederte ihm aber die junge Schöne, indem ihre Lippen rasch und fast verächtlich zuckten.

„Und doch verlangen Sie eine Gefälligkeit von mir? Nur unter — ha!“ rief er und fuhr zurück, denn in dem Moment traf ihn eine Kugel am Kinn, oder streifte vielmehr nur von oben herab seinen rechten Mundwinkel bis zum unteren Kinnbacken nieder, zu gleicher Zeit dröhnte der Schuß und unmittelbar darauf folgte ihm ein zweiter aus denselben Rohren, der jedoch sein Ziel gänzlich fehlte.

Es war der junge unglückliche Officier, der

von dem ersten erhaltenen Schuß wie betäubt zusammengebrochen. Da aber Niemand von ihm weiter Notiz genommen, war er langsam wieder zu sich gekommen und feuerte jetzt, sich schwer verwundet fühlend, mit der letzten Kraft noch seine Waffe auf den Banditen da unten ab. Aber er kam nicht zum dritten Schuß, denn aus zwei Gewehren knallte es zu gleicher Zeit — die Waffe entfiel seiner Hand, und oben auf dem Verdeck des Wagens sank er todt zusammen.

Der Führer der Schaar war indessen, den Revolver in der Hand, vorgesprungen, übersah aber mit einem Blick, wie die Sachen standen, und hatte auch rasch seine Dispositionen getroffen.

„Caracho Compañero, bist Du noch nicht mit der Gesellschaft fertig?“ rief er zornig seinen jüngeren Begleiter an, „was giebt's noch?“

„El gordo (der Dicke) da,“ rief dieser, indem er ein weißes Taschentuch herausnahm und gegen sein Kinn hielt, um das Bluten der leichten Wunde zu verhindern — von dem Angriff selber wurde gar nicht weiter gesprochen — „hat eine Menge werthvolle Ringe an seinen dicken Fingern und wir können sie nicht herunterbekommen.“

„Da ist eine Zange,“ rief der Führer, der

auf solche Fälle vorbereitet schien und eine kleine scharfe Kneipzange, wie sie die Goldschmiede brauchen, dem einen Burschen zuwarf — „aber nur rasch — ich habe gefunden, was wir suchten."

„Das Gold?" rief der jüngere Verlarvte rasch.

„Gewiß," lachte der Erste wieder — „unser Kundschafter hatte Recht und die zwanzig Unzen ehrlich verdient. Hat der Dicke kein Geld weiter bei sich?"

„Er sagt nein."

„Veremos!" nickte der Führer und hatte kaum die Hände an dessen Taschen gelegt, als er auch schon die verheimlichten Unzen darin fühlte.

„Caracho! seht da!" rief er aus — „Schuft, willst Du uns betrügen? sechs, acht, zehn — zwölf Unzen noch — nehmt ihm die Ringe ab und gebt ihm dann ein Angedenken, daß er sich unserer noch einige Zeit freundlich erinnert. Und jetzt zwei Maulthiere her — rasch — schirrt sie aus — wir brauchen sie zum Transport."

„Pero Señor," bat der Kutscher mit einer wahren Jammermiene — „zwei von den Thieren haben Sie mir erschossen, einem ist das Bein zerschlagen, zwei wollen Sie jetzt noch nehmen, wie bringe ich denn meine Passagiere nach

Cuernavaca? Haben Sie Mitleiden mit einem armen Teufel!"

„Es bleiben Dir immer noch drei," sagte der Führer, sich ruhig von ihm abwendend, „und der Weg zieht sich von hier an fast die ganze Strecke zu Thal. Wo es nicht geht, mögen die Passagiere zu Fuß gehen; die Bewegung wird ihnen Appetit zum Mittagessen machen."

„Si Señor," sagte der eine Mexicaner, „das wird sie allerdings, aber Sie haben uns nicht einmal so viel gelassen, daß wir ein Mittagessen damit bezahlen können."

„Amigo," sagte der Räuber gutmüthig, „daran hab' ich wahrhaftig gar nicht gedacht, aber das läßt sich noch verbessern — hier — wie viel seid Ihr — vier, fünf, sechs — da hast Du sechs Dollar — einen für Jeden von Euch, und da bleiben Euch noch gerade ein paar Reale, um vier Glas auf meine Gesundheit zu leeren. Apropos, Compañero — sind die Frauen visitirt?"

„Wollen wir es den Damen nicht schenken?" frug sein Begleiter.

„Caracho no — weshalb — Alles zählt — aber laß sie meinetwegen nur hergeben, was sie entbehren können. Wir haben diesmal Beute genug gemacht, und dann fort."

„Señoritas," sagte der junge Verlarvte, indem er sich an die beiden älteren Frauen wandte, „Sie haben gehört, wie der Befehl lautete, und ich bitte, sich freundlich dem zu fügen. Ich werde nicht sehr streng mit Ihnen sein."

Die beiden Frauen griffen hastig in ihre Taschen — sie hatten gar nicht erwartet, so gut wegzukommen, und die Eine langte zwei, die Andere drei Dollars vor, die der Räuber lachend nahm.

„Und Sie, Señorita," wandte er sich jetzt an die Jüngere, „Sie wollen mir nicht Ihren Namen nennen? aber dürfte ich Sie vielleicht um ein kleines Andenken dieser — für mich wenigstens glücklichen Stunde bitten?"

Die junge Dame öffnete ohne Weiteres eine kleine Ledertasche, die sie in der Hand trug, und nahm drei Unzen, die sie dem Verlarvten reichte. Dieser aber trat, mit der Hand abwehrend, einen halben Schritt zurück und sagte kopfschüttelnd:

„Por Dios Señorita! nein, so war es nicht gemeint — in einer solchen Art sollen Sie nicht an mich denken. Wir sind keine gewöhnlichen Räuber hier, sondern Männer, die sich dem Drucke der Fremdherrschaft nicht fügen wollen, und entschlossen zusammenstehen, ihr Trotz zu bieten und sie zu schädigen, wo wir nur irgend können. Unser

Angriff galt nur dem Golde, das, wie wir erfuhren, der Kaiser nach Cuernavca senden will."

„Und was Sie sonst geplündert? — Das Blut, das Sie vergossen?" sagte das junge Mädchen, und ihr Blick haftete kalt und streng an den unter der Maske hervorblitzenden Augen des Räubers.

„Franzosen," sagte dieser mit einem nur halb unterdrückten Fluch, „wenn wir sie Alle so vernichten könnten, denn ganze Ströme mexicanischen Blutes kleben an ihren Händen. — Aber die Zeit ist zu gemessen, Señorita," setzte er in einem leicht ironischen Ton hinzu, „um sie hier mit einem politischen Gespräch zu vergeuden. — Ich habe Sie um ein Andenken gebeten und werde Sie dann nicht weiter belästigen — darauf muß ich aber fest bestehen. Um einen Ring ersuche ich Sie. — Caramba, ich glaube doch, Sie dürfen mir noch dankbar sein, daß ich — eben nicht mehr verlange. — Das Zögern nützt Ihnen Nichts — ich habe es mir nun einmal fest in den Kopf gesetzt, einen Ring von Ihnen zu tragen."

Das junge Mädchen hatte ihn, während er sprach, unverwandt, aber wie mit abschweifenden Gedanken angesehen. Jetzt erst zog sie langsam

den Handschuh von ihrer linken Hand, die mit Ringen bedeckt war, und nahm von ihrem Zeigefinger einen Goldreif, der oben einen einzelnen, von kleinen Brillanten umgebenen Smaragd trug.

Stumm und ohne den Blick von ihm zu wenden, reichte sie ihm den Ring, den er hastig ergriff, an die Lippen drückte und dann an den kleinen Finger der rechten Hand steckte.

„Dank, tausend Dank," flüsterte er dabei, aber das junge Mädchen fuhr erschreckt empor, denn nicht weit von ihnen schallte ein durchdringendes Jammergeschrei herüber, und als ihr Blick dorthin flog, sah sie, wie einer der Banditen die gebundenen Hände des Herrn von Belchmeier mit dem Seil an einen jungen Baum festschlang, während ein anderer mit der Peitsche des Kutschers unbarmherzig auf ihn einhieb.

„Purisima! sie werden ihn tödten!"

„Nein," lachte der Verlarvte, der kaum den Kopf dahin gedreht, „er bekommt nur eine kleine Züchtigung, die ihm Nichts schaden kann. Aber ich sehe, die Unseren sind zum Aufbruch bereit — Señorita, Sie haben sich keinen Undankbaren verpflichtet — ich hoffe, Sie in einer besseren Zeit wieder zu sehen," und sich vor ihr neigend, eilte er hinüber zu seinen Kameraden, die sich

allerdings schon sammelten, um die Straße frei zu geben. Sie hatten viel Zeit versäumt und waren nicht stark genug, um der Escorte, wenn diese wirklich der Post unmittelbar gefolgt wäre, Stand zu halten. Die Leute, mit derartigen Arbeiten schon vertraut, hatten indessen auch Alles zum Aufbruch gerüstet. Die beiden Maulthiere waren, so gut das in der Eile gehen wollte, mit dem aufgefundenen Gold und einigen kleinen Koffern bepackt, die so aussahen als ob sie des Mitnehmens werth wären. Schlüssel dazu brauchten sie nicht, denn die Koffer wurden doch nicht behalten, sondern nur gewöhnlich drin im Walde einfach aufgeschnitten und mit allem unnützen Plunder zurückgelassen.

Die Räuber zogen sich jetzt, nachdem ihr Geschäft beendet, dem Dickicht zu, und kümmerten sich auch nicht mehr um die Passagiere, denn daß sie von denen Nichts mehr zu fürchten hatten, wußten sie gut genug. Der Bursche, der Herrn von Belchmeier's Rücken bearbeitete, wurde dadurch von seiner Beschäftigung ebenfalls abgerufen, den unglücklichen Mann ließ er gebunden an seinem Baum, und wenige Minuten später war der ganze Schwarm in der Waldung verschwunden.

Die Reisenden blieben in einer halben Be-

täubung zurück, und noch eine lange Zeit standen sie auf der Straße und starrten der Richtung nach, welche die vermummten Männer mit ihrer Begleitung genommen.

Desto thätiger war aber indessen der Kutscher mit seinem Assistenten gewesen, um den erlittenen Schaden nur wieder — so weit es nämlich anging — auszubessern. Ein caracho nach dem andern entfuhr dabei ihren Lippen, und in der That war ihnen diesmal schlimm und rücksichtsloser mitgespielt als je.

Das eine Pferd war todt, das rechte an der Deichsel hatte einen Theil des Schusses in die Weichen bekommen und sich schon niedergelegt. Die beiden vorderen Thiere hatten die Räuber mitgenommen, und von den vieren, die vor der Deichsel in einem Gespann zogen, war dem einen das eine Vorderbein zerschlagen, während das zweite auch einen, allem Anschein nach, bösen Hieb gegen den linken Schenkel bekommen haben mußte, denn in den Schmerzen suchte es fortwährend damit auszuschlagen. Die beiden übrigen, welche anfangs wie toll gewesen, konnten sich jetzt nicht mehr rühren, so hatten sie sich überall in Ketten und Strängen verwickelt. Es bedurfte auch der ganzen Vorsicht und Ge-

schicklichkeit der Kutscher, sie endlich frei zu bekommen und aus dem Gewirr zu entfernen. Durch Zureden und Schmeicheln gelang es aber doch zuletzt den beiden, mit ihrem Beruf vollkommen vertrauten Männern, ihre schwierige Aufgabe zu lösen, und jetzt erst brauchten sie die Hälfte der übrigen Passagiere, um dem todten, wie den beiden verwundeten Thieren das Geschirr abzunehmen und die Kutsche nachher so aus dem Weg zu schieben, daß sie die gesunden wieder einspannen konnten.

Die Reisenden waren indessen durch das Winseln und den Hilferuf des Herrn von Belchmeier wieder zu sich gekommen. Der unglückliche, noch immer an seinen Baum gebundene Mann schien nämlich die größten Besorgnisse für sein eigenes werthes Selbst zu hegen, und machte sich Luft in Klagen und Ausrufungen. Tromme wurde zuerst darauf aufmerksam und eilte hin, um seinen Vorgesetzten wieder in Freiheit zu setzen, was sich dieser auch mit ruhigem, resignirtem Stöhnen gefallen ließ. Kaum aber sah er sich Herr seiner Glieder, als er sich auch gegen seinen Untergebenen umdrehte und ausrief:

„Sie sind ein Esel, Tromme — weshalb haben Sie denn Ihren Revolver zu Hause geladen

und mitgenommen, wenn Sie die Schufte nicht damit über den Haufen schießen wollten, heh? mich lassen Sie binden und mißhandeln, und Sie stehen dabei und halten die Hände in den Taschen."

„Aber bester Herr Belchmeier," rief Tromme, der nur mit Mühe eine harte Antwort verbiß, denn er wußte ja, er wäre in dem Fall augenblicklich auf die Straße gesetzt gewesen — „was um Gottes willen konnten wir gegen acht bis an die Zähne bewaffnete Menschen machen?"

„Sie haben allein sechs Kugeln in Ihrem Revolver," rief aber Herr von Belchmeier, ohne den Einwand im mindesten gelten zu lassen. „Die Mexicaner führten ebenfalls solche Dinge, und die beiden französischen Officiere waren ringsum besteckt mit ihnen."

„Sie sind Beide todt," sagte Tromme.

„Wer?" rief Herr von Belchmeier erschreckt, denn er hatte sich um deren Schicksal noch gar nicht bekümmert.

„Die beiden jungen Officiere," lautete aber die Antwort. „Der eine liegt oben auf der Diligence, der zweite ist auf die andere Seite hinübergestürzt."

„Alle Wetter," rief der dicke Beamte, der in

dem Moment fast die erhaltenen Schläge vergaß — „solche Bluthunde! wenn ich nur das verdammte und gottvergessene Land in meinem ganzen Leben gar nicht gesehen und betreten hätte — aber so viel weiß ich — die erste Escorte, die wieder nach Vera-Cruz hinübergeht, nimmt Sebastian von Belchmeier ebenfalls mit. Ich werde mich hüten und mich — nur dem Kaiser zu Liebe — von seinen Unterthanen bei lebendigem Leibe schinden lassen."

Die Mexicaner, praktisch in dergleichen Dingen und nicht ohne Erfahrung, hatten sich indessen gleich bereit gezeigt, dem Kutscher zu helfen, denn dadurch nur allein durften sie hoffen, von hier fort und aus dem Wald hinaus zu kommen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß solche Postwagen in Mexico zwei- und selbst dreimal an einem und demselben Tage von verschiedenem Raubgesindel angefallen wurden, und fand man in einem solchen Fall nichts Werthvolles mehr bei ihnen, so nahm man ihnen auch das Letzte, was sie hatten, ja in manchen Fällen sogar das Hemd vom Leibe.

Zuerst besichtigten sie die beiden Franzosen, die versucht hatten den Kampf mit den Räubern aufzunehmen, und schon gleich aus dem Hinter-

halt zum Tode verwundet waren. Denen aber konnten sie keine Hilfe mehr bringen, sie lagen beide still und starr in ihrem Blute, und waren auch noch außerdem, wie sich das von selbst verstand, von den Banditen bis auf das Letzte ausgeplündert worden. Es ließ sich Nichts weiter mit ihnen thun — denn zurück durfte man sie doch hier nicht lassen — als daß man sie oben auf den Wagen hob, dort festband und mit nach Cuernavaca nahm, wo überhaupt französisches Militär stand. Dann wurde die schwere Kutsche mit vereinten Kräften etwas zurück- und wieder in freie Bahn geschoben und die drei Maulthiere, zwei an der Deichsel und eins vorausgespannt. Jetzt blieb ihnen nur noch übrig, das ausgeworfene Gepäck mit dem Geschirr der getödteten Thiere wieder wegzupacken, worauf sie dann ihre Reise fortsetzen konnten.

Einen schweren Stand hatte indessen das junge Mädchen mit der einen alten Mexicanerin — die andere schien ihre Dueña oder Begleiterin. Die Alte nämlich, welche aber bis dahin kein Wort eingewendet, machte ihr jetzt die bittersten Vorwürfe, daß sie dem „blutdürstigen Vagabunden“ einen Ring zum Andenken geschenkt habe. Den würde er jetzt tragen und sich seiner „Novia“

rühmen, und sie selber könne sich jetzt nur, ihr ganzes Leben lang, als die Braut eines gemeinen Straßenräubers und Banditen betrachten.

Die Señorita erwiederte kein Wort, keine Sylbe zu ihrer Entschuldigung — nur fest und sicher schlug sie den Rebozo um ihre Schulter, nahm ihren Sitz im Wagen wieder ein, lehnte sich dort zurück und schloß die Augen; aber ihr ganzer Körper zitterte in Aufregung, und die großen hellen Thränen liefen ihr, unbeachtet, an den Wangen nieder.

Gerade als die Passagiere die letzte Arbeit mitgethan hatten und aufgefordert worden waren einzusteigen, bog die Escorte um die kaum zweihundert Schritt entfernte Wendung der Straße und kam in Sicht der Diligencia, deren Schicksal sie leicht errathen konnte. Sie beeilte ihre Schritte aber nicht etwa deshalb, sondern hielt ihren gewöhnlichen und steten Marsch inne, bis sie die Stelle erreichte, auf welcher der Wagen noch, sie erwartend, hielt. Hier aber löste sich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, die Colonne plötzlich auf, und suchte die Einzelheiten des Ueberfalls von den beiden Kutschern zu erfahren.

Diese fanden sie übrigens in der besten Stim-

mung und bekamen mehr Flüche zu hören als Antworten. Nicht einmal die Richtung, welche die Räuber genommen haben konnten, waren sie im Stand ihnen anzuzeigen, nur die Stelle im Busch, wo sie sich zum letzten Mal gezeigt, und wenn sie ihnen folgen wollten, mußten sie sich von da an selber ihre Bahn suchen. Derartige Burschen, wenn sie auf einen Raub ausgehen, haben aber gewöhnlich ihre Pferde in der Nachbarschaft versteckt angebunden, um sie einestheils zu einer raschen Flucht bereit zu halten, oder auch ihre Beute auf ihnen in Sicherheit zu bringen. Was wollten die Fußsoldaten deshalb bei einer Verfolgung ausrichten? gar nichts. Sie fanden höchstens den Platz, wo jene aufgesessen waren, und mußten dann unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der Officier hielt es übrigens für seine Pflicht — oder es war ihm auch vielleicht gerade so bequem, die Hälfte seiner Mannschaft zur Verfolgung der flüchtigen Räuber auszuschicken, und die Soldaten gingen selber mit einigem Eifer daran, als sie hörten, daß die Banditen aus der Post einen ganzen Sack mit Unzen geraubt hätten. Sie waren rasch abgetheilt, und drangen dann auch an der nämlichen Stelle in den Wald

ein, die ihnen von dem Kutscher bezeichnet wurde, um dort nur vor allen Dingen die frischen Fährten zu finden, und diesen dann zu folgen.

Der Postwagen, der bei der Sache doch nichts weiter thun konnte, rasselte indessen mit seinen davorgespannten drei Maulthieren den Hang hinab, um diesmal in einem ziemlich traurigen Zustand die nächste Station, die kleine, reizend gelegene Stadt Cuernavaca zu erreichen, der Officier aber, der mit den übrigen Soldaten zurückblieb, befahl seinen Leuten, ein paar ordentliche Feuer anzuzünden, um dabei zu lagern. Sie mußten jedenfalls warten, bis ihre Abtheilung zurückkam. Der von dem Weg begünstigten Diligence vermochten sie doch nicht zu folgen, und vielleicht kamen auch die Frauen bald nach, wo sie denn gleich dort, wo sie sich gerade befanden, ihre Abendmahlzeit halten konnten.

4.

Innere Zustände.

Rings um die Chalco- und Xochimilco-Lagune, die sich vom Süden der Hauptstadt nach Osten hinüberstreckt, liegen malerisch, aber auch ärmlich genug, zahlreiche Dörfer der mexicanischen Indianer. Allerdings sind sie durch den See, wie durch einen Kanal mit Mexico verbunden und haben etwas Land umher cultivirt, aber eine Wildniß umgiebt sie dennoch wie zu der Zeit, als ihre Voreltern zu Götzen beteten und Kaziken über sie herrschten. Aber sind ihre Zustände gebessert? — Wer kann es sagen? Wir reden auch bei uns immer gern von der „guten alten Zeit" und daß „Nichts besser würde unter der Sonne". — Wir sehnen uns jene Jahrhunderte zurück, in der unsere Vorfahren glücklich gelebt, aber

weshalb? — weil die Butter damals nur wenige Groschen kostete und das Fleisch nach Pfennigen gekauft wurde. — Gehen wir der Sache auf den Grund, so ist das gewöhnlich der Gegenstand, wodurch das Gespräch darauf gelenkt wird; daß aber außerdem in der guten alten Zeit biedere Raubritter aus adeligen Geschlechtern jede Landstraße unsicher machten, das Pfaffenthum, noch frecher und mit größerer Gewalt versehen als jetzt, einherschritt, die Inquisition wüthete, Folterkammern jeden braven Mann bedrohten, sonst allerlei Unfug getrieben wurde und Fürsten despotisch regieren und ihre Unterthanen wie Knechte behandeln durften, davon reden wir natürlich nicht, oder denken auch nicht gleich daran.

Und Mexico? Wenn wir unserer Phantasie die Zügel schießen lassen, so träumen wir uns mexicanische Indianer, wie sie noch heute auf dem Theater vorgestellt werden — allerdings nicht in Tricot, aber doch mit Federschürzen und Kronen, mit Bogen und Pfeilen und Lanzen, mit breiten Goldblechplatten um Arme und Knöchel und dabei sehr kräftige malerische Gestalten, das Haupt von rabenschwarzen Locken umwallt, die Augen kühn und blitzend, die Frauen schön

und jugendfrisch und von den hellbraunen üppigen Formen eigentlich noch mehr verrathend, als selbst Damen in civilisirten Ländern uns bei hohen Festlichkeiten gewohnt sind zu zeigen.

Haben sie je so ausgesehen? — schwerlich, denn selbst die Indianer dieses schönen Landes hatten keine „gute alte Zeit", wenigstens nicht so weit ihre Uebertragungen reichen und es das eigentliche Volk betraf. Die Fürsten und Hohen des Reiches schwelgten bei ihnen freilich so gut im Ueberfluß und sämmtlichen Genüssen des Lebens, wie bei uns daheim in eben dieser guten alten Zeit, aber das Volk war geknechtet und unterdrückt, war zu Sclaven gemißbraucht worden, ja selbst zu Opferthieren, wenn es dem fanatischen Oberpriester einfiel, sie für seine Gottheit zu verlangen.

Wir lesen noch jetzt, daß Montezuma frische Seefische liebte, sie jedoch droben in seiner Hauptstadt, mehrere Tagereisen von der Küste entfernt, nicht leicht bekommen konnte — aber dafür hatte er ja seine Unterthanen. Läufer wurden deshalb auf den ganzen Weg von der Küste bis zur Hauptstadt in kurzen Entfernungen und zwar so weit von einander ab stationirt, daß sie ihre Distanz in voller Flucht zurücklegen

konnten. Der erste bekam dann den Korb mit den frisch aus der See genommenen Fischen überliefert und rannte mit seiner nicht schweren Last bis zum zweiten, dem er sie übergab und der dann, ohne auch nur einen Moment Zeit zu verlieren, zum dritten, dieser wieder zum vierten eilte und so fort, bis sie in einer fast unglaublich kurzen Zeit in Montezuma's Küche abgeliefert und von ihm verspeist wurden. Woher die armen Leute, die zu solchem Geschäft verwendet wurden, Etwas zu essen bekamen, war ihre Sache, Bezahlung erhielten sie wohl auch kaum dafür, die Fische hätten sich sonst zu theuer gestellt, sie erfüllten ja auch nur ihre Unterthanenpflicht, und Tausende von Menschenkräften wurden solcher Art in Anspruch genommen und zum Aeußersten angestrengt, nur um ihrem Herrscher und Oberhaupt — ein Gericht frische Fische zu liefern.

Und diese ungeheuern Bauten und Wasserleitungen — es war Sclavenarbeit wie in Egypten, ob es nun für Isis und Osiris oder für Huitzilopotchli oder für Priester und Fürsten ausgeführt wurde.

Diese mexicanischen Indianer haben allerdings ihre Herrscher gründlich geändert, denn

als sie ihre Priester und Kaziken verloren, kamen die spanischen Vicekönige mit ihren Pfaffen, dann republikanische Präsidenten mit freiester Regierungsform, Kaiser und Dictatoren — aber ihr Schicksal veränderte sich nicht. Die Sclaverei wurde im Lande abgeschafft — aber sie blieben Sclaven. Wie je zuvor, wurden sie zur Arbeit verwandt, wenn man sie nicht wo anders für nöthig hielt, oder zu Soldaten gepreßt, wenn irgend eine Partei revolutionirte.

Und doch wie harmlos leben diese Menschen, anspruchslos und geduldig ihr Schicksal tragend, und erst wenn man sie sieht, hält man es für möglich, daß jener blut- und goldgierige Freibeuter Ferdinand Cortez — dem die Geschichte einen Glorienschein gegeben, nur weil er sein eigenes Leben nicht achtete und durch seine verbrecherischen Thaten dem Vaterland eine Quelle ungemessener Reichthümer eröffnete — nur mit seinen wenigen Soldaten Tausende und Tausende abschlachten konnte.

Man wollte sie ja auch zum Christenthum bekehren; jetzt sind sie bekehrt, und die Wenigen, die aus jenen zahlreichen Volksstämmen übrig blieben, vegetiren wie ihre Blumen, die sie in den kleinen Gärten ziehen — und wenn

sie aufgeblüht sind — werden sie gepflückt und dann weggeworfen.

Eins dieser armseligen Dörfer, wie man sie in Masse an der Lagune zerstreut findet und dem die Priester des neuen Gottes einen neuen christlichen Namen gegeben, weil sie die alten heidnischen Benennungen für unheilig hielten, San Lorenzo, an dem nödlichen Ufer des Chalco-Sees gelegen, schien sich heute in ungewöhnlicher Aufregung zu befinden, denn sämmtliche Insassen des kleinen, unbedeutenden Ortes waren unmittelbar am Strand versammelt und ein Geistlicher in seiner schwarzen Tracht, mit dem spitz zulaufenden Hut, gerade im Begriff in ein großes, schon dort für ihn bereit liegendes und von zwei Ruderern geführtes Canoe zu steigen. Ehe dieses vom Land abstieß, drehte er sich noch einmal in dem kleinen Fahrzeug um und stand einen Moment, die Hände segnend gegen die Menge gebreitet, aus der die Frauen und Kinder andachtsvoll auf die Kniee fielen. Dann drehte er sich um, setzte sich, streifte die Aermel seines langen Ueberwurfs in die Höhe und nahm aus einem neben ihm stehenden Korb eine Flasche Wein, wie verschiedene Lebensmittel, besonders ein gebratenes Huhn, dem er wacker zusprach,

und keinen Blick mehr zurück auf den eben verlassenen Ort warf. Die Ruderer aber trieben das kleine Fahrzeug indessen mit geschickten Händen nach Süden hinüber, da der fromme Padre dort erst noch einmal in der größeren, auf einer Insel im Chalco-See liegenden Ortschaft Xico vorsprechen wollte.

Der geistliche Herr befand sich da drinnen in seinem kleinen Boot auch vollkommen wohl, und so ernst und salbungsvoll er sich vorher bei den Indianern benommen hatte, so ganz Mensch zeigte er sich jetzt wieder, als er für kurze Zeit seinen „Beruf" abgeschüttelt.

Die beiden armen Teufel, die ihn ruderten, warfen allerdings wohl verlangende Blicke nach dem leckern Mahl hinüber, denn schon den ganzen Tag, von früher Morgenstunde an, fuhren sie den Priester von einer Ortschaft zur andern am See, und nur in Tlahuak, auf der Halbinsel, gelang es ihnen ein paar Tortillas zu erbetteln. Der Padre nahm aber selbstverständlich gar keine Notiz von ihnen, denn es waren hombres sin razon — Menschen ohne Verstand — und doch hatte er sich schon den ganzen Tag an den verschiedenen Orten die größte Mühe gegeben, gerade diese hombres sin razon von dem zu

überzeugen, was er ihnen vorgetragen. Dies bestand aus nichts Geringerem, als der Anregung zu einer neuen Revolution, in der sich das ganze Land zugleich erheben solle, um mit dem Ruf: „por la religion y los fueros" den Kaiser zu zwingen, aus der eingelenkten Bahn wieder umzukehren und „der Kirche zu geben, was der Kirche sei".

Aller Orten, wohin er kam, hörten ihn die Indianer ruhig an. Aber so fanatische Reden er auch hielt, eine wirkliche Begeisterung konnte er nirgends erwecken.

Die Frauen drängten sich allerdings ängstlich zusammen, wenn er von ewigen Höllenstrafen sprach — von denen er eben so wenig etwas Genaueres wußte, als einer der Indianer — aber die Männer schienen die Sache an sich kommen zu lassen. Sie hörten ihm allerdings geduldig und aufmerksam, ja auch andächtig zu, aber zu einer bestimmten Aufregung konnte er sie sich nicht hinaufarbeiten, und vielleicht lag das auch vor der Hand noch gar nicht in seiner Absicht. Seine ganze Reise schien nur gewissermaßen eine Vorbereitung, um die harmlosen Kinder der Natur mit der Gefahr bekannt zu machen, die ihnen drohe.

So wanderte oder zog er, der Diener Gottes und Apostel des Friedens, wie sich die Herren gewöhnlich selber nennen, von Ort zu Ort, und die Lippen, die nur versöhnende Worte hätten haben sollen, suchten Haß und Zwietracht zu säen in eine stille, harmlose Bevölkerung — Aufruhr gegen den Kaiser und seine Räthe — Aufruhr gegen Alles, was sich nicht willig ihrem eigenen egoistischen und angeblich von Gott verliehenen Scepter unterwarf.

Der Priester hatte schon lange das Ufer verlassen, und sein Canoe schwamm klein und in undeutlichen Umrissen der fernen Insel zu, aber die Indianer standen noch immer am Strand und schauten ihm sinnend nach. Die Frauen nur hatten sich zusammengeschaart, und den Weheruf flüsterten ihre Lippen: „Wieder Krieg! wieder Krieg! Ach, sollen wir denn niemals Frieden haben?"

Teocuya war einer der ältesten Indianer am ganzen See, und nicht allein das Oberhaupt des kleinen Ortes, sondern in wichtigen Fällen kamen sie vom ganzen Ufer herüber, um seinen Rath zu erbitten. Freundlich hörte er auch Alle an, und seinem gesunden Menschenverstand gelang es meist immer, das Richtige zu treffen.

Der Priester, der diesen Ort besucht, kannte ihn auch recht gut und hatte die gehaltene Rede hauptsächlich an ihn gerichtet. Er wußte daß, was Teocuya später beschließen, auch maßgebend für seine Nachbarn sein würde.

Teocuya wandte sich und schritt, ohne ein Wort mit einem der Uebrigen zu wechseln, hinauf vom Wasserrand in seine kleine ärmliche Wohnung, die sich in Nichts von den anderen unterschied oder vor ihnen auszeichnete.

Das ganze Dorf bestand aus niederen, von braunen ungebrannten Backsteinen aufgeführten Hütten, deren jede eine Familie beherbergte, mochte diese so zahlreich sein wie sie wollte. Jedes solche Haus war in zwei Gemächer eingetheilt — die kleinsten hatten oft sogar nur eins, und drinnen zeigten die kahlen Wände keinen einzigen Zierrath, als vielleicht ein in der Ecke aufgestelltes Heiligenbild, oder eine kleine Lithographie der Madonna von Guadelupe und in der Kirche selbst geweiht. Das Hausgeräth bestand einzig und allein, selbst in den besten, nur aus einem hölzernen Tisch und ein paar Stühlen oder Bänken, das Lager in dem einen Gemach war eine auf die Erde gebreitete Serape oder eine Kuhhaut — in seltenen Fällen ein

wirkliches Gestell, und in der Ecke lehnten wohl ein paar Netze zum Fischfang oder waren auch draußen zum Trocknen ausgespannt. Aber keinem der kleinen Häuser fehlte ein Garten, mit prachtvollen Blumen gefüllt, in einem Rosenflor prangend, mit blüthenbedeckten Winden und Büschen, der sich von der kleinen Wohnung zum See niederzog, während zur Seite, wie rings um das kleine Dorf her, sauber gehaltene Gemüsefelder angelegt waren und den fleißigen Arbeitern Sicherheit ihres Lebens boten. Früh am Morgen, oft noch tief in der Nacht, wurde dann das schmale, vorn und hinten scharf abgestumpfte Boot mit den Erzeugnissen ihrer kleinen Felder und mit duftigen Blumen geladen, und so ruderten die Frauen auf den Markt von Mexico, dem Kanal folgend bis in die Stadt hinein — verkauften ihre Waaren und kehrten, Frieden im Herzen, mit ihrem Erlös zu ihrer bescheidenen Heimath zurück — war es doch ihre Heimath.

Teocuya trat in sein kleines Eigenthum, dort schritt er in den Garten, und in einer kleinen, von Rosenhecken gebildeten Laube, den Rücken gegen einen Fruchtbaum gelehnt, saß er still und schweigend. Nur sein Blick hing an den, schon eine rosige Färbung annehmenden Vulkanen, die

sich in unbeschreiblicher Majestät, und von duftigen, aber noch durchsichtigen Nebelschleiern umzogen, aus der, wie vor ihm liegenden Bergkette emporhoben.

Dort oben — heute scheinbar so nahe, als ob sie ein Pfeil hätte erreichen können, lag auf dem Ixtaccihuatl die „weiße Frau", ein Riesenbild, wie aus Marmor gehauen, die Glieder lang ausgestreckt, die Hände auf der Herzgrube gefaltet, den Kopf ein klein wenig niederhängend, und wie mit einem mächtigen weißen Leinentuch, das seine Falten noch weit am Berg herunterfallen ließ, überworfen. Um sie her aber schwebten bewegliche duftige Gestalten, Nebelschwaden vielleicht, herüber und hinüber, zergingen in Duft und tauchten dann von Neuem wieder auf, und dort drüben zur Rechten der ernste Popocatepetl, der seine Schneepyramide hoch und trotzig dem Firmament entgegenstreckte und starr und verdrossen das weite Land umher überschaute. — Das Alles hatte früher ihnen gehört — denn er selber stammte aus einer alten Kazikenfamilie; über das Alles hatten sie geherrscht, bis die Fremden kamen und Unfrieden und Ehrgeiz im Land benützten, sich der Herrschaft zu bemächtigen.

Und Blut war geflossen — der Himmel weiß

wie viel Blut — mehr als vielleicht diesen See füllen könnte, denn der Boden war weich und schwammig davon geworden, wie die Sage erzählt. Und was folgte? Blut und immer nur wieder Blut — es war noch nicht genug, denn die Götter forderten mehr, weil ihre Kinder abtrünnig geworden waren dem alten Glauben.

Und war dieser neue Gott ein Gott der Liebe und des Friedens, wie ihn die Priester kündigten? — Nein — selbst die fremden weißen Männer konnten nicht in Frieden mit einander leben. Goldgier, Neid und Herrschsucht drängten sie vorwärts und trieben sie zu immer neuen Kämpfen. — Aber was hatten sie damit zu thun? — Litten sie nicht genug, daß ihre Felder geplündert, ihr Vieh weggetrieben und die Frucht ihres Fleißes von ihnen genommen wurde? Sollten sie auch noch ihre eigenen Leiber einem Feind entgegenwerfen, der ihnen gar kein Feind sein konnte, den sie nie geschädigt? Und trotzdem wurden sie gewaltsam gezwungen, die Waffen zu ergreifen, und wenn sie da draußen im Land den Kugeln erlagen, jammerten daheim ihre Frauen und Kinder und vergingen in Elend.

Zu Teocuya's Haus kamen die Männer vom Dorf. Sie hielten draußen am Gartenzaun,

bis er sie sah und ihnen zuwinkte, dann erst traten sie hinein und blieben still und gedrückt vor ihm stehen.

„Was wollt Ihr von mir, Freunde?“ sagte er endlich mit leiser Stimme, wußte er doch voraus, was sie zu ihm geführt. Und konnte er ihnen einen Rath geben? Aber der Aelteste von ihnen nahm das Wort und sagte:

„Du hast gehört, Teocuya, was der weiße Priester uns mitgetheilt — wozu er uns aufgefordert hat. Wir sollen uns Waffen verschaffen und des Rufs gewärtig sein, wenn die Kirche ihre Söhne braucht, denn unsere heilige Religion sei bedroht, da der Kaiser, von schlechten Räthen umgeben, den Glauben abschaffen und die Kirchen niederreißen wolle. Habe man ja doch schon mit den Klöstern, die ebenfalls Häuser des Herrn waren, angefangen. Was sagst Du dazu, Vater? — was sollen wir thun?“

Teocuya war ebenfalls aufgestanden, denn die meisten solcher Berathungen werden unter ihnen stehend abgemacht; aber nachdem er eine Weile still und sinnend vor sich niedergeschaut, sagte er mit seiner wohlklingenden, zum Herzen sprechenden Stimme:

„Wir brauchen keine Waffen, wenn wir die

Werkzeuge haben, unsere Aecker und Gärten zu bebauen; wir brauchen keine Waffen, um für die Priester zu fechten, denn oft und oft haben sie uns gesagt, daß das heilige Buch, auf welches sie ihre Religion stützen, ihre Waffe wäre. Gegen wen sollen wir kämpfen? — Gegen den weißen Mann mit dem großen Bart?"

„Ihr wißt, was uns unsere Väter übertragen haben, die es wieder von ihren Vätern hörten. Als der blutige Gott des Krieges zuerst über unsere Grenze hereinbrach und den hehren Gott der Luft und der Blumen vertrieb, da mied dieser das Land -- aber er versprach, daß er zurückkehren wolle aus dem fernen Osten, als ein weißer Mann mit einem großen Bart. Und sind das Lügen, die sich das Volk von Stamm zu Stamm in die Ohren flüstert? — Die christlichen Priester sagen ja und nennen es heidnischen Aberglauben, der nicht bestehen könne vor dem wahren Gott, aber Quetzalcoatl hat bestanden, und sehen wir nicht, daß er uns in dem weißen Mann zurückgekehrt ist — der eben so mild und friedlich auftritt wie vordem? Mögen die christlichen Priester hetzen und treiben so viel sie wollen, sie fürchten den neuen Herrscher, der unserem Volk wieder gerecht

werden soll. Ich würde keine Waffe anrühren und wenn ich erst zwanzig Jahre und voll Saft und Kraft wäre, sondern meinen Spaten gebrauchen und die Gießkanne — das ist meine Meinung über des frommen Padres Sendung, mit der er jetzt den ganzen See in Flammen zu setzen sucht — und Gott gebe, daß es die Meinung aller der übrigen Städte ebenfalls wäre."

Die Indianer standen still und schweigend und hörten ihm zu — die Sonne war lange hinter die Berge gesunken, und beide Vulkane hatten sich in Nebel und Schatten fast verloren; jetzt plötzlich tauchten sie wieder, aber in einer weiß-bläulichen Färbung und scharf an dem dahinter lagernden dunkeln Himmel abstechend, hervor, und nur in der Tiefe hatten sich düstere Wolkenmassen gesammelt, so daß der untere Theil des Ixtaccihuatl vollkommen verdeckt blieb, während das Riesenbild der weißen Frau, in wirklich unheimlicher Beleuchtung von den Wolken getragen, dahin zu schweben schien.

Die Augen des alten Mannes hingen an den Bergen — aber die Indianer erwiederten kein Wort — es war nicht nöthig — die Rede Teocuya's hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Still wie sie gekommen, verließen sie den

Garten, und der alte Indianer saß noch viele Stunden lang, den Blick fortwährend auf das Riesenbild der weißen Frau geheftet.

* * *

Mexico, die Hauptstadt, strahlte von Tausenden von Lichtern, denn Jubel schallte durch das ganze Land —: Oajaca war genommen, Porfeirio Diaz hatte sich mit der ganzen Schaar seiner Getreuen, der Taktik der Franzosen unterliegend, ergeben müssen, und somit schien das letzte Bollwerk jenes starrköpfigen Expräsidenten gefallen und das Kaiserreich in Wirklichkeit eine Wahrheit geworden. Ein längerer Widerstand von Juarez' Seite — wenn er ihn überhaupt hätte leisten können — würde ja auch Wahnsinn gewesen sein. In den äußersten Norden des Reiches hinaufgedrängt, ja vielleicht schon über die Grenze, in das Gebiet der Vereinigten Staaten, geflohen, sah er sich nicht mehr im Stande, ein neues Heer zu sammeln, denn es umgab ihn nur eine fast menschenleere Wildniß, und beinahe alle seine Generale waren von ihm abgefallen.

Weshalb auch nicht? Da ihm die Häfen der Ost- und Westküste verloren gingen, ver-

fügte er über gar keine Mittel mehr, mit denen er seine Anhänger hätte belohnen können, und verlangte er etwa, daß ihm diese umsonst dienen sollten, während ihrer drüben im kaiserlichen Lager ein ihrer Würde angemessenes Leben und jede Auszeichnung harrte, die sie sich wünschen konnten.

Ein General des Exprässidenten konnte barfuß laufen — und seine Tortillas im Walde draußen von den Knieen essen — ein General des Kaisers bekam eine goldgestickte Uniform, guten Sold und lebte den größten Theil des Jahres in der Hauptstadt — die Wahl war also nicht schwer. Vaterlandsliebe? — auf welcher Seite lag eigentlich ihr Vaterland? Sie wußten es selber nicht, denn um Politik hatten sie sich noch nie gekümmert, sondern nur immer die Seite genommen, die ihnen den sichersten Erfolg und Aussicht auf Gewinn versprach.

Einzelne tüchtige und ehrenwerthe Leute fanden sich ja wohl auch dabei, aber sie verschwanden in der Masse, und wie überhaupt war diese Masse zu Officieren geworden? Jede neue Regierung (und Gott weiß es, die letzten Jahrzehnte hatten Regierungen genug gesehen, ja es gab Jahre, wo drei verschiedene Präsi-

denten in einem das Staatsruder ergriffen und — wieder loslassen mußten) hielt es für ihre Pflicht, die Menschen, die ihnen besonders behilflich gewesen waren, durch einen höheren Rang auszuzeichnen, und oft das sämmtliche Officiercorps um einen Grad aufrücken zu lassen.

Es läßt sich denken, daß es zuletzt von solchen Ausgezeichneten schwärmte. Aber Alle diese hingen auch nur an dem Erfolg, und die Sache des Indianers als verloren betrachtend, wandten sie sich mit der größten Bereitwilligkeit dem Kaiserreiche zu.

In dieser Zeit glänzte denn auch der Stern desselben am hellsten, denn nun konnte Maximilian, von seinen äußeren Feinden befreit, mit voller Freiheit an innere Reformen gehen.

Ein Haupthinderniß war ihm dabei noch allerdings das drohende Zerwürfniß mit dem heiligen Vater in Rom, doch auch diesem suchte er durch die Gesandtschaft nach Rom zu begegnen, und hoffte außerdem, daß sich dadurch die mexicanische Geistlichkeit werde bewogen finden, in ihrem feindlichen Auftreten inne zu halten und wenigstens erst einmal das Resultat derselben abzuwarten. Aber darin kannte er die Herren doch noch zu wenig, und wie thätig sie schon nach

allen Richtungen waren, davon sollte er bald ein Beispiel bekommen, das außerdem noch den von Ramirez geäußerten Verdacht gegen Marquez vollkommen bestätigte.

Obrist Lopez hatte auf der Straße nach dem Westen zu einen Streifzug unternommen, um dort, während französische Truppen die Höhenzüge gegen Cuernavaca absuchten, den Raubanfällen in jenen Gegenden ein Ende zu machen. Seine Mannschaft vertheilte er dabei in kleine Trupps, um sich auszudehnen und die verschiedenen Schlupfwinkel der Verbrecher aufzuspüren — freilich ohne Erfolg, denn diese hatten durch ihre zahlreichen Spione schon zeitig genug Kunde bekommen und ihre eigene Haut in Sicherheit gebracht. Nur einen Mönch griff der eine Trupp auf, oder vielmehr einen als Mönch verkleideten Lepero aus der Stadt, den viele der Soldaten kannten, und der sich nun ausweisen sollte, zu welchem Zwecke er sich in jener Gegend in Mönchskleidern herumtreibe. Allerdings hielt man ihn nicht für einen der Räuber, denn er war, wenn auch ein ganz durchtriebener, doch schwächlicher Gesell, sogar mit einem lahmen Arm, aber verdächtig blieb er immer, und vor Lopez gebracht, befahl dieser, daß man ihn genau durchsuchen solle.

Dabei stellte es sich allerdings heraus, daß der Bursche ziemlich reichlich mit Geld versehen war, sonst aber trug er nichts Verdächtiges, auch keine Waffe bei sich, und nur einen Brief an den, dem Kaiser treu ergebenen General Marquez, den er aber sorgfältig in seiner Kutte eingenäht hatte.

Lopez nahm den Brief, betrachtete ihn eine Zeit lang mißtrauisch und brach ihn dann ohne Weiteres auf — er wollte jedenfalls sehen, was er enthielt, denn es war eine oft gebrauchte List, verrätherische Briefe mit einer ganz falschen Adresse zu versehen, um, wenn sie ja aufgegriffen werden sollten, den Feind irre zu führen. Der Bote dagegen wußte genau, an wen er ihn abzugeben hatte, und konnte selber deshalb keinen Irrthum begehen.

Dieser Brief enthielt nur wenige Zeilen:

„Kommen Sie, unter welchem Vorwand auch immer, so rasch als irgend möglich nach Mexico zurück — wir brauchen Sie nothwendig. An Miramon ist schon geschrieben.

Ihr Freund.“

Der Bote sollte jetzt gestehen, von wem er den Brief erhalten habe, wollte aber nicht, und erst als ihn Lopez ohne weitere Umstände an einen

Baum binden ließ, um ihn zu peitschen, siegte die Angst vor den Schlägen über seine Gewissenhaftigkeit. Er erklärte, daß er den Namen des Absenders nennen wolle, aber nur allein dem Obrist Lopez — Niemandem weiter — der könne ihn dann, wenn er es für gut finde, den Uebrigen mittheilen."

Lopez erfuhr auch den Namen des Absenders, gerieth aber dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Ließ er den Boten jetzt frei und seinen Brief abgeben, so beging er einen Verrath gegen das Kaiserreich, denn der Bursche nannte ihm den Namen Labastida's — hielt er ihn aber an und er kehrte unverrichteter Sache nach Mexico zurück, so hatte er sich selber den mächtigen Erzbischof zum Feind gemacht.

Wenn er den Boten nun erschießen ließ? aber dann hätte der Bursche auch jedenfalls, ehe das geschehen konnte, seinen Auftraggeber laut genannt, und die Sache wäre nur verschlimmert worden.

Es gab aber einen Ausweg und den schlug er ein, denn damit erregte er auf der einen Seite keinen Verdruß und deckte sich auf der andern den Rücken. Er faltete den Brief wieder zusammen, und ihn dem Boten wieder zurückgebend,

versicherte er ihm, da der hochwürdige Erzbischof diese Zeilen abgesandt habe, dürfe er nicht daran denken ihn zurückzuhalten — er möge mit Gott seinen Auftrag ausrichten! dann aber, als der Mann, der froh genug war, so davon zu kommen, eilig seiner Wege ging, übergab er sein Commando einem Capitano und ritt selber nach der Hauptstadt zurück, um dem Kaiser persönlich mitzutheilen, welche Botschaft er aufgegriffen und wie er damit gehandelt habe.

Einige Zeit später wurde Labastida durch die Nachricht überrascht, daß General Marquez vom Kaiser zurückberufen und — theils um eine erhaltene Wunde besser und rascher heilen zu können, theils in einer besondern Mission nach Paris beordert wäre. Der Erzbischof suchte ihn jetzt zurückzuhalten und hatte eine lange und geheime Conferenz mit ihm, Marquez schien aber keine rechte Lust zu haben, oder lockte ihn auch vielleicht die Aussicht, Paris, das in Mexico als die Hauptstadt der Welt galt, in so ehrenvoller Weise besuchen zu können.

Was sollte er auch jetzt hier — Miramon war nicht da, die Franzosen standen überall als Herren im Lande, Juarez hatte sich vielleicht gar schon über die Grenze gezogen — und etwa sel-

der ein Pronunciamento machen? — er wußte gut genug, daß ihn die Mexicaner nie im Leben zum Präsidenten nehmen würden, denn zu viel hatte er sich schon gegen sie zu Schulden kommen lassen, und wenn ihn der Klerus unterstützte, so fehlten ihm die Soldaten, um damit gegen die überall siegreichen Truppen des Kaisers aufzutreten. Nein, jetzt war keine Zeit und keine Gelegenheit für ihn — vielleicht einmal später, und dem Wunsch Labastida's direct entgegen, nahm er die ihm zugedachte Mission nach Paris an, und entzog damit dem Klerus auch die letzte militärische Capacität, auf welche sich dieser im Nothfall hätte stützen können.

Indessen ging der Kaiser aber auch ruhig auf der einmal betretenen Bahn vorwärts, denn durch die überall errungenen Erfolge hatte er Vertrauen gewonnen, und selber von geradem edlen Charakter, glaubte er auch, daß sein neues Reich das anerkennen und unterstützen würde.

Die Gesandtschaft nach Rom ging am 12. Februar 1865 ab, aber Maximilian sah auch ein, daß er nicht ihre, von sehr zweifelhaftem Erfolg begleitete Rückkehr abwarten dürfe, ehe er für sein Volk hier handele und dem rechtlosen Zustand, der Alles lähmte, ein Ende mache.

Am 26. desselben Monats schon erschienen zwei kaiserliche Decrete, wovon das eine die römisch-katholische Religion allerdings als Staatsreligion proclamirte, aber auch jedem andern Glaubensbekenntniß, das sich mit der Moral und Civilisation vertrug, volle gesetzliche Freiheit gewährte. Das zweite Decret dagegen verordnete die Revision aller durch die Juarez-Reform-Gesetze hervorgerufenen Verkäufe, da es sich herausgestellt hatte, daß viele Mißbräuche damit getrieben waren; bestimmte aber, daß die gesetzlich eingegangenen Verpflichtungen bei solchen Verkäufen als völlig zu Recht bestehend eingehalten werden sollten.

Damit war auf einmal jener drückende Alp von dem Land genommen, der so lange darauf gelegen, der Klerus aber auch auf das entschiedenste in seine Schranken zurückgewiesen, und Alles, was ihm übrig blieb, nur, allein in starken Protesten gegen solche Maßregeln seinem ohnmächtigen Zorn Luft zu machen. Das ganze mexicanische Episkopat erließ einen solchen in starken Ausdrücken abgefaßten Protest, aber ohne Erfolg — derselbe wurde einfach zu den Acten gelegt. Der päpstliche Nuntius hatte, durch sein schroffes Benehmen hauptsächlich, jeden Boden

unter den Füßen verloren und hielt nach diesen Decreten natürlich auch keinen Verkehr mehr mit der Regierung. Er wurde auch bald darauf von Rom wieder abberufen, denn er sollte nicht mehr Zeuge dessen sein, was in Mexico wider die Kirche geschah.

Allerdings traf auch in dieser Zeit gerade die Kunde von Nordamerika ein, daß die rebellischen Südstaaten immer mehr an Boden verlören und der blutige Krieg bald siegreich für den Norden beendet sein werde — aber was schadete das! Sobald die wieder zu Athem gekommene Union nur in Mexico ein fertiges Kaiserreich und die Revolution unterdrückt, das Volk mit seiner Regierung zufrieden fand, so konnte sie nicht feindlich dagegen auftreten, und ob ihr auch eine Monarchie in unmittelbarer Nähe nicht besonders behagen mochte, so ließ sich doch Nichts mehr gegen eine vollzogene Thatsache ausrichten.

Merkwürdig hob sich dabei im ganzen Land Handel und Verkehr. Zahlreiche Schiffe liefen in den Häfen ein, die Straße zwischen Vera-Cruz und Mexico war von Maulthierzügen bedeckt, die Zölle lieferten reichliche Einnahmen die Gasthöfe in der Hauptstadt selber hoben sich, wie noch nie, und da auch gerade in dieser Zeit

die ersten Gesandten fremder Mächte, welche das Kaiserthum anerkannt hatten, eintrafen, so jagten sich Feste und Bälle in rascher Reihenfolge. Nur der Kaiser ließ sich von den rauschenden Vergnügungen nicht abziehen, sondern suchte ernst und mit sorgendem Fleiß sein schönes Reich durch gute und tüchtige Institutionen aufzubauen.

Schon im Frühjahre wurde als schönstes Werk der Indianische Rath (consejo de Indios) eingesetzt, und zum Vorsitzenden Faustin Chimalpopoca, ein directer Nachkomme und echter Azteke, ernannt. Er sollte dazu dienen, das arme, bisher geknechtete Volk der Eingeborenen, das in dem Kaiser seinen Retter sah und mit Recht von ihm Hilfe erhoffte, wieder zu heben und einer höheren Cultur zu gewinnen.

Aber auch den Glanz des Hofes und die Rechte der Krone hatte er als österreichischer Prinz im Auge, und am Jahrestag der Kronannahme, am 10. April, der mit außerordentlichem Glanz gefeiert wurde, erließ er zuerst das sogenannte organische Reichsstatut, worin sich der Kaiser einstweilen die constituirende und gesetzgebende Gewalt vorbehielt, jedoch die Herstellung einer Volksvertretung für ruhigere Zei-

ten verhieß. — Erbliche Monarchie, im Falle seines Ablebens Regentschaft seiner Gemahlin.

Dann aber wurde auch ein neuer Orden gestiftet, und zwar für die Frauen, was in damaliger Zeit gerade, wo der Klerus sich besonders hinter diese gesteckt hatte und mit Drohungen und Verheißungen auf sie einzuwirken suchte, nicht unpolitisch genannt werden konnte.

Im Jahre 1863 war schon der von Iturbide gestiftete und in der Republik später wieder begrabene, wenn auch durch Santa Anna einmal aufgefrischte Guadelupe-Orden erneuert und im Jänner 1865 ein Orden des mexicanischen Adlers gegründet worden. Diesen Frauenorden, dem heiligen Carlos geweiht, sollte die Kaiserin unter Beistimmung des Kaisers, an dessen würdige Damen zu verleihen haben, und — lieber Gott — ein klein wenig Eitelkeit steckt ja in uns Allen, weshalb nicht auch in einem Frauenherzen. Der Kaiser hätte kein besseres Mittel wählen können, sämmtliche Frauen Mexicos, die auch nur die kleinste Anwartschaft auf eine solche Auszeichnung beanspruchen konnten — oder beanspruchten — wenn auch nicht gleich seiner Partei vollkommen überzugewinnen, aber sie doch wenigstens schwankend zu machen, und

dadurch war in dieser Entwickelungsperiode schon viel — sehr viel gewonnen.

Auch eine Medaille für Civil- und Kriegsdienst wurde an diesem Tag gestiftet — eine Medaille in Gold, Silber und Bronce für militärische Tapferkeit. Die von Gold und Silber war für die Unterofficiere und Soldaten bestimmt, die von einfacher Bronce für die Officiere, und später heftete das Heer die letztere selber seinem Kaiser an die Brust.

Auch eine Amnestie für viele Gefangene, besonders politische Verbrecher wurde erlassen, und es war in der That — mit der Ueberzeugung, daß jetzt endlich Ruhe und Friede dem ganzen Land gegeben sei — eins der größten Feste, das die Hauptstadt noch gesehen.

Aber unter dem Bau, den Maximilian in einem fast verwilderten Lande zu errichten suchte, wühlte die Partei der sogenannten „Schwarzen", der Klerikalen, und bedachte dabei nicht, daß der Zusammensturz desselben auch *sie* unter seinen Trümmern begraben könne.

5.
Maximilian und Bazaine.

Die Sonne neigte sich, nach einem schwülen heißen Tag, langsam den Bergen zu — die Luft wurde kühler und die schöne Welt von Mexico strömte nach der Alameda (oder dem öffentlichen Spaziergang) hinaus, um sich dort nicht allein unter den schattigen Bäumen zu ergehen und frische Luft zu athmen, sondern auch die verschiedenen Toiletten zu zeigen, und gegenseitig Staunen und Bewunderung — oder Neid zu erregen.

Die Alameda von Mexico macht keine Ansprüche auf große Schönheit oder Eleganz, aber sie liefert dem Bewohner der Hauptstadt Etwas, was er sonst schmerzlich in unmittelbarer Nähe entbehrt — hohe und stattliche Bäume und einen

abgeschlossenen Platz zum Umherwandeln, wie er allen spanischen Städten Bedürfniß ist. Sie besteht aus einem etwa achtzig Schritt langen und vierhundert Schritt breiten, von einer hohen hellen Mauer umschlossenen Park, mit einem Fahrweg ringsum für Kutschen und Reiter, und den innerhalb desselben liegenden Wegen für Fußgänger, und würde in einer Stadt, wo man irgend einen schattigen Wald im Bereich hätte, wohl nun und nimmer von Spaziergängern besucht werden; hier dagegen ist sie, wie gesagt, das Unicum und deshalb an schönen Abenden oft gedrängt von Menschen, die sowohl Bewegung als Gesellschaft suchen.

Die vornehme Welt fährt allerdings gewöhnlich, aber besonders in jener Zeit, als eine gute österreichische Militärmusik die Mexicaner anlockte, ließen sie auch sehr oft ihre Equipagen draußen halten und wanderten zu Fuß die Anlagen auf und ab. Man konnte dabei die Musik besser hören, war weniger dem Staub des Fahrweges ausgesetzt — und sah auch die Toiletten besser.

Heute, als nach einem besonders schwülen Tag, und mit weiter keiner Beschäftigung, da kein einziges Fest für den Abend angesagt schien,

hatte sich ein großer Theil der haute volée hier versammelt, und die Masse kam förmlich in Bewegung, als plötzlich der Ruf: „Der Kaiser!" „Die Kaiserin!" darüber hinzuckte.

Das Herrscherpaar hatte die Alameda einmal in ihrem vollen Menschenschmuck sehen wollen, war ebenfalls vor dem Thore ausgestiegen und wanderte jetzt zu Fuß durch die Gänge, wo ihnen die Besucher alle in Ehrfurcht und mit tiefen Verbeugungen Raum gaben und auch durch kein Zeichen verriethen, daß sie noch vor Kurzem eifrige Republikaner gewesen wären.

Der Kaiser sah wohl und heiter aus, sein gutes und dabei doch so intelligentes Gesicht strahlte von Wohlwollen und Genugthuung, und er brauchte sich auch wahrlich keiner Täuschung hinzugeben, um zu fühlen, wie wahr und aufrichtig die Huldigungen waren, die man dem jungen Paar hier überall brachte.

Als sie an der Musik vorüberschritten, pausirte diese plötzlich, setzte aber dann zu einem vollen und jubelnden Tusch ein, und die ganze Alameda brach zu gleicher Zeit in einen lauten und zustimmenden Jubelruf aus. Es war dabei nichts Gemachtes — nichts Künstliches; es kam unverabredet aus Aller Herzen.

Der Kaiser war sichtlich bewegt — er dankte nach allen Seiten, das Gesicht Charlottens aber strahlte in Glück und Seligkeit, und huldvoll neigte sie das Haupt nach da und dort hinüber.

Als sie die Alameda endlich wieder verlassen wollten, trafen sie gerade auf Roneiros, die eben anlangten und in deren Begleitung sich Graf Deverreux befand. Die Damen verneigten sich tief. Der Officier grüßte militärisch, die Kaiserin aber, noch glücklich über die eben erhaltene Huldigung, ging auf Inez zu, die ehrfurchtsvoll mit einer tiefen Verbeugung ihre Hand küßte, und sagte freundlich:

„Darf ich Ihnen hier meine Gratulation bringen, liebes Kind? ich freue mich herzlich darüber.''

„Majestät sind so gnädig.''

„Aber von Ihnen, Graf Deverreux, ist es nicht hübsch gehandelt,'' setzte die hohe Frau lächelnd hinzu — „ich glaubte, Frankreich wollte uns mit seiner tapfern Armee unterstützen, und nun machen Sie uns unsern Hofstaat abwendig.''

„Majestät,'' erwiederte der junge Deverreux, der blutroth geworden war — „ich glaubte, je enger wir uns mit Mexico verbänden, desto

größere Dienste würden wir Ihnen leisten können."

„Und darin haben Sie vollkommen Recht, lieber Graf," nickte wohlwollend der Kaiser — „übrigens macht Ihre Wahl Ihrem Geschmack alle Ehre, und gestatten Sie mir auch meine Glückwünsche denen der Kaiserin beizufügen. — Ich hoffe," setzte er dann hinzu, „Sie einmal in Chapultepec bei mir zu sehen," und mit freundlichem Grüßen schritt das Kaiserpaar dem Ausgang wieder zu, um dort die eigene Equipage zu besteigen.

In der Alameda aber drehte sich indessen das ganze Gespräch ganz allein um den Monarchen und seine Gemahlin, und allerdings war auch in den letzten Monaten Wichtiges geschehen und Wichtigeres noch vorbereitet, um Stoff genug zur Unterhaltung zu bieten; aber es gab auch Unzufriedene in der Menge, und wie konnte das anders sein, wo so viel verschiedene Interessen vertreten waren.

„Haben Sie gesehen, wie huldvoll sich die sonst so stolze Kaiserin heute mit Roneiros unterhielt?" sagte eine ältliche, aber sehr reich gekleidete Dame, die mit einer Freundin und einem ältlichen vornehmen Herrn einen der

Zwischenwege hinabschritt. Die kleine Gesellschaft gehörte ihrer Abstammung nach augenscheinlich den Mestizen an, und die erstere war auch eine Verwandte des Expräsidenten Juarez — der Herr ein früherer Minister der liberalen Partei, jetzt aber etwas gekränkt, daß er von Maximilian als völlig unbrauchbar war übergangen worden. „Ist es nicht ein Skandal, daß sich die Roneiros jetzt so ganz dem Kaiserthum und den Fremden zuwenden? Heilige Jungfrau! lieber sähe ich doch meine Tochter im Grabe, als daß ich sie einem Franzosen zur Frau gäbe."

Der alte Herr zuckte mit den Achseln — „Que quiere Usted," sagte er, „der alte Roneiro schwimmt eben mit dem Strom, denn er hat selber viel Grundeigenthum der Kirche gekauft, und schon Todesangst genug ausgestanden, daß er es unter dem Kaiserreich wieder herausgeben müsse — Nationalgefühl? wer kann von solchen Menschen Nationalgefühl verlangen? Die Tochter ist Hofdame der Kaiserin geworden und wird nächstens den Orden des heiligen Carlos erhalten — er selber hat sich tief in Finanzgeschäfte mit dem Kaiserreich eingelassen, die Mutter ist stolz auf die Auszeichnung, die ihrem einzigen Kinde

widerfahren, und stolzer, daß es jetzt eine Gräfin wird — was wollen Sie mehr?"

„Und wie haben diese Menschen damals um die Freundschaft meines Vetters geworben!" sagte die alte Dame mit Würde — „wie sind sie dahinterher gewesen, daß er sie empfing! jetzt aber, da er im Unglück und verlassen ist, wenden sie sich der neuen Sonne zu. — Es ist eine Schmach und Schande für das Menschengeschlecht."

Unfern davon stand eine große deutsche Pappel, an welcher einige Arbeiter mit einem höchst merkwürdigen Werk beschäftigt waren, den hohlen Baum nämlich zuzumauern, und mit einer Schicht von Backsteinen, mit welcher sie den Umfang des Baumes wieder herzustellen suchten, eine kleine gewölbte Mauer darin aufzuführen. Die Zeit war dazu schlecht gewählt, denn sie wurden fortwährend von den Spaziergängern gestört, aber die Arbeit war auch nöthig geworden, um den Baum zu retten. Die Hälfte, oder wenigstens ein Drittheil des Stammes schien nämlich mit der Zeit abgefault zu sein, wodurch der ganze Stamm hohl bis oben hin wurde.

Das hatte aber eine Anzahl von Leperos aus-

gefunden, die überhaupt gern im Freien campirten, oder vielleicht dort in der Nachbarschaft Beschäftigung fanden. Wenn sie sich deshalb eine Mahlzeit kochen wollten, gingen sie zu dem hohlen Baum in die Alameda, wo sie überhaupt in der Mittagszeit kaum je ein Mensch störte, machten sich in der Höhlung ein kleines Feuer an, und benützten nun den alten Baum, der ganz vortrefflichen Zug hatte, als Kamin oder Schornstein.

In dem Vergnügen sollten sie jetzt, durch die aufgestellte Mauer, gestört werden.

Neben dem Baum, der Arbeit zuschauend, waren einige Herren stehen geblieben, als andere vorübergingen.

„Hallo Lucido! was machen Sie da?" lachte ein wohlbeleibter Señor, der, die Hände auf dem Rücken, allein seinen Spaziergang verfolgte — „sind Sie hier Aufseher geworden?"

„Caramba Almeja," rief der also Angeredete, „ich habe Sie ja in ein paar Monaten nicht gesehen? wo waren Sie?"

„Oben in meiner Mine," nickte Almeja, „und seit sechzehn Monaten habe ich sie zuerst wieder besuchen können, denn die Liberalen hatten sich dort in der Nachbarschaft festgesetzt."

„Und jetzt?“

„Sind sie von Mejia nach Norden getrieben worden und die Bahn ist wieder frei.“

„Das ganze Land wird bald frei sein, Almeja,“ sagte Lucido de Vega, „dem Kaiserreich ist fester Boden geworden und wir gehen einer guten Zeit entgegen. Vera-Cruz hat, seit es besteht, noch nicht so viel monatliche Einnahmen gehabt, wie im letzten. Der Handel hebt sich und alle Gewerbe heben sich mit.“

Almeja schüttelte finster mit dem Kopf. „Dem Anschein nach, ja,“ sagte er, „aber ein Staat, der nicht auf der Kirche basirt, muß zuletzt doch zu Grunde gehen.“

Lucido sah ihn von der Seite an und lachte: „Sie sind einmal wieder den Schwarzen unter die Hände gerathen, wie?“

„Ich?“ rief Almeja erstaunt.

„Sie, allerdings,“ lachte Lucido, „und ich kann mir auch denken wie, denn bei mir im Hause machten es die Frauen im Anfang dieses Jahres eben nicht besser. Jetzt aber, seit der Frauenorden gestiftet ist, scheinen sie bedeutend nachgelassen zu haben. Ich glaube wahrhaftig, wenn der Kaiser Jeder von ihnen so ein buntes

Ding geben könnte, zögen sie selber gegen die Kirche zu Felde."

„Spotten Sie nicht, Lucido," sagte Almeja ernst, „der päpstliche Nuntius verließ mit recht trübem Herzen Mexico — er war noch den Tag vorher bei mir zum Frühstück. — Er erklärte, daß der heilige Vater in Rom nie und nimmer auf die ihm unterbreiteten Vorschläge eingehen werde und könne."

„Non possumus, die alte Geschichte."

„Aber dabei auch eine traurige Wahrheit, und was dann? Die Geistlichen im Lande fangen schon an allen Jenen, welche auf geistlichem Grundbesitz wohnen, die Sterbesacramente oder andere Tröstungen der Kirche zu verweigern."

„Das Landesgesetz zwingt sie, ihre Pflichten zu erfüllen," erwiederte Lucido.

„Wer kann sie zwingen!" sagte Almeja kopfschüttelnd. „Wo sich der Staat von der Kirche lossagt, kann er ihr auch Nichts mehr befehlen, und traurig, recht traurig ist es dabei, wie viele von unseren besten Familien in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Kirche dem Volk mit einem recht bösen Beispiel vorangehen. Nehmen Sie Roneiro — und jetzt seine Verbindung mit dem Erzfeind des Landes, dem Franzosen. Ich

hatte gehofft, daß unsere Familien dereinst zu einer einzigen vereinigt werden würden, aber Glanz und Rang hat dem unglücklichen Don Bautista so total den Kopf verdreht, daß er blind und toll in sein eigenes Unglück hineinrennt."

„Aber müssen Sie nicht selber eingestehen, Don Juan," sagte Lucido, „daß der Kaiser wirklich nur das Beste des Landes im Auge hat? Nicht allein daß sich Handel und Gewerbe heben, nein, es vergeht keine Woche, wo nicht nothwendige Gesetze gegeben oder nützliche Institutionen in's Leben gerufen werden."

„Ja, auf dem Papier," nickte Almeja, „aber sehen Sie, wie es in Wirklichkeit im Lande steht. Wie lange ist es her, daß zwei französische Officiere auf der Diligence ermordet wurden."

„Parteileidenschaft" — sagte Lucido.

„Ach was," rief Almeja, „die Partei hatte damals Nichts damit zu thun. Elendes Raubgesindel war es, das auch die mexicanischen Passagiere plünderte — eine Nichte von Rodriguez, aus Mazatlan, befand sich ebenfalls in der Kutsche und hat mir die Einzelheiten alle erzählt — und das nicht allein. Wie oft ist seit der Zeit die Diligence nach Queretaro und Puebla wieder

ausgeraubt worden, und besonders in Puebla ein solcher Zustand eingetreten, daß man kaum wagen kann, allein durch die Straßen der Stadt zu gehen, aus Furcht aufgegriffen und um Lösegeld gefangen gehalten zu werden. Thut denn der Kaiser auch nur Etwas, um diesem Zustand ein Ende zu machen?".

„Er ist zu gut," sagte Lucido — „er mag kein Todesurtheil an Mexicanern unterschreiben, aber er wird sich doch dazu gezwungen sehen."

„Zu gut? sagen Sie zu schwach," rief Almeja, „der Mann paßt nicht dazu, um das mexicanische Volk zu regieren, und das ist gerade, als ob ich ein an unsere Gebisse gewöhntes Pferd mit einer einfachen europäischen Trense reiten wollte. So lange es selber Lust hat, geht es ruhig, aber sobald es ihm einmal einfällt, auch mit dem Reiter durch."

„Haben Sie denn gehört, daß irgend etwas Besonderes im Werke wäre?"

„Besonderes? vor der Hand, nein, aber eine unheimliche Schwüle herrscht überall, die jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Die mexicanischen Officiere fürchten sich vor der Geistlichkeit, und ich weiß bestimmt, daß schon einige von ihnen schwankend geworden sind."

„Und haben Sie die Gesellschaft je anders als schwankend gekannt, Don Juan?“ lachte Lucido — „sehen Sie dort, da geht gleich ein treffliches Exemplar unseres Officierstandes — kennen Sie den Burschen da in der mexicanischen Generalsuniform, der mit ein paar anderen Kameraden seines Gelichters aufgeblasen und frech einherschlendert?“

„Der finstere Mann mit den dicken Augenbrauen? Wer ist das?“

„General Cortina, noch vor wenigen Monaten ein eifriger Parteigänger des Expräsidenten, der aber mehr Menschenleben auf dem Gewissen hat, als vielleicht selbst Marquez, und genug mexicanisches Blut vergossen haben soll, um ein Kriegsschiff darauf flott zu halten.“

„Ich weiß, daß er von Juarez abgefallen ist.“

„Und so lange bei dem Kaiser aushalten wird,“ setzte Lucido hinzu, „als dieser ihn genügend bezahlt und die Macht behält. Glauben Sie, daß solche Menschen ein anderes Interesse im Auge haben, als ihr eigenes?“

„Es geht übrigens das Gerücht, der Kaiser beabsichtige dem ein Ende zu machen und einen Theil dieser Herren zur Disposition zu stellen.“

„Wenn er ihnen dann so viel Gehalt giebt, daß sie hier in der Hauptstadt mit Glanz leben können," nickte Almeja — „so bleiben sie ihm treu."

„So reich ist Mexico nicht."

Almeja zuckte mit den Achseln. „Dann mag er sich auch vorsehen was er thut, oder er treibt sie alle wieder in's feindliche Lager hinüber."

„Como está Señores," redete sie in diesem Augenblick Zamacona an, der eben im Begriff war, nach Hause zu gehen, denn die Sonne sank schon hinter die Berge und die Nacht legte sich kühl auf die Erde. „Haben Sie die Neuigkeit gehört?"

„Und welche?" frug Lucido, „es giebt deren jetzt so viel, daß man kaum weiß, wo man anfangen soll."

„Ich meine den Ueberfall der beiden Posten, einen wieder auf dem Weg nach Cuernavaca, den andern dicht bei Puebla."

„Por Dios, die Herren von der Straße sind thätig."

„Denken Sie nur, die Post von Orizaba nach Puebla haben sie dreimal an einem Tag geplündert, und das letzte Mal aus lauter Wuth, daß sie Nichts mehr fanden, den Passagieren auch das

letzte Kleidungsstück genommen — und es waren einige Señoritas dabei."

„Caramba!" riefen die beiden Herren zugleich aus.

„Wie die Post in Puebla in das Hôtel de las Diligencias einfuhr, mußte der Hof geräumt werden, und dann gab man ihnen Decken und Serapen in den Wagen, daß sie sich nur darin einhüllen und ihr Zimmer erreichen konnten. Es ist niederträchtig."

„Es wird alle Tage besser und das Gesindel so übermüthig wie nur möglich. Wenn sie nicht Jeden, den sie erwischen, an Ort und Stelle aufhängen, wird es auch nicht besser. Alles was von Juarez' Armee noch übrig geblieben ist, hat sich ja auf die Straße und den Raub geworfen. Das sind keine Soldaten mehr, das sind Banditen, und mit denen muß man kurzen Proceß machen."

„Genau über dasselbe haben wir vorher auch gesprochen," nickte Lucido, „und das ist auch jetzt etwa die Stimme des ganzen Landes — Den Strick für die Freibeuterschaaren oder die Kugel, etwas Anderes giebt es nicht."

Die drei Freunde waren zusammen aus der Alameda getreten, um nach Hause zurückzukehren,

als im kurzen Galop, von einem einzigen Diener begleitet, ein hoher französischer Officier vorübersprengte.

„War das nicht Bazaine?“ sagte Almeja, der ihm nachschaute.

„Ich glaube ja,“ nickte Lucido, „wohin mag der noch reiten — er biegt dort ein.“

„Vielleicht nach Chapultepec,“ sagte Zamacona, „er hat in der letzten Zeit und seit er von Oajaca zurück und Marschall geworden ist, häufiger mit dem Kaiser verkehrt.“

„Und Porfeirio Diaz haben sie nach Puebla gebracht?“ frug Lucido.

„Ja — er sitzt auf der Festung,“ nickte Zamacona, „sehr hübsche Aussicht da, aber sonst ein verwünschter Platz, und noch dazu mit französischen Kerkermeistern. Der wackerste Mann, den Mexico hat, von den F r e m d e n in unserem eigenen Land gefangen gehalten. Es ist eigentlich eine Schande, daß wir es dulden und dulden müssen.“

„Er wird gewiß gut behandelt werden.“

„Wenn Bazaine seinen Willen hat, fürchte ich Alles,“ sagte Zamacona düster; „aber Señores,“ setzte er dann in einem leichteren Tone hinzu, „ich sehe nicht ein, weshalb wir uns den

schönen Abend mit so trüben Gedanken verderben sollen? Was sagen Sie zu einer Partie Whist? Kommen Sie mit zu mir hinüber — meine Frau hat sich ein paar Freundinnen eingeladen, und wir finden da gleich eine kleine Gesellschaft."

Die Einladung wurde ohne Weiteres angenommen, und die drei Freunde schritten, die Politik sich selber überlassend, ihrer Partie zu in die Stadt.

* * *

Oben in Chapultepec wanderte Maximilian, seine Gemahlin am Arm und ohne von einem Diener begleitet zu sein, unter den prachtvollen alten Cedern auf und ab, die am Fuße dieses Schloßberges stehen. So heiter er aber auch, als sie hinunterstiegen, gewesen war, und so lebhaft er das Gespräch geführt hatte, hier unten in dem düstern Hain dieser alten Bäume wurde er stiller und stiller — er sprach kein Wort mehr; sein Geist wanderte bald zurück zu fern vergangenen Zeiten, bald in die Zukunft seines schönen Reiches, bis er sich beengt unter den immer dichter werdenden Schatten fühlte. Die Brust hob sich ihm schwer und er sagte leise:

„Komm, Charlotte — laß uns wieder hinauf

in's Licht steigen — hier unten unter den mächtigen Bäumen ist es mir, als ob ich im Grabe läge."

„Es sind Zeugen vergangener Herrlichkeit und Größe," sagte die Kaiserin.

„Vergangener," wiederholte düster Maximilian, „in diesen Wipfeln rauscht sie."

„Was fehlt Dir, Max?" sagte die Kaiserin, die bei den Worten fast erschreckt zu ihm aufsah, „ist Etwas vorgefallen? hast Du schlimme Nachrichten bekommen?"

Maximilian schüttelte lächelnd mit dem Kopf. „Nein," sagte er, „nur gute, Du weißt es ja selber."

„Aber es hat Dich gekränkt, daß Amerika unsern Gesandten nicht anerkennen will?", frug die Kaiserin, während sie den Hain jetzt verließen und wieder nach oben stiegen.

„Nein — auch das nicht —" erwiederte der Kaiser — „es war ein Fehler, daß ich überhaupt den Versuch machte, aber — es hat Nichts zu bedeuten. Wir sind uns selber hier genug, und mit den wenigen Feinden, die uns jetzt noch gegenüberstehen, können wir auch allein fertig werden. Ach, hier athmet die Brust freier, als da unten in dem dunkeln Grund," sagte er, indem er stehen

blieb und sein Blick jetzt weit hinaus, über die Wipfel des zu seinen Füßen liegenden Parks hin, die hell aus der Nacht herausschimmernden Vulkane suchte — „wie schön, wie wunderbar schön es hier ist, Charlotte, und wie mild und balsamisch die Luft. Ich habe früher immer geglaubt, daß das Meer dazu gehöre, um eine Scenerie vollkommen zu machen, aber jene herrlichen Gebirge da drüben ersetzen Alles. — Und wie malerisch Tenochtitlan*) da unten mitten zwischen den beiden dunkeln Seen ruht, und wie die Lichter von dort herüberblitzen. — Wir haben etwas Schweres unternommen, Charlotte, und ich kann Dir gestehen, daß ich anfangs manchmal verzagte, wenn sich mir Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten entgegenstellten, und ich wohl fühlen mußte, wie wenig Verlaß wir auf den Charakter dieser Menschen hatten. Jetzt aber ist das Alles vorüber, denn der Erfolg war mit uns, dem sich die Masse beugt, und jetzt gehe ich der Zukunft auch froh und vertrauensvoll entgegen. Nur da unten, unter den geheimnißvollen Schatten jener Bäume, überkam mich wieder ein, dem früheren ähnliches, un-

---

*) Der alte Name der Hauptstadt Mexico.

heimliches Gefühl — aber wer naht dort? — ist das nicht ein Diener? Er scheint uns zu suchen."

Es war in der That ein Diener oben vom Schloß, der meldete, daß eben Marschall Bazaine angelangt sei und Seine Majestät um eine kurze Unterredung bitten lasse.

„Bazaine?" sagte der Kaiser erstaunt, „was ist da vorgefallen, daß er uns zu so später Abendstunde aufsucht?"

„Was kann vorgefallen sein?" setzte die Kaiserin hinzu, deren Herz heftig klopfte, die aber doch vollkommen ihre äußere Ruhe bewahrte. „Eine Geschäftssache führt ihn jedenfalls her, und wahrscheinlich wieder eine von seinen ewigen Klagen. Er glaubt sich stets zurückgesetzt, weil er nicht mehr die volle Verwendung über die österreichischen und belgischen Truppen hat, und die gerade möchte er überall gern vorschieben, um die Franzosen zu schonen."

„Und thut es redlich, wo er kann," nickte der Kaiser — „doch komm, mein Kind — wir wollen sehen, was er uns zu sagen hat, denn annehmen müssen wir ihn doch, wenn auch die Zeit schlecht gewählt ist. Gott weiß es, ich habe so nur die Abende für mich, und ich fürchte, er

wird uns den heutigen nicht gerade angenehm vertreiben."

Das Kaiserpaar schritt, von dem Diener gefolgt, in das Schloß die kurze Strecke oder vielmehr die Treppe noch hinauf. In dem unteren Salon aber, der durch einen kleinen Säulengang an den neu restaurirten Garten stieß, kam ihnen Bazaine schon entgegen, und ohne eine große Auseinandersetzung für nöthig zu halten, sagte er, nach einer ziemlich abgebrochenen Verbeugung:

„Sie müssen mich entschuldigen, Majestät, daß ich Ihre Zeit noch so spät am Abend in Anspruch nehme, ich komme selber aber über Tag nicht zu Athem und glaubte auch, Sie hier am ungestörtesten zu treffen. — Darf ich um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?"

„Betrifft es mich persönlich oder den Staat?" frug Maximilian, der sich doch ein wenig durch diese Hintansetzung jeder Form verletzt fühlte, so vernünftig er sonst darüber denken mochte.

„Persönlich nein," erwiederte der Marschall, „die Zustände des Reiches."

„Dann," lächelte Maximilian, indem er auf seine Gemahlin zeigte, „kann mein kleiner Secretär und Geschäftsführer auch bei uns bleiben, denn was den Staat betrifft, so hat die Kaiserin

ein so richtiges Urtheil, daß ich gern ihre Meinung in allen wichtigen Dingen höre. Kommen Sie, setzen wir uns, es wird draußen schon ein wenig zu kühl und der Wind zieht scharf von den Bergen herüber. Rauchen Sie, Herr Marschall?" und der Kaiser hielt ihm seine Cigarrentasche entgegen, „und nun sagen Sie, was Sie uns so Wichtiges bringen."

„Eigentlich, Majestät," sagte Bazaine, der den Stuhl, auf welchen der Kaiser zeigte, nahm, während sich die Diener zurückzogen, „bringe ich Ihnen nichts besonders Wichtiges, sondern meine Unterredung sollte nur etwas Wichtiges, was sich ereignen könnte, in Betracht ziehen. Sie haben doch jedenfalls gehört, wie es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht?"

„Allerdings — der Süden ist, den letzten Nachrichten zufolge, vollständig unterlegen, Lee hat capitulirt, Jefferson Davis ist Gefangener der Union und fast alle südstaatlichen Truppen, mit Ausnahme der in Texas, haben ihre Waffen niedergelegt. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Alles so mit einem Schlage geschehen könne, aber General Sherman hat ihnen den Hals gebrochen. Es war auch ein keckes Unternehmen und ich hätte wohl dabei sein mögen."

„Die Thatsachen sind unbestreitbar,“ erwiederte Bazaine, „aber an uns tritt auch jetzt die Nothwendigkeit heran, zu überlegen, wie wir ihnen gegenüber handeln wollen, und uns zu dem Einen oder Andern zu entschließen wird bald nöthig sein.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Kaiser.

„Ich meine das noch jetzt in Texas stehende Heer der Conföderation,“ erwiederte der Marschall, „das unter General Slaughter wahrscheinlich noch gar nicht die letzten Ereignisse vom Kriegsschauplatz kennt. Mit diesem sind nur zwei Wege möglich; es unterwirft sich entweder, wie es die übrigen, freilich vollständig eingeschlossenen, Armeecorps gethan haben, der siegreichen Union oder es tritt mit der mexicanischen Grenze im Rücken auf mexicanisches Gebiet über.“

„Das verstößt nicht wider das Völkerrecht,“ sagte der Kaiser.

„Nein — allerdings nicht,“ sagte Bazaine, „und ist schon mehrfach auch in anderen Ländern geschehen — selbst noch in unseren Kriegen mit Italien, wo wir die Oesterreicher über die Schweizer Grenze jagten.“

Der Kaiser biß sich auf die Unterlippe, aber er erwiederte Nichts und Bazaine fuhr fort:

„Ich verhehle mir nicht, daß wir dadurch Schwierigkeiten mit der Union bekommen könnten, aber gerade jetzt, wo Juarez in den Staaten drüben amerikanische Freischaaren anwerben läßt, um bei uns einzubrechen, wäre es von nicht geringem Werth, diesen ein Gegengewicht in die Schale zu werfen, und das könnten wir, wenn wir die Soldaten der Conföderirten vermöchten, dort oben eine Colonisation zu beginnen."

„Aber Sie wissen, Herr Marschall," sagte der Kaiser, „daß es für einen neutralen Staat die erste Bedingung ist, einem solchen übergetretenen Armeecorps die Waffen abzufordern. Es geschah das auch," setzte er mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „wie Sie sich vielleicht erinnern werden, mit den Oesterreichern in der Schweiz."

An dem Marschall ging der Stich verloren, oder wenn er ihn fühlte, ließ er es sich nicht merken. „Das Alles läßt sich in geschickter Weise umgehen," entgegnete er, „denn in einem wilden Lande herrschen andere Verhältnisse, als in einem civilisirten. Die Colonisten dort oben müssen Gewehre haben, weil sie zum Theil mit von der Jagd leben und mit wilden Indianerstämmen noch häufig in Berührung kommen, ja sogar von ihnen bedroht werden. Sobald sie nicht selber

wieder in das Nachbarland einbrechen, kann deshalb kein Staat der Welt Etwas dagegen einwenden. Die Sache muß aber jetzt erwähnt werden, damit Eure Majestät im Voraus die Instructionen zu geben geruhen, welche Sie für die zweckmäßigsten halten."

„Und was rathen Sie mir?"

„Ich würde Eure Majestät zur Absendung eines kaiserlichen Commissärs nach Matamoras rathen, um dort etwaige Colonisationsangelegenheiten zu regeln. Ja auch in dem Fall, daß die Unionstruppen in Texas einrücken sollten, wäre es wünschenswerth, daß Majestät einen Mann dort oben hätten, auf den Sie sich gründlich verlassen könnten, und der im Stande wäre, in Ihrem Namen mit Regierungstruppen der Nachbarstaaten zu negociiren. Ein französischer Militär dürfte es natürlich nicht sein."

„Nein — allerdings nicht," nickte der Kaiser leise vor sich hin, „und ich glaube auch Sie haben darin Recht, mein Herr Marschall. Aber um so nöthiger wird es dann sein, jetzt mit aller Macht den sich noch immer regenden Schaaren der Juaristen im Norden entgegen zu treten. Negrete, der noch treu zu Juarez hält, ist ein sehr thätiger und unternehmender General. Jetzt

aber einen letzten und entscheidenden Schlag dort hinauf geführt, und ich denke wir können sagen, daß wir mit der Revolution fertig geworden sind.“

„In dem Fall, Majestät,“ sagte Bazaine achselzuckend, „müßte ich freilich bitten, daß die Befehle, die ich gegeben, um die von den mexicanischen Truppen occupirten Plätze auch in Vertheidigungszustand zu setzen, besser ausgeführt werden als bisher, oder die ganze Arbeit fällt, wie immer, allein auf französische Schultern.“

„So viel ich weiß,“ sagte der Kaiser, und sein Antlitz zeigte eine etwas lebhafte Röthe — „ist das bisher genau geschehen.“

„Ich erinnere Sie an Monterey,“ entgegnete Bazaine — „es fiel aus dem Ihnen angegebenen Grund, ohne jede Vertheidigung, und gewinnen die Liberalen von Neuem Boden, so können wir auch den Kampf zum dritten Mal von vornherein beginnen. Auf Ihre mexicanischen Verbündeten und Officiere ist außerdem gar kein Verlaß, und ich fühle mich nie sicher, wenn ich mit ihnen zu operiren habe.“

„Herr Marschall,“ sagte der Kaiser, „ich glaube nicht, daß Sie einen treueren General in Ihrer Armee haben, als Mejia ist.“

„Mejia macht allerdings davon eine Ausnahme," sagte Bazaine, „ich halte sogar auch Mendez für treu, weil er Juarez persönlich haßt. General Marquez war einer der tüchtigsten Generale. Majestät haben ihn aber aus mir unverständlichen Gründen entfernt, und wir quälen uns jetzt fast nur mit Officieren ab, die in einer französischen Armee nicht einmal Corporalsrang bekleiden könnten."

„Das sind allerdings Uebelstände, die sich aber mit der Zeit bessern," meinte der Kaiser — „sehen Sie die Union in Nordamerika; es fehlte ihr im Anfang des Krieges total an guten Officieren, und was für tüchtige Generale haben sich indeß herangebildet!"

„Wenn wir aber mexicanische Generale heranziehen," sagte Bazaine, „so sind wir keinen Augenblick sicher, daß sie nicht bei der nächsten Gelegenheit und mit ihrer ganzen Truppe zu den Feinden übergehen, und das Gesindel, das wir von dort herüber kriegen, ist nicht des Hängens werth."

„Mit Ausnahmen, Herr Marschall," lächelte der Kaiser — „ich nenne Ihnen nur Vidaurri und Uraga und könnte manchen andern wackern

Namen hinzufügen. Sie mögen aber die Mexicaner principiell nicht leiden."

„Die Mexicaner allerdings nicht," und ein leichtes Lächeln zog dabei über seine stolzen Züge, „aber — doch davon später," brach er kurz ab — „vor allen Dingen möchte ich Euer Majestät nur noch an's Herz legen, mir jetzt, wenn ich nach dem Norden hinaufziehe, jede Vollmacht zu geben, um auch mit aller Strenge gegen die Rebellen auftreten zu können."

„Aber haben Sie nicht jede Vollmacht als Befehlshaber der französischen Armee von Ihrem Kaiser bekommen?" frug Maximilian — „sind Sie nicht in Wirklichkeit unbeschränkter Herr Ihrer Truppen?"

„Allerdings," erwiederte Bazaine, „aber es giebt Fälle, für die ich die Verantwortung nicht allein übernehmen kann und will, und die sich doch zum Bestehen des ganzen mexicanischen Reiches als unumgänglich nöthig herausstellen werden."

„Und diese Fälle sind?" frug der Kaiser und sah ihn forschend an.

„Eine Disposition über die Führer der Rebellen, sobald sie in unsere Hände fallen," erwiederte finster der Marschall.

„Und ist die nicht im Völkerrecht und Ihren eigenen militärischen Gesetzen fest ausgesprochen?"

„Aber das Völkerrecht hat mit diesen Horden Nichts mehr zu thun!" rief Bazaine erregt aus. — „Ob sie nun in Banden von sechs oder acht Mann die Diligencen plündern und unsere Officiere aus dem Hinterhalt erschießen, wie das seit langer Zeit auf der Straße nach Cuernavaca, Queretaro und Puebla vorgekommen, oder zu Sechs- oder Achthundert Städte überfallen, die Einwohner brandschatzen, die Frauen mißhandeln und die Behörden aufhängen, es sind immer nur die nämlichen Banditen, und Einer sollte wie der Andere behandelt werden. Majestät sind aber zu weichen Herzens, und glauben Sie mir, das Volk dankt es Ihnen nicht einmal. Fallen doch selbst in den Vorstädten um Mexico Raubanfälle und Mordthaten vor, und zahllose Verbrecher, die wir gefangen haben, wurden von den Behörden eingesteckt, und entwischten ohne eine andere Strafe erhalten zu haben, als ein paar Wochen oder Monate gefüttert zu sein."

„Sie haben Recht, Herr Marschall," nickte der Kaiser, „die Sache ist auch schon besprochen, und ein Gesetz wird in diesen Tagen erscheinen, das für Raubanfall und Mord die Strafe

unmittelbar der That folgen läßt. Ich gestehe selber ein, daß hier Milde mehr schadet als nützt, und es muß anders werden. Ich will gegen solches Gesindel kein Erbarmen mehr haben; sie mögen sich die Folgen ihrer Verbrechen selber zuschreiben."

„Aber das genügt nicht, Majestät," sagte der Marschall, „das bestraft sie nur, wenn sie sich in einzelnen kleinen Trupps zeigen, und behandelt sie als Caballeros, sobald sie in hellen Schwärmen umherziehen und dort dann im Großen genau das Nämliche verrichten, was jene im Kleinen thun."

„Und was verlangen Sie da von mir?"

„Was ich Ihnen schon früher an's Herz gelegt habe: den Schuften den bittern Ernst, den festen Willen zu zeigen, mit ihnen aufzuräumen, wo wir sie fassen können."

„Aber Sie dürfen doch keine Kriegsgefangenen erschießen!"

„Das *sind* keine Kriegsgefangenen," erwiederte finster Bazaine, „das sind gefangene Räuber und Mordbrenner, und so lange wir mit denen nicht kurzen Proceß machen, bekommen wir keinen Frieden im Reich — darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Der Kaiser schüttelte ernst mit dem Kopf. „Noch steht Juarez an der Spitze der Revolution!“ sagte er — „noch ist seine Präsidentschaft nicht einmal abgelaufen, und Sie werden mich nie dazu vermögen, einen wirklichen Feind wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln.“

„Aber jene schießen nieder, was sie von unserer Nation erreichen können — sollen wir das geduldig ertragen?“

„Gebrauchen Sie Repressalien, wo Sie dieselben für nöthig halten und als Marschall von Frankreich verantworten können,“ sagte der Kaiser ernst, „aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich mich — noch dazu jetzt, wo die Aussichten für das neue Kaiserreich so günstig stehen — vor allen civilisirten Staaten durch ein solches Blutdecret compromittiren solle. Haben wir erst die Revolution einmal vollkommen unterdrückt, und dazu bitte ich Sie mir die Hand zu reichen, und giebt es nur wirklich vereinzelte Räuberbanden zu vernichten, dann allerdings gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Jetzt aber, wo uns noch — und wenn auch nur eine Scheinregierung entgegensteht, müssen wir selbst den Schein vermeiden, als ob wir nicht mit ehrlichen Waffen fechten wollten.“

Bazaine zuckte die Achseln. „Majestät haben Ihren freien Willen und ich selber Ihnen nur zum Besten gerathen. Wollen Sie dem Rath nicht folgen — ich kann's nicht ändern, und wir müssen also sehen, wie wir die Caballeros mit Glacéhandschuhen zur Ruhe bringen."

Der Kaiser hatte eine Antwort auf den Lippen, verbiß sie aber, sah eine Weile sinnend vor sich nieder und sagte endlich, auf etwas Anderes übergehend: „Apropos, Herr Marschall, was ich Sie fragen wollte. — Wie steht es mit General Diaz? befindet er sich auf Ehrenwort in Puebla?"

„Er wollte sein Ehrenwort nicht geben, Majestät," sagte der Marschall, „und wir halten ihn noch in Fort Guadelupe. Es liegt keine Gefahr vor, daß er dort entwischen könnte."

„General Diaz ist ein ehrenwerther Mann."

„Er ist jedenfalls der beste der Juaristischen Generale," meinte Bazaine, „wenn das auch noch nicht viel sagen will — er ist aber auch der gefährlichste, und ich glaube, wir haben alle Ursache ihn fest verwahrt zu halten, denn überzukaufen ist er nicht."

„Und das ist bei einem mexicanischen General wirklich alles Mögliche," nickte lächelnd der

Kaiser — „haben Sie schon den Versuch gemacht?“

„Wir haben ihm, uns der Zustimmung Euer Majestät versichert haltend, den Rang eines Divisions-Generals in der kaiserlichen Armee angetragen, er weigert sich aber auf das entschiedenste, mit dem Kaiserreich Etwas zu thun zu haben. Es ist ein hartnäckiger Republikaner und von den Institutionen seines Vaterlandes verblendet eingenommen.“

„Aber trotzdem ein ehrenwerther Charakter,“ sagte Maximilian; „ich bitte Sie persönlich darum, Herr Marschall, dafür Sorge zu tragen, daß er anständig behandelt wird und es ihm an Nichts fehlt. Gerade solche Männer brauchen wir und ich hoffe, daß er sich, zum Besten seines Landes, auch Uns fügen wird, wenn er erst sieht, daß Wir die einzige Regierung im Lande bilden. Sie würden mich sehr dadurch verpflichten.“

„Majestät können sich darauf verlassen,“ sagte Bazaine, „so weit es nämlich angeht, ihm keine Flucht zu ermöglichen, denn gerade Porfeirio Diaz hätte im Handumdrehen wieder eine Armee hinter sich.“

„Sie sehen zu schwarz, Herr Marschall,“

lächelte der Kaiser, „und verwechseln den jetzigen Zustand der Dinge mit den früheren der Revolutionen. Das Volk selber sehnt sich nach Ruhe und wird sich hüten, dort, wo das Land wirklich pacificirt ist und es seine gewohnten Beschäftigungen wieder begonnen hat, auf's Neue und muthwillig zu den Waffen zu greifen."

„Wenn ihm sein freier Wille gelassen würde, gewiß nicht," sagte der Marschall, „aber kennen Majestät die hiesigen Levas nicht? Sobald ein Officier nur erst einmal zwanzig Mann beisammen hat, so kann er sie, wenn ihm irgend Ruhe gelassen wird, in zwei, drei Monaten auch auf eben so viel Tausend bringen. Mit den ersteren überfällt er die einzelnen Hütten und preßt zu Soldaten, was er eben findet, und sind ihrer erst ein paar Hundert bei einander, dann umzingeln sie kleine Dörfer und Ortschaften, und die Armee ist im Nu fertig."

„Und wo bekommen sie Waffen und Munition her?"

„Gott weiß es, aber sie verstehen sich Alles zu verschaffen, was sie brauchen, und besonders im Norden wird Juarez wie seine Bande ja ganz offen von den Nordamerikanern mit dem Nöthigen unterstützt. Doch wir müssen nun

eben sehen, wie wir im Guten mit ihnen fertig werden, da Majestät absolut keinen Ernst machen wollen. Der Zeit mag es dann überlassen bleiben, Sie von der Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel selber zu überzeugen. Jetzt habe ich nur noch den Majestäten eine Mittheilung zu machen, die mich selber betrifft."

„Sie selber, Herr Marschall?"

„Majestät," lächelte der Marschall, „bemerkten vorher, daß ich die Mexicaner nicht liebe, und ich gab das zu; um Sie aber zu überzeugen, daß sich diese Abneigung nicht auch auf die Mexicanerinnen ausdehnt, wollte ich Ihnen hier die Anzeige machen, daß ich mich heute mit einer jungen Mexicanerin aus guter Familie verlobt habe."

„In der That?" rief die Kaiserin, die bis jetzt dem Gespräch schweigend zugehört hatte, „und mit wem, wenn man fragen darf?"

„Die Familie," sagte Bazaine, „ist von spanischer Abkunft — „die Tochter natürlich hier geboren und Creolin — es ist die Familie La Pena, und eng verwandt mit den beiden angesehenen Generalen Lopez und Pedraza, welcher Letztere schon einmal die höchste Würde in der Republik bekleidete."

„In der That,“ nickte der Kaiser, nicht unangenehm von der Nachricht überrascht. „Das bringt Sie uns dann allerdings näher, und wir können vielleicht hoffen, Sie ganz an uns hier in Mexico zu fesseln.“

„Quien sabe, Majestät,“ lächelte der Marschall mit dem echt südamerikanischen Ausweich, „vor der Hand freilich, aber wenn der Kaiser Napoleon die Zeit gekommen glaubt, daß wir unsere Truppen wieder aus Mexico herausziehen können, weil das Kaiserreich auf eigenen Füßen steht, werde ich jedenfalls mit diesen nach Frankreich zurück müssen.“

„Und sehen Sie diese Eventualität in nächster Zeit voraus?“

Der Marschall schüttelte mit dem Kopf. „Noch ist mir keine solche Andeutung gemacht worden,“ sagte er, „aber Majestät werden selber wünschen, uns bald los zu sein, um Ihr Reich nicht länger auf fremde Bajonnette zu stützen.“

„Dann nehmen Sie heute wenigstens unsere freundlichsten Glückwünsche zu Ihrer bevorstehenden Verbindung,“ sagte die Kaiserin, die gerade dieses Gespräch abgebrochen wünschte.

„Von ganzem Herzen,“ stimmte Maximilian zu und reichte dem Marschall die Hand — „ich

glaube auch, ich kenne Ihre Braut. Sie war doch schon bei Hofe, nicht wahr?"

„Ich habe sie in Euer Majestät Sälen zuerst kennen lernen."

„Gewiß, auch ich erinnere mich recht gut auf die Señorita La Pena, und wer sie einmal gesehen, vergißt sie nicht wieder. — Meine kleine Roneiro ausgenommen, ist sie vielleicht das schönste Mädchen der Stadt."

„Der Marschall," lachte Maximilian, „wird sich schon nichts Schlechtes aussuchen, und er hatte die Wahl unter einem ganzen Blumenflor. Aber es wird mich freuen, Ihre Braut kennen zu lernen. Sie führen Sie uns doch zu?"

Der Kaiser war aufgestanden, und dem Zeichen folgend, erhob sich Bazaine ebenfalls.

„Wenn mir Majestät gestatten, gewiß."

„Es wird uns immer freuen, Sie bei uns zu sehen."

Mit einer tiefen Verbeugung zog sich der Marschall zurück, und bald darauf klapperten die Hufe seines Thieres wieder den Weg zurück, der in die Stadt führte.

Der Kaiser war, als sie Bazaine verlassen, mit untergeschlagenen Armen an dem Tisch stehen

geblieben und sah sinnend vor sich nieder — die Kaiserin trat zu ihm und legte leise ihre Hand auf seine Schulter.

„An was denkst Du, Max?"

„An die letzte Andeutung, die der Marschall machte," sagte der Kaiser ernst, „denn nur in's Blaue hinein hat er sie nicht gethan."

„An den Abzug der Franzosen?"

„Gott weiß es, mit wie leichtem Herzen ich sie würde ziehen sehen, aber — wir können sie jetzt noch nicht entbehren und es ist auch nicht denkbar, denn ich habe des Kaisers Wort, auf das allein ich diese schwierige Mission übernommen."

„Aber Bazaine kann noch keine officiellen Depeschen darüber haben," sagte Charlotte.

„Nein, das glaube ich auch nicht," erwiederte ihr Gemahl, ohne seine sinnende Stellung zu verändern, „aber er hat Andeutungen — Anfragen bekommen, und das verräth nur zu deutlich, was im Werke ist. Die Nordstaaten haben wider Erwarten rasch gesiegt, und Frankreich ist nicht zu einem Krieg mit der Union und Mexico gerüstet. — Würde ein Druck auf Napoleon ausgeübt — aber nein," fuhr er fort, sich mit lächelndem Antlitz emporrichtend — „was ich mir auch für thörichte Sorgen mache. Aber

so sind die Menschen; wenn sie sich gerade im Glück befinden, suchen sie jede nur denkbare Unannehmlichkeit so lange selber muthwillig hervor, bis sie sich die frohen Augenblicke — und wenn es auch nur durch einen Schatten wäre — stören. Napoleon kann jetzt gar nicht zurück; er hat sein Wort gegeben und die eigene Ehre wie die seines Heeres eingesetzt."

„Der mexicanische Krieg ist nicht populär in Frankreich —"

„Er war es nie, aber das hat Napoleon nicht gehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, und wird ihn nicht hindern, ihn auch weiter zu verfolgen. Nein, Charlotte, auch wir gehen den unsern, grad und ehrlich, wie wir es vom Anfang an begonnen. — Wenn die Geschichte einmal über meine Regierung richtet, ist sie vielleicht im Stande, mir manche Fehler nachzuweisen — aber wahrlich kein Verbrechen. Komm, Schatz! fort mit den trüben Gedanken, die uns jetzt keine Falte auf die Stirn rufen sollen."

„Und glaubst Du, daß es Bazaine gut mit uns meint?" frug die Kaiserin.

Der Kaiser zögerte mit der Antwort, endlich sagte er: „In einer rauhen Schale steckt manchmal ein guter Kern — weshalb sollen wir

Schlimmes von einem Mann denken, der uns bis jetzt nur gute Dienste geleistet hat. Angenehm ist sein Auftreten nicht, und ich glaube kaum, daß er sich in manchen Stücken seinem eigenen Kaiser gegenüber so benehmen würde; aber Unrechtes läßt sich ihm auch noch nicht nachweisen. Er ist Soldat; wir Alle leben in einem rauhen Land, und die Zeit erst wird lehren, wie sich Alles gestaltet. — Aber nun auch genug, und heute Abend kein Wort mehr von Politik."

6.

Spuren der Klerikalen.

Die Hauptstadt befand sich heute gewissermaßen in Aufregung, denn ein höchst wichtiges Begebniß fand statt, das — wenn auch nur eine Familien-Angelegenheit, doch bedeutende Folgen nach sich ziehen konnte: nämlich die Trauung Bazaine's, des Marschalls von Frankreich und Oberbefehlshabers der französischen Occupationstruppen, mit einer jungen Mexicanerin, der Tochter einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes. — Also gewissermaßen ein Ereigniß, das, da es von dem „zweiten" (und Viele betrachteten ihn als den e r s t e n) Mann des Landes ausging, eine Verschmelzung des fremden Landes selber bedeuten konnte.

Und welche Folgen konnte das haben? —

was war vorausgegangen, um den Marschall von Frankreich dahin zu bestimmen — denn daß wirkliche Liebe dabei die Hand im Spiel gehabt, glaubten nur Wenige. Sollte die Occupation des Landes durch die Franzosen dadurch permanent erklärt werden?

Daß Bazaine hier zu bleiben gedachte, schien schon daraus hervorzugehen, daß der Kaiser seiner Gemahlin an dem heutigen Tage den Palast Buenavista — ein prachtvolles Gebäude mit großem Park, das eine ganze Quadra einnahm und etwa 100,000 Pesos an Werth haben mochte — zur Mitgift geschenkt hatte. Aber war ein Frieden im Lande möglich, so lange es von den Fremden besetzt blieb, und würden sich nicht immer wieder Banden bilden, die theils für die eine, theils für die andere Seite plünderten und mordeten?

Beunruhigende Gerüchte über neue Guerilla-Schwärme waren nämlich in den letzten Tagen aufgetaucht, die kein Ende dieses Elendes absehen ließen, denn General Pastera — bis dahin ein treuer Anhänger des Expräsidenten — sollte zu den Kaiserlichen übergegangen sein und das jetzt auf eine ganz eigene Art documentiren. — Anstatt sich nämlich in der Hauptstadt dem

Kaiser zur Verfügung zu stellen, hatte er es vorgezogen, in einer Stadt des Innern, nach mexicanischer Art, sein Pronunciamento zu erklären. Ein paar Hundert Anhänger, da es nur auf einen Plünderungszug abgesehen war, fand er leicht, oder zwang auch gewaltsam, was er unterwegs fand, zu seiner Fahne zu treten, und wie er früher ein grimmer Feind der monarchischen Partei gewesen, so trat er jetzt eben so wild und rücksichtslos gegen die Liberalen auf.

Aus seinen früheren Zügen unter Juarez kannte er dessen treueste Anhänger genau. Deren Wohnorte und Hacienden suchte er jetzt auf, und mordete und plünderte so rücksichtslos, daß schon der Schrecken seines Namens vor ihm herzog und die Unglücklichen, wenn sie nur seinen Namen hörten, lieber ihre Besitzung im Stich ließen, ehe sie ihr Leben daran wagten, seinen Besuch zu erwarten.

So hatte er schon einen Trupp von etwa vierhundert Mann zusammengebracht, mit denen er sich der Hauptstadt näherte, und das mexicanische Ministerium bat Bazaine dringend, einen Truppentheil gegen diese Bande auszuschicken, denn sie schändeten nicht allein den Ruf des Kaiserreiches, in dessen Namen der Bube alle diese

Thaten verübte, sondern richteten auch unsagbares Unheil an. Bazaine aber, mit den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit beschäftigt, widmete der Sache keine besondere Aufmerksamkeit, und Hauptmann Graf Deverreux wurde mit einem kleinen Trupp ausgeschickt, um der Bande das Handwerk zu legen. Dieser aber mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, denn er fand sich viel zu schwach, etwas Feindliches zu unternehmen, und als er einen Parlamentär zu Pastera sandte und von diesem eine Unterredung verlangte, empfing der General den Capitän auf das hochmüthigste und erklärte ihm, er führe jetzt dem Kaiser ein ganzes Regiment tapferer Soldaten zu und werde schon selber nach Mexico kommen.

Graf Deverreux war mit seiner geringen Truppe nicht im Stande, seine Mission zu erfüllen, ja wußte eigentlich nicht einmal recht, wie er sich einem solchen eben übergetretenen Parteichef gegenüber, der einen höheren Rang bekleidete als er selber, zu benehmen habe. Keinesfalls wollte er ohne directe Instructionen handeln und zog sich deshalb wieder auf Mexico zurück. Möglich auch, daß er Bazaine's Ball nicht zu versäumen wünschte, aber im Hauptquartier

schien man die Sache ebenfalls nicht zu beeilen. Der Marschall hatte in diesen Tagen wirklich keine Zeit, um sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen, und Pastera wurde vor der Hand noch sich selber überlassen.

Graf Deverreux eilte, als er seine Rapporte alle abgestattet und für sich freie Zeit hatte, natürlich so rasch er konnte in das Haus seiner Schwiegereltern, um seine Braut zu begrüßen, die er jetzt eine ganze Woche nicht gesehen, fand aber die Familie in der größten Aufregung und den Herrn Roneiro selber mit finster zusammengezogenen Brauen in dem hohen und luftigen Gemach auf und ab gehen. Die Señora saß mit todbleichen Wangen am Fenster, und Inez selber kam ihm mit thränenden Augen entgegen. Der junge Officier erschrak; etwas Entsetzliches mußte geschehen sein, und doch konnte er es sich nicht erklären, denn noch vor wenigen Tagen hatte er die Geliebte Glück und Freude strahlend verlassen; ihr sonniges Antlitz nur von dem Gedanken der kurzen Trennung getrübt, und jetzt, da er wiederkehrte, dieser Schmerz in ihren Zügen, die Trauer der ganzen Familie.

„Aber was ist Dir, Geliebte!“ rief er, sie an sich ziehend und einen Kuß auf ihre Stirne

drückend — „darf ein Bräutchen, nur wenige Tage vor der Hochzeit, dem Bräutigam ein solches Antlitz zeigen?"

„Der Teufel ist los, Graf Deverreux," brach aber da der alte Señor Roneiro in Ingrimm aus, „und weil er nicht selber kommen konnte, so hat er indessen einen Pfaffen geschickt."

„Ihr ganzes Haus scheint in Trauer!" rief Deverreux; — „als ich die Treppe heraufkam, saßen unten die Dienstboten ebenfalls und jammerten und lamentirten — was ist geschehen — darf ich es nicht wissen?"

„Sie müssen es wissen," sagte Roneiro trocken, und Deverreux kam es vor, als ob er von dem allgemeinen Schmerz weniger ergriffen, als erbost darüber wäre — „denn es geht Sie eben so viel an wie uns. Der Padre Miranda ist unser Beichtvater, weigert sich aber, auf Labastida's Befehl, nicht allein meine Tochter zu trauen, so lange ich das ehrlich angekaufte, aber früher der Kirche gehörige Grundstück bewohne, sondern der Oberpfaff scheint auch jeden geistlichen Zuspruch in solchen Gebäuden untersagt zu haben, so daß Miranda nicht einmal einer alten treuen Dienerin von mir, einer Indianerin, die unten schwer krank und wahrscheinlich dem

Tode nahe liegt, die Sterbesacramente reichen will. Deshalb der Jammer unter den Leuten, von denen mir auch schon drei den Dienst gekündigt haben."

„Aber mein lieber, verehrter Herr," sagte Deverreux, „was für Sorgen machen Sie sich deshalb. Wir haben ja in der Armee Feldcaplane, und eine Trauung von denen ist gerade so giltig, als ob der Erzbischof selber —"

„Nie — nie!" rief aber die Señora, von ihrem Stuhl emporspringend, „ich muß Frieden mit der Kirche und meinem Gott haben, und das kann ich nicht, wenn der Fluch des heiligen Vaters darauf ruht. O Bautista — was helfen uns irdische Güter, wenn unsere unsterblichen Seelen darüber zu Grunde gehen. Sage Dich los von den Feinden des Glaubens und gieb Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist."

„Mein liebes Kind," rief Roneiro, der sich im vollen Unmuth gegen seine Gattin drehte, „es ist das ein Capitel, was wir schon früher behandelt haben; Du kennst unsere Verhältnisse und —" Die Gegenwart Deverreux genirte ihn; er brach kurz ab und setzte seinen Spaziergang wieder, nur mit noch rascheren Schritten, fort. Aber Señora Roneiro war nicht gesonnen ihn

so los zu lassen, und hoffte vielleicht gar in der Gegenwart des Schwiegersohnes eine Unterstützung zu finden. Mußte diesem doch besonders daran gelegen sein, jedes seiner Verbindung noch im Wege stehende Hinderniß zu beseitigen.

„Du hast Unrecht, Bautista," rief sie, „doppelt Unrecht, mir das vorzuwerfen, denn alle die Hindernisse, die uns damals im Wege standen, und die ich anerkennen mußte, sind jetzt beseitigt — Deine Minen sind wieder frei, Deine Einkünfte um das Zehnfache vermehrt worden, und es ist sündhaft, schnöden Mammons wegen unser Seelenheil — nicht in Gefahr zu bringen, nein, zu verderben. Sagen Sie selber, Graf Deverreux, ob Sie, als gut katholischer Christ, in eine Familie eintreten möchten, der die Absolution versagt, die ausgeschlossen von der Kirche ist, nur elenden Silbers wegen, das die Motten und der Rost verzehren."

Graf Deverreux gerieth in einige Verlegenheit. Persönlich lag ihm allerdings gar nicht so viel daran, daß sein künftiger Schwiegervater den „Mammon" verachten sollte, und Silber und Gold konnten auch nicht unter den Dingen verstanden sein, die möglicherweise von Motten

oder Rost zu leiden hatten. Sein katholisches Christenthum wurzelte außerdem nicht so tief, um sich nicht über Kleinigkeiten hinwegzusetzen. Aber sein Instinct sagte ihm auch dabei, daß er es vor allen Dingen, wie auch die Sache ablief, nicht mit der „Schwiegermutter" verderben durfte, auf deren Seite jedenfalls Inez stand, und wie die Damen in Mexico jetzt — ewig von der Geistlichkeit aufgehetzt und eingeschüchtert — über diese Verhältnisse dachten, wußte er außerdem gut genug.

„Señora," erwiederte er deshalb, „ich würde es gewiß für das größte Unglück halten, wenn sich Señor Roneiro den Zorn der Kirche auflüde, aber sollte nicht mit den frommen Herren ein Abkommen zu treffen sein? Den kirchlichen Handlungen und Pflichten dürfen sie sich doch, wie ich bestimmt weiß daß das Gesetz lautet, gar nicht entziehen."

„Aber das nützt uns Nichts mehr," rief Roneiro, „denn durch das von Maximilian zuletzt erlassene Decret ist die Kirche factisch vom Staat getrennt, und dieser hat deshalb keine Macht, die Diener der Kirche zu irgend Etwas in ihrem Beruf zu zwingen. Außerdem ist ein „Abkommen mit den Schwarzen" gar nicht denkbar,

denn jetzt mit dem Papst im Rücken und diesen stolzen, intriguirenden Labastida an der Spitze, kennt deren Uebermuth fast keine Grenzen mehr."

„Der Erzbischof ist ein wackerer, frommer Herr," rief die Señora, „und Du thust Sünde, ihm das geringste Böse nachzusagen, Bautista —"

„Ich? Böses nachsagen," rief aber Roneiro jetzt gereizt, „ich will Dir sagen wer Labastida eigentlich ist, und wie er Erzbischof geworden, denn ich kenne seine Antecedentien genau. Durch seinen, Gott weiß wie, erworbenen Reichthum und seine Schmeichelei und Speichellеckerei war er bei dem früheren Prälaten Munguia gut angeschrieben, und dieser verwandte sich für ihn bei Santa Anna, daß er Bischof wurde — und Geld genug hat es ihm damals gekostet. — Die nöthige Bestätigung des Papstes erschlich er sich dadurch, daß er sich den damals hier weilenden Nuntius kaufte, der Berichte nach Rom sandte, die Labastida als einen Heiligen und allbeliebten Mann hinstellten — und es kannte ihn fast Niemand. Der Nuntius erhielt von Labastida für die guten Dienste, die er ihm geleistet, 400 Goldunzen und Monseñor Munguia Brillanten von ähnlichem Werth. Kaum aber hatte er seine neue Würde angetreten, als er sein Spiel

und zwar damit begann, daß er aus seinen Kirchspielen eine Masse Kirchenschmuck und Juwelen verkaufte und von dem Erlös einen Theil als „Peterspfennig" (Gott weiß wie viele Tausende von Pesos es waren) nach Rom sandte, theils aber um seine revolutionären Zwecke zu verfolgen, die in nichts Geringerem bestanden als die Republik zu stürzen und in Mexico eine Monarchie mit einem spanischen Prinzen zu gründen. Mit dem Rest aber unterstützte er Santa Anna, der sich damals in Guerrero aufhielt und gefährlich zu werden drohte. Das Geld aus den Kirchen wurde also nicht allein verwandt, um eine Revolution anzuzetteln und mexicanisches Blut fließen zu machen, nein, die Geistlichen wurden auch damit bestochen, Beichtgeheimnisse zu verrathen und mißliebige Personen zu denunciren. Aber mit Santa Anna vertrug er sich nicht lange und conspirirte wider gegen diesen, bis er flüchten mußte — dann wurde Alvarez Präsident, dann Comonfort, und kaum trat dieser gegen den Klerus entschieden auf, als der Pfaff eine vollkommene Revolution des g a n z e n K l e r u s gegen ihn hervorrief und ihn dadurch stürzte. Dieser Miranda aber, dem D u Dein Seelenheil anvertraut hast, ist Nichts als ein williges

Werkzeug Labastida's, und erinnerst Du Dich noch, wie viel Tausende von Menschenleben es kostete, als gerade dieser Erzbischof sich in Puebla offen festsetzte, Soldaten warb und das ganze Land revolutionirte? Klerikale und Mönche durchzogen damals die Straßen von Puebla mit Pistolen bewaffnet und verkauften ihren Segen um Geld, und was war das Feldgeschrei dieser „frommen Diener und Knechte Gottes"? mueran los puros! (Tod den Puros!) Dreimalhunderttausend Pesos schlug er damals theils aus Puebla, theils aus anderen Kirchen zusammen. Die Klöster wurden zu Lazarethen vorbereitet und die Mönche verkauften Kreuze mit der Inschrift: Viva la religion — muerte a los puros! Jeder aber, der sich weigerte sie zu tragen, wurde mißhandelt.

„Das Alles geschah unter den Augen, ja unter dem Befehl des damaligen Bischofs, und Comonfort schickte zweimal Truppen gegen diese geistlichen Revolutionäre, die sie aber jedesmal zu sich übergewannen, bis endlich Puebla von den Truppen genommen und Labastida verbannt wurde. Von dort ging er nach Rom, und als Erzbischof Garza hier starb, brachte er es durch Geld und Intriguen wieder dahin, daß er von Rom aus dessen Rang und Posten bekam, wäh-

rend er zugleich bald darauf in Maximilian, als einem österreichischen Prinzen, ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben glaubte. Jetzt aber, wo er sieht, daß er sich in dem Kaiser geirrt, bläst er die Revolution wieder zu hellen Flammen an und unterstützt mit seinen Schätzen alle die Unzufriedenen, damit nur das Reich nie zur Ruhe kommt.*) Das ist Dein frommer Priester, das der Mann, dem das Heil unserer Seelen anvertraut sein soll Caramba, mir läuft die Galle über, wenn ich dem schurkischen Pfaffen nur auf der Straße begegne?"

„Und Deine Familie willst Du unglücklich machen," rief die Señora, die nur ihr eines Ziel im Auge hatte und sich auf Anderes gar nicht einließ, noch viel weniger daran dachte, dagegen zu argumentiren. — „Unten im Haus liegt die alte Candelaria im Sterben, und kein Priester darf es betreten, um ihr Trost zu bringen,

---

*) Biographia de Mouseñor Labastida — Maury. Mexico. (Aus den geheimen Archiven, die vom Padre Fischer der Regierung des Juarez verkauft und später unter dem Titel: Documentos oficiales de los traidores, para servir a la historia de la intervencion im „Diario Oficial" der Republik veröffentlicht wurden.)

und wenn Dich Gott morgen heimsuchen sollte, oder mich, oder Dein einziges Kind, so wird auch uns der Trost der Religion versagt und wir sinken in ewiges, unrettbares Verderben."

Roneiro hatte mit seiner Frau viel Geduld, und in der Weise dieser spanischen Race nahm er gern Alles leicht und setzte sich über Unangenehmes hinweg, oder ertrug es wenigstens mit heiterer Miene. — Das hier war ihm aber doch zu viel geworden, und er sah, das Schlimmste dabei, gar kein Ende. Außerdem wußte er recht gut, daß er von Deverreux keine Unterstützung hoffen durfte, da sich dieser jedenfalls auf Seiten der Damen schlagen mußte, wenn er es nicht auf lange Zeit mit der Schwiegermutter verderben wollte. Es gab für ihn selber deshalb keine andere Rettung als schleunige Flucht, und seinen Hut ergreifend, setzte er die denn auch, ohne nur noch eine Antwort zu geben, unverzüglich in's Werk. Deverreux mochte jetzt sehen, wie er mit den Frauen allein fertig wurde.

Anfangs, und noch oben an der Treppe, hatte er auch beabsichtigt, sich sein Pferd satteln zu lassen, als er aber hinunter in den Hof kam und dort die jammernde Dienerschaft fand, litt es ihn nicht länger da. Sie wollten auch schon

auf ihn einstürmen, aber er wehrte sie ab, und aus dem Haus eilend, athmete er erst wieder frei auf, als er die offene Straße betrat und dort wenigstens für kurze Zeit Ruhe fand. Wie es freilich werden sollte, wenn er wieder nach Hause kam? denn auf der Straße konnte er doch nicht wohnen bleiben, aber „Quien sabe," wer wußte denn, was sich bis dahin noch ereignete, und er hatte jedenfalls jetzt eine Frist gewonnen.

Langsam, die Hände auf dem Rücken, schlenderte er die Straße hinab, den Weg nach der Alameda einschlagend, und passirte eben eine der dort liegenden Buchhandlungen, als Jemand da heraus an das Fenster klopfte und er, sich umsehend, seinen alten Freund Bastiani erkannte.

„Adonde amigo?" rief ihn dieser an, als er die Thür geöffnet hatte und seinen Arm nahm, „Caramba Don Bautista, Sie schneiden ja ein verzweifeltes Gesicht. Doch nichts Unangenehmes zu Hause vorgefallen?"

„Bastiani," rief Roneiro, den Arm, den er in dem seinen hielt, drückend, „ich wüßte nicht, wem auf der weiten Welt ich jetzt lieber begegnet wäre als Ihnen — Sie sollen mir Ihren Rath geben."

„Und worin?" frug Bastiani, indem er ihn mit einem drolligen Blick von der Seite ansah — „brauchen Sie einen Arzt oder einen Advocaten?"

„Ich fürchte, meine Frau braucht nächstens einen Arzt," sagte Roneiro finster, „denn halb wahnsinnig ist sie schon jetzt."

„Also ein häusliches Donnerwetter; wohin gehen Sie jetzt?"

„Nirgends bestimmt — nur von zu Hause wollte ich fort."

„Bueno, dann schlendern wir zusammen nach der Alameda, und dort sind wir ungestört. Aber was ist vorgefallen?"

„Die Pfaffen —"

„Ahem — sie rühren und entwickeln eine außerordentliche Thätigkeit — sie müssen umfassende und bestimmte Befehle von oben erhalten haben, denn sie sind aller Orten geschäftig."

„Daß sie der Böse von der Erde fege!" rief Roneiro mit zusammengebissenen Zähnen.

„Und was ist geschehen?"

„Es hat lange gedroht," sagte Roneiro, „und ich wußte, daß es bei der ersten passenden Gelegenheit zum Ausbruch kommen würde; aber

die Unverschämtheit, mit der sie es jetzt treiben, ist zu bodenlos. Sie weigern sich, meine Tochter zu trauen und einer alten Indianerin im Hause, die sterbenskrank ist, die heiligen Sacramente zu reichen. Ist es denn gar nicht möglich, sie gerichtlich dazu zu zwingen?"

„Ich weiß es nicht," sagte Bastiani, „und bezweifle es auch — jedenfalls wäre aber, bis der Proceß entschieden würde, die alte Frau todt und Inez eine alte Jungfer. Wissen Sie übrigens, daß sie dasselbe Spiel vor acht Tagen bei mir gespielt haben?"

„In der That! Und wie endete das?"

„Wir wollten meinen jüngsten Enkel taufen lassen — die Hacienda hat ja aber ebenfalls früher der Kirche gehört, und die Frauen bei mir waren rein außer sich."

„Und was thaten Sie, um den Padre zur Zustimmung zu bewegen?"

„Ich versprach ihm die Rückerstattung des ganzen Grundes, der der Kirche früher gehört hatte."

„Caramba, das ist ein Vermögen — ich habe Sie nicht für so reich gehalten."

„Bin ich auch nicht," lachte Bastiani, „und könnte und möchte die Hacienda wahrlich nicht entbehren."

„Aber wenn Sie die Rückerstattung versprochen haben?“

„Pero amigo,“ lachte Bastiani, „dem jetzigen Gesetz nach, oder dem, was Juarez gegeben und was noch vollkommen zu Kraft besteht, kann die Geistlichkeit ja gar keine Liegenschaften zu Eigen haben, und rechnet deshalb bei einer solchen Rückerstattung nur allein auf eine Umwandlung des Gesetzes, wo ihr nachher die schon wirklich verkauften Grundstücke die meisten Schwierigkeiten machen würden. Alles aber, was sie von denen jetzt in die Hände bekommen könnten, wäre gewonnen, und deshalb auch nur der Eifer, mit dem sie dahinter her sind.“

„Und haben sie Aussicht?“

„Gar keine. Sie rechnen auf einen Donnerschlag aus Rom, der aber jedenfalls ausbleiben wird, da der heilige Vater schon mit Juarez Nichts ausgerichtet hat und sich zweimal besinnen muß, ehe er sich zweimal blamirt.“

„Aber was nützt das Ihnen, wenn Sie Ihr Besitzthum erst einmal versprochen haben?“

„Und was schadet es mir?“ frug Bastiani, und um seine Lippen zuckte ein Zug sarkastischer Schelmerei — „können Sie mich auf das Ver-

sprechen verklagen oder etwa zwingen, die Hacienda auszuliefern?"

„Also beabsichtigen Sie gar nicht das Versprechen zu halten?"

„Ich denke gar nicht daran," sagte Bastiani ernst, „wenn sich die Pfaffen nicht schämen, in einer so grundgemeinen und nichtswürdigen Weise aufzutreten und das Heiligste, was der Mensch haben sollte — seinen Glauben — nur dazu zu mißbrauchen, um Geld und Gut aus ihm herauszulocken, dann brauche ich mir wahrlich kein Gewissen daraus zu machen, ihnen für ihre salbungsvollen Lügen eine andere zurückzuzahlen. Der Pfaffe hat jetzt mein Enkelchen getauft, die Frauen waren beruhigt, und wenn er morgen kommt und sich seinen Schein holen will, so sag' ich ihm, er solle sich nur an die Gerichte wenden, um dort den Kaufbrief aufzusetzen und zu beglaubigen — nachher wollte ich ihm die Hacienda übergeben."

„Und wenn er es thut?"

„Bah, welches Gericht in Mexico hat denn das Recht, nach den nun einmal bestehenden Gesetzen der Kirche wieder Grundeigenthum zuzusprechen? Kein einziges, und wollte er es sich auf einen fremden Namen eintragen, so laß ich

mich natürlich darauf gar nicht ein. Das Kind ist getauft, und bis wieder Etwas vorfällt, wo wir ihn im Haus brauchen sollten — und die Zeit liegt hoffentlich noch fern, ei! da kann sich Manches geändert und die Klerikalen müssen jedenfalls eingesehen haben, daß ihnen der Boden in Mexico unter den Füßen weggezogen ist."

„Hm — und Sie meinen, Padre Miranda ließe sich darauf ein?"

„Miranda ist allerdings ein Fuchs, aber er kann nicht mehr verlangen, als daß Sie versprechen, Ihren Besitztitel an die Kirche wieder aufzugeben. Dann säumen Sie aber auch nicht lange mit der Hochzeit und lassen zugleich die alte Indianerin abfertigen. Ist das einmal geschehen, so machen Sie's nachher genau so wie ich —"

„Aber meine Frau —"

„Bah, die Weiber lamentiren, wenn ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, und ist das vorüber, so beruhigen sie sich ebenfalls wieder."

„Und wie fange ich es am besten an?"

„Gehen Sie direct zu Miranda und setzen Sie die Hochzeit dann gleich auf morgen an —"

„Das ist nicht möglich."

„Nun denn übermorgen, denn lange Luft

dürfen Sie ihm nicht lassen, und bestehen Sie dabei darauf, daß er gleich und unmittelbar mit Ihnen nach Hause geht und der Indianerin die letzte Oelung reicht — viele Umstände machen sie bei einer so armen Person ja doch nicht. Dadurch bekommen Sie Ihre Frauen gleich beruhigt, und das Andere regulirt sich dann sehr leicht."

„Aber er wird mich drängen zu unterschreiben."

„Setzen Sie die Stunde der Trauung fest mit ihm an, und dann verreisen Sie ein paar Tage, und kurz vor der Trauung erklären Sie nachher, wie ich es gethan habe, daß der Kaufbrief vorher gerichtlich bestätigt werden müsse — auf keinen Fall geben Sie aber Ihr Haus wieder heraus."

„Und glauben Sie, daß ich Miranda jetzt zu Hause finde?"

„Versuchen wir es — ich begleite Sie bis an seine Wohnung," und kurz umbiegend schritten die beiden Señores die Straße, die sie eben gekommen waren, wieder zurück.

* * *

In der Calle de la Perpetua, an der oberen Ecke, lag eine der besuchtesten Pulquerien Mexicos, und der Wirth, ein Altspanier, aber ein

schlauer und durchtriebener Gesell, der schon seit über dreißig Jahren in Mexico lebte und seit den letzten zehn sich in der Hauptstadt selber niedergelassen, hatte in der That Alles gethan, um den Platz so verlockend als nur irgend möglich zu machen.

Die Mexicaner, besonders die unteren Klassen, lieben nun einmal bunte Bilder und Gemälde. So wirklich große Ansprüche sie aber an modellirte Sachen machen und in der Verfertigung derselben wahrhafte Künstler sind, so bescheiden zeigen sie sich in ihren Anforderungen an Malereien, und durch ihre Heiligenbilder sind sie darin auch nicht besonders verwöhnt.

Eine Pulqueria aber, besonders mit unbemalten Wänden, würden sie nur schwer und im äußersten Nothfalle besuchen, und Don Hernando, wie der Schenkwirth hieß, oder wenigstens von seinen Gästen genannt wurde, hatte nicht versäumt, diesem Geschmack Rechnung zu tragen.

Beiläufig bemerken muß ich aber hier, daß Don Hernando mit seinem Zunamen sogar noch Staat machte, denn er hieß — seiner Aussage nach — nicht allein Don Hernando, sondern auch Don Hernando Cortez und behauptete in gerader Linie von dem großen Eroberer abzustammen.

So geht es aber immer — großen Männern fehlt es nie an Verwandten, und in Mexico leben zahllose Menschen, die sich dieser Auszeichnung rühmen, die aber alle nicht damit prahlen würden, wenn ihr angeblicher Vorahn, was er seiner Menschenschlächterei und Golddiebstähle wegen tausendmal verdient hätte, gleich an Ort und Stelle gehangen worden wäre.

Doch um wieder auf die Pulqueria selber zurückzukommen, so bestand dieselbe aus einem kleinen Zimmer, dem Entrée, in dem auch eine Art von Schenkstand aufgestellt war, und einem daranstoßenden größeren Gemach, in dem, wie fast in einer europäischen Wirthschaft, Tische und Stühle standen, und wo sich die Gäste eigentlich dem Genuß der Pulque hingaben.

Wunderbar geschmückt waren übrigens die Wände, denn auf dem einfach geweißten Untergrund zeigten sie ein wahres Gewirr der buntscheckigsten und schauderhaftesten Malereien, wie man sie bei uns nur auf den Mordgeschichtenbildern findet, während die Figuren hier in etwa vier Fuß Höhe ausgeführt standen.

Gleich vorn, daß sie von den Vorübergehenden leicht gesehen werden konnte, hatte der Spanier, mit großer Selbstverleugnung und nur

seinem eigenen Interesse dabei folgend, eine Scene aus dem Befreiungskriege anbringen lassen, wo Indianer oder überhaupt farbige Menschen — aber alle in mexicanischer Tracht — die Spanier mit ihren kurzen Mänteln und Helmen vor sich herjagten. Besonders hervorragend zeigte sich dabei die einzelne Figur eines Indianers, der einem fliehenden Spanier die Lanze so weit durch den ganzen Körper gestoßen hatte, daß sie vorn, vollkommen roth gefärbt, wenigstens drei Fuß lang wieder heraussah, was aber den Gespießten nicht im geringsten zu hindern schien, noch aus vollen Kräften weiter zu laufen.

Rechts davon war — eigentlich nicht ganz passend, eine Scene aus der Mythologie der alten Griechen angebracht, und allem Anschein nach sollte es den Moment vorstellen, wo Jupiter die Europa als Stier entführt; eine sehr wenig bekleidete Dame saß wenigstens nach Art der Mexicanerinnen, und wie die Männer ebenfalls reiten, auf einem Ochsen, der aber nicht frei lief, sondern den ein ehrwürdiger, aber sonst vollkommen nackter Greis mit einer dreizackigen Harpune in der Hand an einem Strick führte und in das Wasser hineinzog.

Gegenüber dagegen, an der linken Wand,

mit einem kleinen Gefäß für Weihwasser darunter angebracht, unter dem wieder eine Lithographie der heiligen Jungfrau von Guadelupe klebte, war eine Scene aus der biblischen Geschichte dargestellt, und zwar jene, wo Christus mit der Mutter Maria auf einem Esel reitend und von Joseph begleitet seinen Feinden entflieht. Alle diese südamerikanischen Völker haben aber eine solche Vorliebe für Johannes den Täufer, daß er fast auf keinem Bilde fehlen darf, und so ging denn auch hier der Knabe Johannes mit seinem kleinen Kreuzchen hinterdrein.

Das war aber nur gewissermaßen das Entrée, und die Hauptkunst schien auf das eigentliche Pulque-Zimmer verwandt zu sein. Das Centrum der ganzen Scenerie bildete hier, und zwar die Hälfte der einen Wand einnehmend, ein Gegenstand, der viel zu interessant für alle Mexicaner war, um nicht die Aufmerksamkeit jedes neu Eintretenden gleich zu fesseln, und zwar stellte das Bild die Beraubung einer Diligence, aber mit so vielen kleinen Einzelheiten dar, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, der Maler müsse selber ein oder ein paar Mal dabei gewesen sein — und seine Kunst hätte ihm dabei sicherlich nicht im Weg gestanden.

Rechts daneben befand sich das friedliche Bild eines Pulquesammlers, wie er sich, mit dem Schlauch auf dem Rücken, gerade zwischen die Blätter der Mageypflanze hineinzwängt, links aber hatte der mexicanische Maler, wahrscheinlich zum Amusement seiner Gäste, die französischen Moden charakterisiren wollen, denn einige Damen in höchst auffallender Kleidung gingen dort mit Herren, die sämmtlich gelbe Hosen und blaue Fracks, wie auch sehr spitze Hüte trugen, spazieren, und zogen endlose Schleppen hinter sich her.

Dazwischen zeigten sich noch Figuren aus der heiligen Geschichte, mexicanische und französische Soldaten und vielerlei Anderes bunt zusammengeworfen, und wo sich dabei irgendwo eine mexicanische Fahne anbringen ließ, hatte es der Maler gewissenhaft benützt.

Der Raum selber war, wie gesagt, auf das einfachste möblirt und enthielt nur Bänke und Tische aus Kiefernholz und braun angestrichen, charakteristisch nur sah der Hintergrund aus, wo auf ein paar alten Rumfässern etwa ein halbes Dutzend mit Pulque gefüllte Ziegenschläuche lagen, um dem Bedarf der Trinker zu genügen, und an anderen Abenden wurden diese auch rasch

genug verbraucht. Heute schien aber das Gastzimmer ziemlich leer, und das erklärte sich daher, daß fast alle die sonstigen Gäste ausgezogen waren, um sich, wenn auch nur von außen, Bazaine's Hochzeitsfeier zu betrachten. Etwas später trafen sie aber desto sicherer wieder ein, denn Stammgäste giebt es in beiden Hemisphären.

Zehn oder zwölf Männer saßen nur in dem Raum zerstreut und an den verschiedenen Tischen; sie schienen einander fremd und waren auch wohl meist unregelmäßige Gäste, die, wenn sie gerade Durst haben, in die erste beste Pulqueria eintreten. Nur an dem einen Tisch hatten sich drei von ihnen zusammengefunden und plauderten, die großen Gläser mit Pulque vor sich (die etwa so aussah wie durch Wasser verdünnte Milch), in halblauter Stimme miteinander.

Draußen in das Entréezimmer trat ein Mexicaner, die bunte Serape um die Schulter geschlagen, und blieb vor dem kleinen Schenkstand stehen, wo ihm Don Hernando auf sein Verlangen ein Glas des in Lande gebrannten Rums vorsetzte. Der Mann, der die großen Sporen noch an den Füßen trug, schien eben erst vom Pferd gestiegen zu sein und lehnte sich eine Weile mit dem Ellbogen auf den Schenkstand, dann trank er

sein Glas auf einen Zug aus, zahlte und wollte schon wieder das Local verlassen, als es ihm einfiel noch einen Blick in den andern Raum zu werfen, ob er dort nicht vielleicht Bekannte träfe.

„Caracho, Jablonsky!“ rief ihm aber von dort schon eine Stimme entgegen, wie er nur seine Gestalt in der Thür zeigte „entra hombre, entra — ven aqui. — Wie geht's, alter Junge? wir haben uns ja in einer Ewigkeit nicht gesehen.“

„Hallo Geronimo — bist Du das? Caballeros — buenas tardes“ — und mit einer höflichen Verbeugung gegen die Uebrigen, die nie von einem Mexicaner außer Acht gelassen wird, nahm er an dem Tische Platz.

„Und woher kommst Du, amigo?“

„Aus dem Innern,“ erwiederte der neu Eingetretene.

„Aus dem Innern? — von ihm?“

Jablonsky schüttelte lachend mit dem Kopfe. „Nein,“ sagte er, „der Alte hat seine Rolle vorläufig ausgespielt, und ich denke gar nicht daran, mich im Land fortwährend hin und her hetzen zu lassen, nur um eine hoffnungslose Sache zu vertheidigen. Ich bin mit Lieutenantsrang in

das Regiment eines alten Freundes getreten und muß in diesen Tagen meine Uniform bekommen."

„Caracho!" lachte Geronimo, „Lieutenant Jablonsky — famos, alter Bursche, wie lange wird's dauern, so bist Du General."

„Quien sabe!" meinte achselzuckend der Geschmeichelte — „und was treibst Du? bist Du nicht in die Armee getreten?"

„Ich besinne mich eben noch," sagte mit einem kaum bemerkbaren Zucken um die Mundwinkel der Müssige, „möglich — möglich auch nicht. Jetzt verdien' ich mir auch so mein Brod mit Wachsfiguren, und habe damit in der letzten Zeit brillante Geschäfte gemacht. Jedweder Fremde will eine Kiste voll davon nach Hause schicken."

„Hm — das ist ein sehr ruhiger Erwerb," sagte Jablonsky, „und den habe ich Dir eigentlich gar nicht zugetraut."

„Den Erwerb?"

„Die Ruhe meine ich — Du warst früher rastloserer Art."

„Und was verdienst Du als Soldat?"

„Blutwenig," sagte achselzuckend Jablonsky, „aber ich hoffe auf einen Zug in's Innere, wo wir unserer Kasse wieder auf die Beine helfen können."

„Mit Plündern."

„Kriegsgebrauch, Compañero — Sie thun's Alle hier, weshalb sollten wir eine Ausnahme davon machen."

Geronimo lachte. — „Und wie sieht's draußen im Land aus? Sind die Leute zufrieden mit der neuen Regierung?"

„Sie sehen wohl ein, daß der Kaiser gern Alles thun möchte, um sie zufrieden zu stellen, aber wie können sie es sein, bis sie nicht Ruhe und Sicherheit bekommen? Für wen sollen sie ihren Acker bestellen, für die Juaristen oder die Kaiserlichen, denn sie selber bekommen doch wahrhaftig Nichts davon, und heute streifen Banden von der, morgen von der Farbe herum und plündern oder zerstören, was sie erreichen können. Jetzt treibt wieder Pastera und noch dazu hier ganz in der Nähe sein Wesen, und hat erst vor ein paar Tagen die Hacienda eines Davilo, der augenblicklich noch zu Juarez hält, geplündert und in Brand gesteckt. Caracho, wenn Bazaine's Flitterwochen erst vorüber sind, wird er dem Herrn wie ein Donnerwetter über den Hals kommen. Wie ich höre, ist ja jetzt ein neues Gesetz erlassen, das überwiesenen oder vielmehr auf der That erwischten Ladrones augenblicklich den Strang zuspricht."

„Ja," nickte Geronimo, und wieder zuckte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen, „das Gesetz haben sie allerdings erlassen, aber das Schwierige ist nur das, die „Ladrones" eben so zu fassen, daß man ihnen einen Strick um den Hals bringen kann. Caramba! mit ihrer Infanterie-Escorte und der Soldadera dabei wissen die Herren von der Straße immer genau, wo sie sich befinden, und können sich die Sache nach Bequemlichkeit einrichten."

„Es sollen von jetzt ab nur berittene Escorten die Straßen bewachen," bemerkte Jablonsky, der möglicherweise ebenfalls dabei interessirt war, „und ebenso sagte mir Lopez, daß man sie verdoppeln will, um auch stärkeren Trupps die Spitze zu bieten."

„Que importe," meinte achselzuckend Geronimo — „uns Beide interessirt das doch nicht — Lopez soll übrigens, wie ich höre, sehr in Gnaden bei dem Kaiser stehen."

„Sehr!" nickte Jablonsky — „und verdient es auch, denn er ist ein wackerer Soldat und ein tüchtiger Kerl."

Geronimo lachte und Jablonsky sah ihn rasch und mißtrauisch an, aber ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblick wälzte

sich ein ganzer Schwarm von Gästen in das Zimmer, die alle von Bazaine's Hochzeit gekommen waren, d. h. außen gestanden und die Geladenen hatten ankommen sehen, wonach sie dann noch eine Weile der Musik gehorcht. Ueberall drängten sie sich an die Tische, und eine weitere Unterhaltung war nicht mehr möglich.

Geronimo und seine Begleiter blieben auch nicht mehr lange sitzen; nur noch eine kleine Weile horchten sie dem Plaudern um sich her, das die glänzenden Anzüge der Damen und die blitzenden Uniformen der Fremden, wie all' die Pracht und Herrlichkeit besprach, die der französische Marschall heut' entwickelte. Dann standen sie auf und schritten hinaus auf die Straße.

„Wohin, Compañero?"

„Quien sabe," sagte Geronimo, „nach Hause wahrscheinlich. Bleibst Du jetzt für längere Zeit in Mexico?"

„Vor der Hand jedenfalls — ich habe das Herumstreifen satt; aber Geronimo," fuhr er fort, indem er den Freund am Arm nahm und ein wenig bei Seite führte, „noch eine Frage: Wie stehst Du mit der Geistlichkeit?"

Geronimo lachte. „Meinst Du, wie oft ich in die Kirche gehe?"

„Nein — wie Du mit dem Klerus stehst. Du weißt doch, daß Etwas im Werke ist.“

„Und wie steht Señor Lopez damit?“

„Thorheit,“ rief Jablonsky, „der ist jetzt bis über die Ohren kaiserlich, und denkt gar nicht daran, sich mit den Schwarzen einzulassen.“

„Ich glaube er hat Recht,“ nickte Geronimo. „Deine Meinung darüber, amigo?“

„Ich bin ein guter katholischer Christ.“

„Niemand zweifelt daran — aber Deine Meinung darüber, amigo?“

„Hm — ich denke mir so: die Geistlichkeit hat in Mexico ihr Spiel verloren, und je weniger wir uns mit ihr einlassen, desto besser, denn sie kann nicht mehr bezahlen und fängt schon mit Versprechungen an. Das ist immer ein böses Zeichen. Ich habe mich deshalb zurückgezogen — ganz darf man's aber doch nicht mit ihr verderben, denn — der Teufel könnte sein Spiel haben.“

„Wacker gedacht, Compañero,“ nickte lachend Geronimo, reichte ihm die Hand und schlenderte dann langsam, in anderer Richtung als sie Jener nahm, die Straße hinab.

* * *

In Roneiro's Hause war noch Alles in der furchtbarsten Aufregung, denn die alte Indianerin unten schien kränker zu werden — die Weiber jammerten und wehklagten, und als Señora Roneiro von ihrem Mädchen hörte, daß ihr Gatte zurückgekommen sei, fing sie an Krämpfe zu bekommen, warf sich auf das Sopha und schluchzte laut.

Señor Roneiro blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete sich schweigend die Scene, wie Inez nach Eau de Cologne flog und die Kammerfrau den Kopf der Señora hielt und ihr ein nasses Tuch um die Schläfe legte. Er sprach aber dabei kein Wort, und nur ein halbverstecktes Lächeln lag in seinen Augen, mit denen er bald den Bewegungen der Tochter, bald denen der Kammerfrau folgte. Inez betrachtete ihn sich auch erstaunt von der Seite — sie wußte gar nicht, wie sie sich sein Benehmen erklären sollte — endlich aber sagte er mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aber Kinder! was um Gottes willen ist denn hier vorgefallen? Ist die Mama krank geworden, Inez?"

„Nein, Papa — aber sie hat ihre Krampfanfälle — durch die Aufregung."

„Ist Graf Deverreux fort?"

„O, schon lange, Papa, — er ging gleich nach Dir — er sah, in welch furchtbarer Aufregung wir uns befanden."

„So? — hm — und weshalb, Kind? — was ist denn geschehen?"

„Geschehen? aber Papa, Du weißt ja doch Alles — die alte Candelaria liegt unten im Sterben —"

„Und wenn sie Gott zu sich nimmt, können wir es ändern?"

„Aber ohne geistliche Tröstung — alle ihre Verwandten sind unten und außer sich. Sie weinen und jammern ja, daß man es bis hier herauf hört. Die heilige Jungfrau schütze uns, aber ich weiß nicht, wie das enden soll."

„Ich habe gar nichts gehört, als ich den Hof betrat," sagte Señor Roneiro, „und welchen geistlichen Zuspruch verlangt sie mehr als den Padre Miranda's!"

„Aber hat sich der ehrwürdige Herr denn nicht geweigert, das Haus je wieder zu betreten? Ach, guter lieber Papa, Du kannst ja doch das Alles nicht so geschehen lassen, oder Du machst Dich, die Mutter und — Deine Tochter unglücklich."

„Aber ich begreife Euch gar nicht," sagte Don Bautista mit dem Kopf schüttelnd — „Padre Miranda ist schon seit einer Viertelstunde unten bei der Candelaria, und sie liegen dort jetzt wahrscheinlich Alle auf den Knieen und beten."

„Padre Miranda ist im Haus?" rief Inez erstaunt, ja überrascht den Vater ansehend — „aber wie ist das möglich?"

„Und läßt Dir sagen," fuhr Don Bautista eben so ruhig fort, „daß Du Dich zu Deiner Hochzeit bereit halten sollst — morgen oder übermorgen, aber übermorgen spätestens."

„Uebermorgen?" rief die Señora, die trotz ihrer Ohnmacht kein Wort von der Unterredung verloren hatte und jetzt, ihre Krämpfe ganz vergessend, vom Sopha in die Höhe fuhr, „aber das ist ja nicht denkbar!"

„Ah, Querida!" rief Don Bautista, „wie froh ich bin, Dich von Deinen Krämpfen geheilt zu sehen — ich hatte solche Sorge um Dich."

„Aber was ist geschehen, Bautista — Padre Miranda ist im Haus?"

„Hast Du es schon gehört? gewiß Querida — bei der Candelaria, und wenn Du Dich wohl genug fühlst, wird er Dich nachher ebenfalls

besuchen — aber ich fürchte Du wirst zu schwach sein."

„Oh nein — gewiß nicht — es war nur ein Anfall — die unsagbare Angst, die mich erfaßt hatte — o Bautista, hast Du die Kirche versöhnt? Hast Du gehandelt, wie Du als guter und ehrlicher katholischer Christ handeln mußtest?"

„Ich glaube," sagte Señor Roneiro, „ich habe meine Schuldigkeit gethan, aber an Dir ist es jetzt, zu zeigen, daß Du auch Entbehrungen tragen kannst."

„Oh so gern, so gern!" rief die Señora, indem sie aufsprang und sich leidenschaftlich an die Brust des Gatten warf, „Du sollst sehen, wie ich mich Allem willig füge."

„Unsere Equipage werden wir abschaffen müssen," sagte der Señor.

„Glaubst Du wirklich, daß das nöthig ist?" frug seine Gattin bestürzt, „so lange aber Inez noch bei Hof erscheinen muß, ist das ja gar nicht möglich."

„Sie geht ja nicht so oft," sagte Roneiro, „wir werden jedesmal einen Miethwagen nehmen müssen."

„Aber das sieht so ärmlich aus, Bautista,"

sagte die Señora doch ein wenig kleinlaut, „läßt es sich denn nicht vielleicht in anderer Weise arrangiren? Du hast doch jetzt wieder so schöne Einnahmen von Deinen Minen gehabt.“

„Viel weniger als wir zum Leben jetzt brauchen, mein Herz; ich bitte Dich auch dringend, morgen zusammen zu suchen, was Du von Deinen Brillanten nicht nothwendig brauchst — wir müssen doch jedenfalls ein anständiges Haus miethen, und ich habe in diesem Augenblick nicht zweihundert Pesos in meiner Kasse.“

„Bautista!“ rief die Señora erschreckt aus, ihr Gatte aber zuckte mit den Achseln und sagte:

„Was hälfe es mir, Dir die Wahrheit zu verschweigen; lange könnte ich es doch nicht durchführen, und je eher Du Dich darein findest, desto besser. Mit dem moiré antique Kleide für Inez ist es jetzt auch Nichts — unter achtzig Pesos bekomme ich keins hier, und die kann ich wirklich im Augenblicke nicht entbehren.“

Die Señora seufzte recht aus voller Brust. „Wenn es sein muß, Bautista,“ sagte sie dann nach einer Pause, „so sind doch wenigstens unsere Gewissen beruhigt. Der Fluch der Kirche ist von uns genommen und wir dürfen wieder frei zu dem blauen Himmel aufblicken.“

„Du hast es nicht anders haben wollen, Querida.“

„Ich beklage mich nicht — ich beklage mich nicht, Bautista,“ sagte die Frau — aber die Aufregung war zu viel für sie. Hatte sie vorhin nur eine Ohnmacht vorgeschützt, so bekam sie jetzt in allem Ernst heftige Weinkrämpfe, und erst als Señor Roneiro sah, daß sie sich wieder in etwas erholte und außerdem in bester Pflege befand, verließ er das Gemach und schritt, sich leise und behaglich die Hände reibend, in sein eigenes Zimmer hinüber.

In Mexico.

Ein Charakterbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

(Zweiter Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1877.

7.
Pläne.

Am dritten Tage nach Bazaine's Heirath, etwa Morgens eilf Uhr, hatte sich in Almeja's Hause eine kleine Gesellschaft von Herren zusammengefunden, die aber wohl kaum der Drang sich zu amüsiren hierhergeführt.

Der noch nicht große Kreis gehörte jedenfalls den höheren Ständen an. Es waren, unsern alten Freund Zamacona ausgenommen, der eher einem wohlhabenden, etwas schwammig gewordenen Pächter glich, lauter vornehm aristokratische Gestalten; aber ein düsterer Ernst lag heute in den Zügen Aller, und ihr Gespräch, während die Diener noch ab und zu gingen und Wein und Gepäck auf den Tisch stellten oder Cigarren herumreichten, wurde zum großen Theil

in einzelnen Gruppen und flüsternd geführt. Es schien auch, als ob sie noch irgend eine wichtige Person erwarteten, denn es geschah Nichts, und Don Juan Almeja schritt nur manchmal zu dem geöffneten Fenster und sah hinaus.

Die kleine Gesellschaft bestand mit Ausnahme von Zamacona, der sich bis jetzt mehr zu den Conservativen gehalten, ausschließlich aus festen Anhängern der klerikalen Partei, und eine allgemeine Bewegung entstand unter ihnen, als plötzlich der Erzbischof Labastida, den Almeja erwartet hatte in seinem Wagen vorfahren zu sehen, von Silvestre Almeja und einem andern jungen Mann, Namens Ordonoz, gefolgt, in die Thür trat.

„Moseñor!" rief Almeja erstaunt aus, indem er auf ihn zueilte und ihn ehrfurchtsvoll begrüßte — „Sie sind doch nicht zu Fuß gekommen?"

„Allerdings," sagte der Erzbischof, indem er seine Hände segnend gegen die sich tief vor ihm neigenden Herren ausstreckte — „ich wollte so wenig Aufsehen als möglich erregen, denn leider sind wir in jetziger Zeit überall von Spionen umgeben — doch, wie ich sehe, haben die Herren meiner Einladung Folge geleistet, und ich kann

Ihnen nur sagen, daß ich es dankbar anerkenne."

„Und haben Monseñor daran gezweifelt?" frug General Juan de la Parra, eine hohe, stattliche Figur und mit dem Prälaten eng befreundet. „Wie konnten wir zurückbleiben, wo unser schönes und reiches Vaterland seinem Verderben entgegengeht, indem es den Fluch der Kirche und des Himmels auf sich herabzieht? Wollte Gott, wir könnten mehr thun, als nur einer einfachen Einladung Folge leisten."

„Und wenn ich nun gerade deshalb gebeten hätte, sich in Freund Almeja's Hause einzufinden?" frug der Erzbischof und warf seinen Blick forschend im Kreis umher. „Doch ich will Ihre Neugierde nicht etwa rege machen," setzte er dann hinzu, „sondern nur rasch und einfach zur Sache kommen. Wir können doch nicht gestört werden, Señor Almeja?"

„Nein, Monseñor," sagte kopfschüttelnd der Herr des Hauses, „die Diener haben strengen Befehl, den Saal nicht eher wieder zu betreten, bis sie gerufen werden, und indessen Niemanden einzulassen — wer es auch sei — und wenn es der Kaiser selber wäre."

Der Erzbischof nickte zufrieden mit dem Kopf.

Den Fauteuil annehmend, den ihm Almeja hinschob, winkte er freundlich der übrigen Gesellschaft, sich ebenfalls niederzulassen, und sagte dann nach einer kleinen Pause, in welcher er schweigend vor sich niedergesehen hatte:

„Señores, Sie werden mir zugestehen, daß die Kirche mit einer beispiellosen Geduld die Mißhandlungen ertragen hat, welche seit dem Jahre 1861 unabläßig auf sie gehäuft wurden, aber auch die Geduld eines Lammes hat seine Grenzen, und gerade die Undankbarkeit dieses jetzigen Kaisers zwingt uns eine Waffe in die Hand, um unsere eigenen Rechte, ja vielleicht unsere Existenz zu vertheidigen.

„Wer hat diesen Kaiser in das Land gerufen? wer ihm seinen Thron hier gebaut und seinen Weg geebnet? — Wir, die Partei der Kirche und zum Theil mit die Moderados. — Sie Alle, Señores, haben dabei geschafft und gearbeitet und Opfer gebracht, Sie Alle hätten von Seiten dieses übermüthigen Prinzen wenigstens einen Dank verdient, und was hat er zum Lohn dafür gethan? Nichts als gerade die Partei, deren Führer noch bis zu diesem Augenblicke gegen ihn in Waffen stehen, begünstigt, sein ganzes Ministerium fast aus liberalen und un-

natürlich feindlichen Elementen zusammengesetzt — uns bei Seite geschoben und sogar die vor Gott und den Menschen bindenden Versprechungen gebrochen, die er in Rom Seiner Heiligkeit dem Papst gegeben. Den Raub, den unser gemeinsamer Feind, der Indianer Juarez, der Kirche abgenommen — alle die Kirchen- und Klosterschändungen hat er durch neue Gesetze nicht allein sanctionirt, sondern befestigt, und den Hohn gegen den heiligen Stuhl sogar so weit getrieben, daß er sie erließ, selbst während er eine Gesandtschaft an den heiligen Vater abschickte. Haben wir noch irgend welche Hoffnung, daß er im Guten zurück auf die Bahn des Rechtes und der Pflicht geführt werden könnte? — Nein, denn jede Woche, die verstreicht, bestärkt die Feinde des wahren Glaubens nur mehr in ihrer Verblendung und macht eine Annullirung jener fluchwürdigen Gesetze schwieriger, wenn nicht zuletzt ganz unmöglich. Wir dürfen deshalb nicht länger säumen, wenigstens die Schritte vorzubereiten, die uns wieder in Besitz der Macht setzen und dem Lande den ihm schändlich gestohlenen Frieden zurückgeben sollen.

„Lassen Sie mich Ihnen — und das ist der Grund, weshalb ich Sie heute hier zusammen-

gerufen habe, mit kurzen Worten unsere augenblickliche Situation vor Augen führen. So lange die französischen Heere in Mexico stehen, sind wir natürlich nicht im Stand, auch nur auf einen Erfolg hoffen zu dürfen, denn welches Christenthum diese Herren ihr Eigen nennen, haben sie uns bewiesen. Kaiser Napoleon — der „allerchristlichste Kaiser“, wie er sich gern nennen hört, spielt dabei eine fast mehr als zweideutige Rolle, denn während er in Rom selber seiner Pflicht folgt und den heiligen Stuhl gegen die Meuterer-Banden Italiens schützt, thut er hier genau das Gegentheil, aber — seine Rolle ist hier bald ausgespielt.

„Wir selber verfügen natürlich über keine Macht, um gegen Franzosen und Liberale zugleich zu kämpfen, aber neben den offenen Berichten über Nordamerika, daß dort die Revolution vollkommen niedergeworfen, das Heer der Conföderirten besiegt, der Präsident gefangen ist, habe ich zuverlässige Kunde von meinen Agenten dort erhalten, daß schon jetzt directe Forderungen der Union an Frankreich abgegangen sind, seine Truppen aus Mexico herauszuziehen und es den Mexicanern selber zu überlassen, sich eine Regierungsform zu wählen und ihre

staatliche Einheit auszubilden. Die Sache wechselt allerdings noch zwischen den Cabineten, aber sie kann nicht mehr lange geheim gehalten werden, denn die Vereinigten Staaten geben nicht nach, und Napoleon wird jedenfalls gezwungen werden, seine Soldaten, und das sehr bald, zurückzuziehen. Nun ist es allerdings möglich, daß bis dahin die Liberalen total auseinandergesprengt und vernichtet sind, und wir selber hätten dann leichtes Spiel, denn in Mexico herrscht noch zu viel religiöser Sinn, um nicht das Volk ohne große Mühe zu seiner Pflicht zurückzurufen, aber wir müssen auch den andern Fall in's Auge fassen, und der ist: daß die Liberalen unter Juarez dann neue Kräfte sammeln und das verlorene Terrain wieder zu gewinnen suchen."

Der Erzbischof schwieg einen Moment und de la Parra sagte:

„Aber ich möchte Monseñor daran erinnern, daß Juarez' Amtstermin schon am 30. November dieses Jahres abgelaufen ist, und er darnach nicht das geringste Recht mehr hat, dem Kaiser als Präsident der Republick entgegen zu stehen."

„Täuschen wir uns darüber nicht," erwiederte

Labastida. „Juarez ist viel zu ehrgeizig, um nicht den Versuch zu wagen, selbst nach Verlauf seiner Präsidentschaft den Kampf fortzusetzen, wenn es auch nicht einmal unter dem Namen eines Präsidenten wäre. Und würden wir etwa gebessert, wenn selbst Jesus Gonzales Ortega als Vicepräsident an seine Stelle rückte? Nein — die Sache bliebe genau dieselbe, ob unter Ortega's ob unter Juarez' Namen, denn Beide sind die Feinde der Kirche und des wahren Glaubens, und Beide müssen deshalb untergehen."

„Aber wen anders können wir ihnen entgegenstellen?"

„Miramon!" rief der Erzbischof, und wieder flog sein Blick im Kreise umher, um die Wirkung zu beobachten, welche der Name auf die Versammelten mache. Miramon war aber gerade in diesem Kreise eine zu beliebte Persönlichkeit, um den geringsten Widerspruch wachzurufen. Aber Miramon befand sich über dem atlantischen Ocean drüben in Europa, selbst in dem Auftrag und in Diensten des Kaisers — wie ihn bekommen, wenn er gerade nothwendig gebraucht würde?

Zamacona gab dem Gedanken, der sie Alle erfüllte, Worte.

„Monseñor erlauben, aber General Miramon hält sich jetzt in Europa auf, und wenn wir hier —"

„Sorgen Sie nicht deshalb," sagte der Erzbischof; „ich glaube," fügte er mit einem forschenden Blick auf Zamacona hinzu, „wir sind hier unter lauter treuen Anhängern der Kirche, denn die letzten Geständnisse, die Sie selber mir neulich gemacht, Señor Zamacona, lassen mich bestimmt hoffen, daß Sie ein früheres — ich will es nur Schwanken nennen — bereut und eingesehen haben, wie nur im Schooß der heiligen Kirche das alleinige Heil möglich ist."

„Monseñor," sagte Zamacona, der von den Frauen in seinem Hause so mürbe gemacht worden war, daß er sich um den Finger wickeln ließ, „Sie dürfen sich auf mich verlassen, und werden finden, daß Sie keinen eifrigeren Vertreter unserer Religion haben als gerade mich."

„Ich glaube es Ihnen," nickte der Erzbischof, „und beweise Ihnen das schon jetzt, indem ich Ihnen vollständig vertraue. Die Sache ist also die — ich habe an Miramon sowohl wie Marquez geschrieben und ihnen genaue Instructionen ertheilt — Miramon erhält in Europa die Nachricht von dem bestimmten Abzug der Franzosen

jedenfalls noch eher, als wir selber hier, und kann sich bereit halten; an uns ist es aber dann, ihm den richtigen Zeitpunkt anzugeben, wann er hier eintreffen muß, und das ist der, wo die letzten französischen Soldaten das Land verlassen, oder die Franzosen ihre Armee doch schon so geschwächt haben, daß sie sich nicht wieder von der Küste entfernen und in das Land hineinwagen dürfen."

„Und wird Maximilian ihm die Rückkehr gestatten?" frug de la Parra.

„Mit oder ohne Erlaubniß — er sowohl wie Marquez müssen zurückkehren, wenn sie hier gebraucht werden."

„Und dann?"

„Es ist nicht möglich jetzt schon zu sagen, was in jener Zeit geschehen soll, denn wir kennen die Stimmung nicht, die dann im Volke herrschen wird. Aber deshalb gerade habe ich Sie, die einflußreichsten Männer unserer Partei in Mexico, zusammengerufen, um von diesem Augenblick an Alles zu thun, was in Ihrer Macht steht, das Kaiserreich zu brechen und unserer Sache den Sieg zu verschaffen. Lassen Sie die Franzosen, wie diesen Maximilian jetzt ihre äußersten Kräfte anspannen, um die Liberalen

zu vernichten — sie arbeiten dann nur für uns, und ist die Frucht reif, so können wir sie mit leichter Mühe pflücken."

„Und in welcher Weise glauben Monseñor, daß wir das auf das beste und einfachste bewerkstelligen können?"

„Einfach ist die Sache nicht," sagte der Erzbischof nachdenkend — „ich habe die Indianer schon sondiren lassen, aber von ihrem alten Aberglauben dabei unterstützt, halten sie den langbärtigen Kaiser für den ihnen verheißenen Befreier. Es wird schwer halten, sie eines Besseren zu belehren, und besonderer Ausdauer von Ihrer Seite bedarf es, Ihre Untergebenen zu unterrichten und zu dem Verständniß zu bringen, daß alle ihre lange zerstörten Götzen ihnen Nichts helfen können, wenn eben der alleinige und wahre Gott seine Hand von ihnen abzieht. Doch das nicht allein — auch in Ihren Kreisen müssen Sie wirken, im Bürgerstande sowohl als im Militär, und haben wir erst bestimmte Nachricht von Rom, dann können wir auch entschiedener auftreten. Mit einem Wort, seien Sie bereit, allen Feinden der Kirche, wie diese auch heißen mögen, im richtigen Moment scharf und entschieden entgegen zu treten — auch opferbereit,

denn Gott verlangt Opfer von uns, damit wir ihm beweisen, daß wir seiner Liebe würdig sind."

„Wollen mir Monseñor noch erlauben ein einziges Bedenken zu äußern," sprach de la Parra, nachdem der finstere Prälat eine Weile geschwiegen und Alle über seine drohenden Worte nachgedacht hatten.

„Ich höre gern jeden Einwand," entgegnete Labastida nicht eben freundlich.

„Es ist eigentlich kein Einwand," sagte der schon etwas ältliche Herr, der aber ein sehr aristokratisches Aeußere hatte — „es ist nur Etwas, das wir, wie ich meine, nicht außer Acht lassen dürften, da es wunderbarerweise schon tiefe Wurzeln in dem so gern an äußerem Glanz hängenden Volk geschlagen — ich meine das Kaiserthum überhaupt — nicht etwa Maximiliano als alleinigen Träger desselben. Es giebt eine sehr große Zahl von Menschen, sowohl im Lande drin, als aber ganz besonders in der Hauptstadt, die sich in der kurzen Zeit schon außerordentlich mit dem Gedanken an ein Kaiserreich befreundet haben, und ich muß selber eingestehen, daß ich es für die beste und für uns geeignetste Regierungsform halte, da es nicht fortwährend

durch neue Wahlen neuen Umwälzungen Thor und Thür öffnet —"

„Und sollte das — wenn es sich später wirklich so herausstellt, für uns zu einer Schwierigkeit werden können?" sagte Labastida lächelnd — „steht es nicht in unserer Macht, unsern künftigen Präsidenten ebenfalls zum Kaiser zu machen, und wäre Miramon, aus edlem Geschlecht entsprossen, mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen begabt, nicht gerade die dazu passendste Persönlichkeit? Ich muß gestehen," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „daß ich früher andere Pläne und Hoffnungen hatte und mein Auge besonders auf einen der gut katholischen spanischen Prinzen richtete. Nach den bitteren Erfahrungen aber, die wir jetzt hier gemacht, dürfen wir uns nicht der Gefahr aussetzen, auf's Neue betrogen und hintergangen zu werden. In Miramon wissen wir genau was wir haben; wir kennen seine Gesinnungen, denen er allen Verführungen zum Trotz treu geblieben. Er wird und kann nie von der Kirche abfallen und hat bewiesen, als er nach dem nichtswürdigen Commonfort die Regierung antrat, daß er sich nicht durch die Gunst Einzelner einschüchtern und bethören ließ. Als Präsident oder Kaiser dürfen

wir in ihm eine feste Stütze erwarten, und hat erst einmal das Volk selber gesprochen, haben wir hier in Mexico einen Mann zu unserem Oberhaupt, der im Lande selber geboren ist und nicht allein durch fremde Bajonnete gehalten wird, dann fügen sich auch unsere nördlichen Nachbarn in das Geschehene, denn ihr Grundsatz, Amerika sich selber zu überlassen, ist erfüllt, und nicht fremde Nationen sind es, die uns einen Kaiser aufzwingen und ihn, mit Strömen mexicanischen Blutes, auf seinen Thron fest zu kitten suchen.

„Sie haben jetzt, Señores, das gehört, was in unserem ganzen Episkopat beschlossen ist, und ich muß Ihnen dabei bemerken, daß wir die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben haben, Maximilian der Kirche wieder zu gewinnen. Wir erwarten viel von der Botschaft aus Rom und werden indessen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln versuchen, auf sein religiöses Gefühl einzuwirken. Sollte es uns gelingen, was wir recht aus vollem Herzen von Gott und der heiligen Jungfrau erbitten, dann wären wir die Letzten, die neuen Kampf in unserem schönen Vaterland heraufbeschwören möchten, denn es braucht Frieden, um sich nach allen den Leiden

der letzten Jahrzehnte wieder zu erholen. Sollte es aber fehlschlagen und der Kaiser hartnäckig und blind gegen sein eigenes Wohl auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren, dann frage ich Sie jetzt und bitte Sie mir frei und aus eigener Ueberzeugung Antwort zu geben: wollen Sie mir dann beistehen und mich mit allen Kräften in dem unterstützen, was ich zum Besten des Staates wie der Kirche für unerläßlich halte?"

„Das wollen wir, Monseñor — das wollen wir mit freudigem Herzen," rief Zamacona, dem vor allen Anderen daran gelegen war seine Bereitwilligkeit zu erklären — „Sie können fest und sicher auf uns zählen."

„Das wollen wir in der That," bestätigten jetzt auch die Uebrigen.

„Und was an uns liegt, um für die Kirche einen festen Boden zu gewinnen, soll außerdem geschehen," sagte de la Parra — „ich sehe auch selber ein, daß es keine Ruhe im Lande wird, bis der Kirche ihr Recht geworden, denn daß der heilige Vater nicht nachgiebt, ist gewiß, und die unter ihm stehende Geistlichkeit muß sich dem wohl fügen. — Wenn uns nur nicht die Liberalen einen Strich durch die Rechnung machen!"

„Sie sind jetzt schon aufgerieben,“ sagte der Erzbischof, „und beinahe jede Woche kommen neue Ueberläufer im Lager der Fremden an — Je weiter Juarez nach Norden hinaufgetrieben wird, desto spärlicher bevölkert sind die Districte, und ohne Heer bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das Land zu verlassen, wenn er das nicht schon jetzt gethan hat. — Doch die Zeit vergeht und ich habe noch eine wichtige Conferenz abzuhalten. Nur was ich Sie noch fragen wollte, lieber de la Parra, — könnten Sie mir vielleicht über eine Sache Auskunft geben?“ — Der Erzbischof stand dabei auf und trat zu dem einen Fenster — ein Zeichen, daß er mit dem genannten Herrn eine kurze Besprechung unter vier Augen wünsche, und dieser folgte ihm auch dahin.

„Und was wünschen Sie, Monseñor?“

„Im Vertrauen möchte ich Sie um Ihren Rath bitten,“ sagte Labastida mit halb unterdrückter Stimme — „es — liegt mir daran — im Interesse unserer Sache, einen ganz tüchtigen und braven Mann — von rein christlicher Gesinnung natürlich, dem Kaiser zu empfehlen und denselben bei ihm anzubringen. Wie aber Seine Majestät jetzt mit uns steht, werden Sie wohl begreiflich finden, daß eine Empfehlung

von unserer Seite dem Betreffenden mehr schaden als nützen könnte."

„Aber Monseñor," sagte de la Parra, „wie Sie wissen, habe ich selber gar keine Beziehungen mit dem Hof."

„Ich weiß es, ich weiß es," nickte Labastida, „von Ihnen selber ist auch gar keine Rede; ich halte es sogar für wünschenswerth, daß es durch eine dritte, ganz unverfängliche Person geschehe, die außerdem keine Ahnung haben dürfte, daß ich mich dafür interessire, weil — ich etwas Derartiges streng zu vermeiden wünsche."

„Und wer ist es, Monseñor?"

„Ein Weltgeistlicher, ein Deutscher — sein Name ist Padre Fischer."

„Ich erinnere mich," nickte de la Parra — „ich habe von ihm gehört."

„Es ist ja noch möglich," fuhr Labastida fort, „den Kaiser in Güte von seiner irrigen Bahn abzulenken, und unsere Pflicht dabei, Alles zu versuchen, was dahin einen Einfluß auf ihn ausüben und vielleicht großes Unheil von diesem Lande ablenken könnte. Ich halte diesen Padre für die richtige Person dazu, aber mir fehlt, wie gesagt, ein Anknüpfungspunkt mit dem Hof dafür."

De la Parra sah eine Weile schweigend vor sich nieder, endlich sagte er:

„Es wäre vielleicht möglich, daß sich die Sache arrangiren ließe, und zwar durch die Kaiserin.“

„Das wäre das Beste!“ rief Labastida rasch.

„Dann möchte ich den betreffenden Herrn aber am liebsten selber einmal sprechen, um ihn in allem Nöthigen zu instruiren.“

„Er soll sich morgen Früh bei Ihnen einführen.“

„Schön, Monseñor,“ nickte de la Parra, „ich glaube, ich habe eine unverfängliche Persönlichkeit, die dazu passend wäre — kann Ihnen aber für den Augenblick keine ganz bestimmte Zusicherung geben.“

„Das ist nicht nöthig, lieber General — das ist gar nicht nöthig. Ich weiß die Sache jetzt in besten Händen, und überlasse mit dem größten Vertrauen Alles Ihrem eigenen Scharfsinn.“ Dabei drückte er dem General die Hand und wandte sich jetzt wieder zu der übrigen Gesellschaft, die ebenfalls aufgestanden war.

„Señores,“ sagte er hier, „ich glaube, wir haben vor der Hand nichts Weiteres zu besprechen, und möchte Ihnen nur, um Ihr Ziel fest

im Auge zu behalten, anrathen, sich zu einer festen, nur unsern Zweck im Auge haltenden Gesellschaft zu constituiren, um von Zeit zu Zeit im Stande zu sein, Ihre gegenseitigen Beobachtungen und Erfolge auszutauschen. Ich verkenne dabei nicht, daß wir vorsichtig zu Werke gehen müssen, um nicht den Feind zu früh zu warnen und behutsam zu machen, aber wir gehen auch dann um so sicherer. Ein Erfolg kann uns nicht fehlen, wenn wir, mit Gott, die gute Sache stützen."

Die Sitzung war aufgehoben, der Erzbischof verließ bald darauf das Haus, und ihm folgten nach und nach die übrigen Herren, die sämmtlich mit dem Klerus in enger Beziehung standen und — Zamacona vielleicht ausgenommen — die feste Ueberzeugung hatten, daß sie, von dieser Regierung vollständig vernachlässigt, jedenfalls in der nächsten sowohl das Ministerium bilden, als auch die hervorragendsten Stellungen bekleiden würden.

Zamacona selbst hatte keinen Ehrgeiz — er schwamm mit der Menge, aber er wollte auch seinen Frieden im Hause haben, und der war in der letzten Zeit — Dank den frommen Padres — dermaßen durch seine Frau, Töchter, Schwä-

gerin und Schwiegermutter gestört worden, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Er machte sich gar nichts aus dem Klerus, ja er besaß genug gesunden Menschenverstand, um die Pläne des ehrgeizigen Bischofs zu durchschauen, und haßte dabei die untere Geistlichkeit, der er mit Recht den Unfrieden im eigenen Hause zuschrieb.

Aber er besaß auch nicht Willenskraft genug, sie einfach aus der Thür zu werfen, wie es ein Anderer an seiner Stelle gethan hätte, und da blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich ihnen zu fügen.

* * *

Almeja war mit seinem Sohn allein im Saal zurückgeblieben, und wenn der Vater auch von jeher — wenigstens seit einer längeren Reihe von Jahren, der klerikalen Partei angehörte, so hielt der Sohn doch offen und aufrichtig zu der kaiserlichen, denn sein jugendlicher Sinn für das Rechte freute sich an den Reformen, die dem Land theils gegeben, theils erst zugesichert wurden, und in der Roneiro'schen Familie hörte er fast nur die nämlichen Gesinnungen aussprechen. Aber war es wirkliche Theilnahme an seinem Vaterland, die ihn zu der Partei des Kaisers

führte? war es ein volles Verständniß der Vorgänge und eigene Ueberzeugung? — Es wäre zu viel gewesen, das von einem jungen Mexicaner zu verlangen, denn Nichts auf der Gotteswelt trieb ihn dazu an, als die eigene Freude theils, die er an dem Glanz des Hofes fand, theils die schon fast gesicherte Verbindung mit Roneiro's Tochter, wie auch ein alter Haß, den er und seine ganze Familie persönlich gegen Juarez empfanden. Was war ihm das Vaterland, wenn es ihm nicht Alles bot, was er verlangte; was eine Regierung, wenn sie seine Interessen nicht förderte — aber wo sie das that, und dann auch noch in zeitgemäßen und nützlichen Reformen vorschritt, da glaubte er desto sicherer zu ihr halten zu dürfen — bis ihm einmal Etwas der Quer kam, und das war eben jetzt geschehen.

Ein Franzose — mit denen er sich bis jetzt ganz gut gestanden, hatte ihm die Geliebte — ja, er konnte fast sagen, die Verlobte abwendig gemacht, und jetzt erst überlegte er sich, welches Recht diese überhaupt hatten, hier in ihr Land zu brechen und einen Ausländer auf dem Thron zu halten, der solche Menschen wie Roneiros begünstigte.

Es war für einen Mexicaner vollkommen natürlich, daß er in dem Moment die Partei wechselte, wo er sich von der, zu der er bisher gehalten, schlecht behandelt glaubte — ob das nun von der ganzen Partei oder einer einzelnen Person geschehen sein mochte. Er wollte Rache haben, und da er gut genug wußte, daß es sein Vater ernstlich mit den Klerikalen hielt, hatte er sich diesem zur Verfügung gestellt. Aber die heutige Versammlung und der da entworfene Plan gefiel ihm nicht. Mißmuthig, mit in einander geschlagenen Armen ging er in dem weiten Gemach auf und ab, bis sein Vater, der noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, auf ihn aufmerksam wurde.

„Und was sagst Du dazu, Silvestre?"

„Ich? zu den Plänen Monseñors und seiner doppelten Verschwörung gegen den Kaiser und Präsidenten zu gleicher Zeit?" lachte Silvestre — „es bestätigt nur die Meinung, die ich immer von dem Herrn Erzbischof gehabt habe, daß er nämlich ein sehr frommer und nur für das Seelenheil seiner Beichtkinder besorgter Herr ist."

„Du sprichst das so bitter aus, Silvestre?"

„Ei zum Teufel, Vater!" fuhr der junge Mann zornig auf, „die Galle muß Einem ja

überlaufen, wenn man von solchen Lippen solche Pläne entwerfen hört."

„Silvestre!" rief Señor Almeja erschrocken aus, „ich habe Dich der Versammlung beiwohnen lassen, weil Du mich fest versichertest, daß Du mit der kaiserlichen Partei gebrochen hättest und zu uns treten wolltest. — Wenn nun jetzt ein einziges unglückliches Wort über Deine Lippen —"

„Sorge Dich nicht, Vater," unterbrach ihn, abwehrend, der Sohn. „Ihr habt von mir wahrhaftig keinen Verrath zu befürchten, aber verlange auch nicht, daß ich mich einer so langweiligen Verschwörung anschließen soll, die darauf warten muß, bis ein Pfaffe das Zeichen giebt."

„Aber es wäre doch blanker Wahnsinn, jetzt schon loszubrechen!" rief Almeja aus.

„Und wir sollen Geduld haben," lachte Silvestre, „bis es dem Kaiser Napoleon da drüben gefällig ist, seine Colonnen hier in Ordnung zusammenzuziehen und fest geschlossen nach der Küste marschiren zu lassen? Wahrhaftig nicht, Vater, denn in dem Falle hätten wir nur das leere Nachsehen."

„Aber was willst Du — was kannst Du Anderes thun?"

„Was ich thun kann und thun will, das

werde ich Dir sagen. — Des müssigen Lebens hier bin ich doch zur Genüge satt — ich gehe hin und schließe mich den Guerillaschwärmen an, die jetzt, wo sie ihnen beikommen können, auf die Franzosen fahnden."

„Zu Juarez' Partei wolltest Du gehen?" rief Señor Almeja erschreckt aus — „und weißt Du denn, daß unsere Familie gerade keinen unerbittlicheren Feind hat als ihn?"

„Was kümmert mich Juarez!" rief Silvestre trotzig aus — „nicht eine Hand würde ich für den rothhäutigen Indianer heben, und wenn ich ihn damit vom Verderben retten könnte — die Sache ist es, an die ich mich halte, die Personen sind es, an denen ich Rache nehmen will, und wenn wir sie so nach und nach aufreiben, ihnen nirgends Ruhe lassen, daß sie jeden Moment den Knall unserer Revolver fürchten müssen, dann, hoff' ich, wird ihnen der Platz hier in Mexico bald zu heiß werden."

„Und kennst Du die Strafe, welche neuerdings für solche sich hier in der Nähe herumtreibende Banden bestimmt ist? — der Strick."

„Bah," lachte Silvestre — „so viel für ihre geschriebenen Gesetze, und Maximiliano hat darin das Möglichste geleistet. Wenn ich meinen

wackern Rappen unter mir habe, will ich den sehen, der mich dann einholt, und die Berge kenne ich alle wie meine eigene Tasche."

„Silvestre!" bat der Vater — „laß um Gottes willen solche wahnsinnige Gedanken fahren, denn Du machst Dich und uns Alle unglücklich. Was kannst Du damit bezwecken, wenn Du ein paar einzelne Franzosen tödtest; der Masse bist Du doch nicht im Stande einen merklichen Schaden zuzufügen. — Versprich es mir, daß Du davon abstehen willst — denk' an den heutigen Tag — Deiner seligen Mutter Geburtstag."

„Gerade recht, Vater, mahnst Du mich an den heutigen Tag," lachte der junge Mann bitter auf. „Weißt Du, was heute, vielleicht in dieser selben Stunde geschieht? Graf Deverreux führt Inez Roneiro zum Traualtar, und mir willst Du vorpredigen, ich soll Geduld haben und meine Zeit abwarten, während mir das Blut wie Feuer in den Adern kocht? Was kümmert mich der Klerus, was der Kaiser! Die Franzosen wollen wir aus dem Land haben, oder noch besser hier im Land vernichten."

„Und wenn es hier bekannt wird," sagte Señor Almeja ängstlich, „daß mein eigener Sohn

ausgezogen ist, um mit des Indianers ordnungslosen, räuberischen Schwärmen gemeinsame Sache zu machen? — wenn es der Erzbischof erfährt —"

Ein verächtliches Lächeln zuckte um Silvestre's Lippen, aber er erwiederte ruhig: „Und wäre das der einzige Fall, Vater, wo in unseren Bürgerkriegen die nächsten Verwandten auf verschiedenen Seiten gekämpft haben? Aber ich gehe nicht zu Juarez — nur gegen die Franzosen kämpfe ich, und haben wir die verjagt, dann — darauf hast Du mein Wort, kehre ich ungesäumt zu Dir nach Mexico zurück, und was dann geschieht? Veremos! wer wollte sich jetzt den Kopf darüber zerbrechen."

Silvestre verließ rasch das Gemach, um seine Vorbereitungen zu treffen, und Señor Almeja sank auf einen Stuhl, faltete die Hände und sah still und stier vor sich nieder.

Das war der Fluch dieser ewigen Bürgerkriege, dieses in zahllose Parteien gespaltenen Landes, und kein Ende dabei abzusehen — kein Ende.

8.

Ein Protégé.

In die Hauptstadt hinein, auf einem prachtvollen Schimmelhengst, der mit Silber förmlich bedecktes Sattel- und Zaumzeug trug, sprengte ein Halbindianer oder sehr dunkler Mestize und schien genau so auf das Pferd zu passen, wie ein zerlumpter Bettler in eine erste Rangloge oder auf einen Hofball.

Jedenfalls gehörte er dem Militär an, denn er trug erstlich einen stattlichen Pallasch — aber nicht an der Seite, sondern unter dem Knie durch, so daß noch die äußere Sattelklappe über die Scheide zu liegen kam, auch Pistolenholster am Sattelknopf und außerdem an jeder Seite des Gürtels einen Revolver; zweitens hatte er auf seiner, jedoch vollkommen abgerissenen,

Jacke ein paar große Generalsepauletten und an den ebenfalls sehr mitgenommenen calzones breite goldene Streifen hinab; und drittens schwere silberne Sporen und auf dem grauen Filzhut bunte Federn.

Hinter ihm als Reitknecht folgte ein anderer Soldat, der aber auch eben so gut hätte zu einer berittenen Räuberbande gehören können, denn neben dem Säbel, den er wie sein Herr trug, schlenkerte ihm noch ein Carabiner in einem Lederfutteral an der rechten Seite, im Gürtel staken ein paar große Pistolen und in der Hand führte er eine lange, mit scharfer Spitze versehene Lanze.

Ueberall blieben die Leute stehen, um diesem sonderbaren Paare nachzuschauen.

Als der Reiter den belebteren Theil der Stadt erreichte, zügelte er sein muthiges Thier ein wenig ein und verfolgte seinen Weg von da ab in einer Art von Paradegalop, wie er denn auch, den Kopf hoch und stolz gehoben, die Fußgänger gar nicht zu beachten schien, sondern nur mit seinen dunkelblitzenden Augen die Balcone musterte, ob er dort keine schönen Damen bemerken könne.

So sprengte er über die Plaza und erregte dabei besonders die Aufmerksamkeit der ihm be=

gegnenden fremden Officiere — ja selbst die mexicanischen schienen ihn erstaunt zu betrachten, denn manche von diesen mochten ihn wohl aus früherer Zeit her kennen, und begriffen dann erst recht nicht, wie der gerade hier so offen und sich brüstend in die Stadt einreiten konnte.

Jetzt bog er, von der Plaza aus, in die Straße ein, die zum Hôtel Nacional hinaufführte, als er eben an der Kirche St. Augustin sich angerufen hörte und, den Kopf rasch dorthin wendend, seinem Thiere fast unwillkürlich in die Zügel griff.

„José! Caracho! hombre!“ rief von dort eine lachende Stimme. — „Woher kommst Du mit dem Staat, amigo? Caracho! Du trägst mehr Silber auf Deinem Schimmel, als mir in meinem ganzen Leben in der Tasche geklimpert hat.“

„Geronimo! compadre! como está!“ rief der Reiter, sobald er den Freund erkannte, indem er sein Pferd herumwarf und auf ihn zulenkte. „Wir haben uns ja in einer wahren Ewigkeit nicht gesehen. Wie geht's?“ und sich über den Sattel vorbiegend, reichte er ihm die Hand hinüber, die der Mestize nahm und schüttelte.

„Aber woher kommst Du?“

„Aus dem Norden.“

„Von ihm?“ rief Geronimo rasch.

„Nein — jetzt nicht,“ sagte der Reiter mit dem Kopf schüttelnd, „den alten Burschen mag der Teufel holen, denn Sold hatten wir schon seit Monaten nicht gesehen, und zu plündern gab's Nichts mehr. Da will ich es denn einmal bei den Kaiserlichen versuchen, um den alten muffigen Indianer da oben aus seinem Nest hinauszuräuchern. Du sollst einmal sehen, Geronimo, wie rasch ich den Feldzug zu Ende führe. Ich kenne alle seine Schliche und Winkelwege und — verdamm die Franzosen,“ setzte er hinzu, indem er jedoch den Blick umherwarf — „aber ein Gutes haben sie — sie zahlen pünktlich, und auf den Haciendas hier in der Nachbarschaft ist doch wenigstens noch Etwas zu holen!“

„Cuidado hombre!“ sagte Geronimo. — „Verwünscht strenge Strafen haben sie jetzt in dem neuen Gesetz, und auf Dich gerade waren sie neulich nicht so besonders zu sprechen. Ich weiß nicht, ob ich an Deiner Stelle so direct nach Mexico hereingekommen wäre.“

„Haha! haha!“ lachte der Reiter auf, „bin ich nicht jetzt französischer oder kaiserlicher General?

Nur eine Uniform muß ich mir rasch machen lassen, denn ich sehe, wie sich nicht leugnen läßt, ein wenig mitgenommen aus und darf mich wenigstens in der Jacke nicht gut Eurem Kaiser vorstellen lassen. Dann aber sollst Du erleben, wie ich Feuer hinter das „liberale" Gesindel mache. Doch was ich Dich fragen wollte: kannst Du mir vielleicht hier in der Nachbarschaft einen guten Schneider empfehlen, der eine Uniform zu machen versteht und rasch arbeitet? Auf den Preis kommt's nicht an."

„Hier in der Nachbarschaft?"

„Ich steige gleich da vorn mit meinem Burschen im Hôtel Nacional ab."

„Caracho! Du giebst es fein — es ist verwünscht theuer dort."

„Que importe," lachte der Reiter — „aber ich brauche einen Schneider."

„Nun an denen fehlt es hier in der Nachbarschaft wahrhaftig nicht," lachte Geronimo — „französische Schneider und Friseure giebt es wie Sand am Meere —"

„Auf Wiedersehen dann, amigo — besuche mich doch nachher, wenn Du Zeit hast, denn bis ich meine Uniform habe, werde ich nicht viel ausgehen. Wo verkehrt Ihr gewöhnlich?"

„Bei Hernando Cortez. Du kennst ja den Platz.“

„Ei, jawohl, also noch immer die alte Pulqueria; hasta luego!“ und Geronimo zunickend und seinem Thier den Schenkel gebend, sprengte er vor das ganz nahebei liegende Hôtel, zügelte dort ein und ritt dann, von seinem Diener gefolgt, langsam in den Thorweg hinein.

Geronimo war stehen geblieben und hatte ihm kopfschüttelnd nachgesehen, so lange er ihm mit den Augen folgen konnte, jetzt wandte er sich ab, um seine frühere Richtung einzuhalten, als er von einem französischen Officier angeredet wurde, der ihn sehr artig frug:

„O Señor, können Sie mir wohl nicht sagen, wer jener höhere Officier ist, der da eben in das Hôtel Nacional einritt? Er muß jedenfalls aus dem Innern kommen.“

Geronimo zögerte einen Moment mit der Antwort, aber geheim zu halten dachte ja doch der „General“ seinen Aufenthalt nicht, sonst wäre er wohl kaum am hellen Tage eingeritten und in einem der ersten Hôtels abgestiegen — und beim Kaiser wollte er sich ja ebenfalls melden lassen.

„General Pastera, Señor,“ sagte er deshalb,

„der von den Liberalen zu uns übergegangen. Einer der tapfersten Officiere, die es giebt."

„Ah! in der That? Vielen Dank, Señor," und der Officier schlenderte langsam, den Mestizen artig grüßend, der Richtung zu, wo das Hôtel lag. Dicht daneben trat er dann vor einen der Läden und betrachtete die darin zum Verkauf ausgestellten Waaren. Aber der General kam nicht wieder heraus, die Pferde, als er auf's Neue dort vorüberging, wurden ebenfalls abgesattelt, und auf seine Erkundigung beim Portier, der natürlich den Namen des eben gekommenen Gastes noch nicht kannte, erfuhr er, daß der „fremde Officier" bei ihnen abgestiegen sei und ein Zimmer genommen habe.

Damit zufrieden, verließ der Franzose das Hôtel wieder, langsam wie er gekommen, schritt der Plaza zu, dort querüber zum Palast und geraden Weges auf die Hauptwache.

Etwa eine Stunde später marschirte eine starke Patrouille französischer Soldaten vor das Hôtel Nacional, und während vier Mann, sehr zum Erstaunen der Bevölkerung und noch mehr der Insassen, das große Thor, und zwei den kleinen Eingang in die unten befindliche Restauration besetzten und allerdings Jeden ein-, Niemanden

aber wieder hinausließen, stieg der übrige Theil der Patrouille die Treppe hinan, nach der von dem Portier erfragten Nummer des „fremden Officiers".

General Pastera hatte indessen sein Quartier, ein im zweiten Stock gelegenes Zimmer nach dem Hof und der darum hinführenden Veranda gelegen, bezogen, sich vor allen Dingen eine Flasche Xerez und ein gutes Frühstück bestellt, und dann Einen der Leute nach einem französischen Schneider ausgesandt, der auch nicht säumte seine Aufwartung zu machen.

„Ob er eine französische Generals-Uniform machen könne?"

„Gewiß — er arbeitete nur für die höheren Chargen und hatte die Stickerei zu allen Uniformen vorräthig."

„Bueno — und bis zu welcher Stunde er im Stande sei, sie zu liefern?"

„Wenn ihm der Herr General nur sechsunddreißig Stunden Zeit ließe, so wolle er versuchen sie bis dahin fertig zu bringen — er werde Tag und Nacht arbeiten lassen, um einen so vornehmen Kunden zu befriedigen."

Der Schneider hatte eine Hand voll Goldunzen auf dem Tisch liegen sehen, die Pastera

nachlässig dorthin geworfen, weil sie ihm die Taschen beschwerten, und war die Gefügigkeit selber.

„Sehr gut! sehr gut!" nickte der General vergnügt vor sich hin, „schneller kann man eigentlich eine solche Arbeit, wenn sie fleißig ausgeführt werden soll, nicht verlangen. Ihr Franzosen seid doch verfluchte Kerle — ein Mexicaner brauchte wenigstens acht Tage Zeit und wüßte dann noch immer nicht, wo er die Stickerei herbekommen sollte. Aber mein Maß werden Sie nehmen müssen — und das feinste Tuch, was Sie haben, bitte ich mir aus. — Ich muß zur Audienz bei Seiner Majestät, verstehen Sie?"

„Der Herr General können sich fest darauf verlassen — Sie sollen bestens bedient werden," sagte der Franzose mit größter Geschmeidigkeit, und ging dann ohne Weiteres daran, den neuen Kunden zu bedienen.

Draußen auf der Treppe und dann auf dem Gang klang es wie der Schritt einer militärischen Truppe, aber die Glasthür sowohl wie die Fenster waren mit leichten Gazevorhängen versehen, so daß man von innen heraus, ohne sie zurückzuschieben, nicht gut erkennen konnte was dort vorging. Niemand von den Beiden achtete auch

darauf, denn sie waren zu sehr in ihr Geschäft vertieft, bis plötzlich, unmittelbar vor der Thür, der Klang aufgestoßener Kolben laut wurde.

Pastera warf bei dem bekannten Laut den Kopf empor — aber er hatte keinenfalls Etwas damit zu thun, und wahrscheinlich wohnten in dem Hôtel auch noch andere Generale außer ihm. — Der Schneider ließ sich gar nicht stören, sondern streckte eben den Arm des Generals aus, um die richtige Aermellänge zu bekommen.

In dem Augenblick klopfte es an die Thür, und auf das laut ausgestoßene „Entra" Pastera's öffnete sich diese plötzlich weit und zeigte einen französischen Officier mit zwei Soldaten neben sich im halben Anschlag — die Bajonnette gesenkt und die Finger am Drücker des gespannten Hahns.

„Caracho!" lachte Pastera, der hier natürlich nur einen Irrthum vermuthete, „wollen Sie die Festung mit Sturm nehmen? Einen Augenblick Geduld, und sobald mir dieser würdige Mann das Maß genommen hat, stelle ich mich an Ihre Spitze. Quien vive?" (Wer da.)

„Ist Ihr Name Pastera?" frug aber der französische Officier, ohne auf den Scherz einzugehen.

„Pastera allerdings," sagte der General, sich stolz emporrichtend, während der Schneider jedoch erschreckt in seiner Arbeit aufhörte und etwas zur Seite trat, denn er verstand genug von Gewehren, um zu wissen, daß die gespannten Flinten auch mit auf ihn gerichtet waren.

„Sind Sie der General, der unter Juarez gedient," frug der Officier weiter, „und dann eine Schaar auf eigene Hand geworben hat?"

„Eine Schaar, Compañero?" lachte der Bandit, „ein ganzes Regiment, das ich dem Kaiser zur Verfügung stelle — aber erst muß ich eine anständige Uniform haben, um vor Seiner Majestät zu erscheinen, und wie Sie sehen, sind wir eben dabei dieselbe herzustellen."

„Dann sind Sie mein Gefangener im Namen des Kaisers!" sprach mit ernstem Ton der junge Officier, „widersetzen Sie sich nicht, denn bei dem geringsten Versuch dazu haben meine Leute bestimmten Befehl, Sie ohne Weiteres niederzuschießen."

„Caracho Señor!" lachte aber der General, nicht im mindesten dadurch beunruhigt, „ich denke gar nicht daran mich zu widersetzen, denn nur um Ihre Bekanntschaft zu machen, bin ich ja nach Mexico hereingekommen. Der Befehl, mich

zu verhaften, beruht auch jedenfalls auf einem Irrthum; denn daß ich früher unter Juarez gedient — ei! Vidaurri, Uraga, Cortina und tausend Andere haben das Nämliche gethan. Lieber aber wäre es mir gewesen, wenn Sie mir Zeit gelassen hätten, mir erst eine anständige Uniform zu verschaffen. Ich laufe Ihnen wahrhaftig nicht davon. Doch wie dem auch sei, jedenfalls müssen wir erst fertig Maß nehmen, daß mir die Arbeit nicht aufgehalten wird. Bitte, setzen Sie sich einen Augenblick — Sie wissen, das ganze Haus steht zu Ihrer Verfügung."

Ueber des jungen Officiers Antlitz zuckte ein spöttisches Lächeln. — „Allerdings," sagte er, „ist das nur eine mexicanische Redensart, die aber diesmal in voller Bedeutung ausgeführt wird. Das ganze Haus steht in der That zu meiner Verfügung, denn die Thüren unten sind von meinen Leuten bewacht. Ich denke aber, Du brauchst keine Uniform, mein Bursche, als vielleicht eine hanfene Cravatte, doch das wird der Marschall bestimmen. Fort mir Dir — zwei von Euch vor und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Die erste Bewegung und Du bist eine Leiche." Der Officier hielt ihm dabei auf kaum zwei Schritt Entfernung den Revolver gegen die

Brust gerichtet und sah dabei so aus, als ob er Ernst machen könne. Pastera entfärbte sich auch ein wenig, und sein scheuer Blick schweifte zu dem Tisch im Hintergrund des Zimmers, auf dem seine eigenen Waffen lagen — aber eine Flucht in diesem Augenblicke mit den auf ihn gerichteten Gewehren wäre doch unmöglich gewesen — das Ganze mußte ja auch nur ein Mißverständniß sein, und sich mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit dieser Leute in das Unabänderliche fügend, sagte er bitter:

„Ich habe zu lange selber commandirt, um nicht zu wissen, daß die jungen Officiere fast jedesmal eine Dummheit machen, wenn man sie selbstständig Etwas ausführen läßt. Sie überschreiten jedenfalls Ihren Auftrag, Herr Lieutenant, und werden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, später dafür büßen müssen.“

„Ich trage die Folgen, Herr General,“ erwiederte spöttisch der junge Officier, während die beiden Soldaten jetzt, ohne Widerstand zu finden, die Arme des Gefangenen auf dem Rücken zusammenbanden — „und nun vorwärts, marsch — doch halt — wir müssen Alles, was hier im Zimmer befindlich ist, in das Hauptquartier abliefern.“

„Auch das Gold?“ frug höhnisch Pastera — „ich weiß genau, was ich habe, Señor.“

Ueber das Antlitz des jungen Officiers schoß eine tiefe Röthe, aber er zuckte nur verächtlich mit den Lippen, und während die beiden Soldaten den Gefangenen hielten und der Officier mit dem Revolver neben ihm stehen blieb, nahmen die Uebrigen Sattel, Zaum, Satteltasche, wie das auf dem Tische liegende Gold mit der Uhr an sich, und es dem marchand tailleur dann überlassend, ihnen zu folgen oder oben zu bleiben, wie es ihm beliebe, verließen sie das Hôtel.

General Pastera war aber zu einer unrechten Zeit nach Mexico gekommen, und der Lieutenant hatte Recht gehabt, er brauchte allerdings keine Uniform mehr. Man wußte zu genau, was für Morde er früher in Juarez' Namen und jetzt in der letzten Zeit in dem des Kaisers verübt, und noch an dem nämlichen Abend führte ihn ein kleines Piquet Soldaten vor die Garita hinaus und fünf Kugeln machten hier seinem verbrecherischen Leben ein Ende.

Unfern davon stand sein „Freund“ Geronimo, hatte sich aber so gestellt, daß ihn der Verurtheilte nicht sehen konnte. Erst als man ihm die Augen verband, kam er näher, und wie die

Schüsse knallten und Pastera vornüber auf sein Gesicht stürzte, drehte er sich ab und schlenderte pfeifend in die Stadt zurück.

* * *

In ihrem Toilettenzimmer, in einen weißen weiten Mantel eingehüllt, vor dem prachtvollen silbernen Toilettentisch, den ihr bei dem Einzug die Damen von Mexico dargebracht, saß die Kaiserin Charlotte, und hinter ihr stand, Geschäftigkeit, aber auch Seligkeit dabei in den etwas scharf markirten Zügen, Don Pedro Gaspard, der Hoffriseur, und ordnete mit geschickten und sehr zierlichen Händen das prachtvolle Haar der Fürstin, das über den Stuhl fast bis zur Erde niederhing.

Don Pedro war in seinem Fache so gewandt, daß ihn die Kaiserin häufig ganz allein gewähren ließ. Nur die Zeit, die er zu einer Frisur verwendete, dauerte ihr oft zu lange: die hohe Frau war außerordentlich thätig und haßte Nichts mehr, als halbe Stunden lang so müssig und die Hände im Schooß da zu sitzen, denn nicht einmal denken konnte sie dabei. Don Pedro hatte nämlich nicht nur flinke Hände, sondern auch ein flinkes Mundwerk, und da er es für

seine Pflicht hielt, alle seine Kunden bei ihren „Sitzungen“ angenehm zu unterhalten, glaubte er das doch gerade bei der Kaiserin nicht versäumen zu dürfen. Charlotte dagegen, gütig gegen alle ihre Untergebenen, mochte ihn auch nicht kränken, was jedenfalls geschehen wäre, wenn sie ihm den Mund verboten hätte, und ließ ihn schwatzen, erfuhr sie doch dabei auch Verschiedenes aus dem kleinen Leben Mexicos, was ihr in anderer Art nie zu Ohren gekommen wäre.

Don Pedro's ganzes Gesicht strahlte von Wonne und gerechtem Stolz, und er hätte in solchen Momenten wohl kaum mit einem Fürsten tauschen mögen.

Die Kaiserin selber warf natürlich nur selten ein Wort ein, aber das schadete auch Nichts, denn Don Pedro brauchte Niemanden, der ihm reden half — er besorgte das Alles mit dem größten Vergnügen allein.

„Und wie ist die Seife ausgefallen, Majestät?“ frug der kleine Friseur — „doch Alles nach Befehl ausgeführt?“

„Ich denke ja, lieber Gaspard. — Von den Kämmen, wovon ich Ihnen einmal sprach, hätte ich gern ein paar gehabt, aber ich muß vergessen haben sie aufzugeben.“

„Ach, das schadet Nichts," rief Don Pedro erfreut aus — „Majestät können Alles von mir bekommen — ich bin mit Allem versehen und werde Ihnen morgen in aller Frühe, was Sie wünschen, zu Füßen legen."

„Es hat keine solche Eile — bringen Sie dieselben das nächste Mal mit."

Das Gespräch stockte etwas — der Friseur wußte nicht gleich, wovon er neu beginnen solle.

„Majestät haben doch davon gehört, daß sie den nichtswürdigen Banditen, den General Pastera, gestern in der Stadt eingefangen?" begann er endlich wieder. — „Eine solche Frechheit ist noch gar nicht dagewesen. — Kommt am hellen Tage nach Mexico herein und steigt im ersten Hôtel ab — aber sie hatten ihn im Handumdrehen — gerade als er sich wollte eine Generals-Uniform anmessen lassen."

„In der That?"

„Haben auch kurzen Proceß mit ihm gemacht — schon gestern Abend führten sie ihn hinaus und —"

„Ich bitte Sie, lieber Gaspard, Nichts von Blut oder Execution," rief die Kaiserin rasch und erregt aus — „ich will davon Nichts hören.

Es ist schrecklich genug, wenn es geschehen muß, aber ich verlange nicht die Details davon zu wissen."

Don Pedro war wieder auf das Trockene gesetzt. Das wäre jetzt eine famose Geschichte zum Erzählen geworden, denn er hatte zu eben dem Zweck der Execution selber beigewohnt — aber es war Nichts und er durfte nicht wieder darauf zurückkommen.

Allerdings wußte er noch von einem neuen Raubanfall auf die Diligence, wobei die Räuber sogar mit der Escolta zusammengetroffen und drei Menschen geblieben waren, aber er riskirte jetzt gar nicht davon anzufangen, und zu etwas Anderem, das er auf dem Herzen hatte — einem Auftrag, den er in geschickter Weise einkleiden sollte, fehlte ihm die gehörige Einleitung — er wußte nicht recht, wie er damit beginnen sollte, und die Kaiserin saß stumm und still und schien sich dieser Pause eher zu freuen. Ihre Gedanken wanderten aber indessen umher, und sie gedachte einer armen Indianerin, die sie selber in bitterer Noth auf der Straße getroffen. Damals konnte sie nur ihren Namen und ihre Wohnung erfragen, aber Don Pedro, der gleich darauf zur Kaiserin kam, erhielt von ihr den Auftrag, die Frau aus-

zukundschaften und ihre Noth zu lindern. Sie wußte noch nicht, ob das geschehen sei.

„Haben Sie jene arme Indianerin gefunden, Gaspard?" frug sie jetzt, und Don Pedro fuhr ordentlich erschreckt in die Höhe, denn er hatte ja heilig vergessen, darüber Bericht zu erstatten. So ein verzweifeltes Angesicht schnitt er dabei, daß die im Zimmer befindliche Kammerfrau, die ihn gerade beobachtete, kaum das Lachen verbeißen konnte.

„Oh! Majestät!" rief er aus, „ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, Ihnen nicht augenblicklich Bericht abgestattet zu haben. — Gewiß bin ich den Befehlen Eurer Majestät nachgekommen, aber es war schwer, denn ich suchte eine Hütte, in der sie wohnen sollte, und fand sie nachher mit ihrem kranken Kind in einem Erdloch, das sie sich wahrscheinlich selber in den Berg hineingewühlt."

„Großer Gott — oh! daß so viel Elend auf dieser Welt herrscht."

„Ja, die armen Indianer sind noch manchmal recht schlimm daran," sagte Don Pedro, „und allen zu helfen ist eine reine Unmöglichkeit, denn eigenen Grund und Boden haben die wenigsten, und die Herren Mexicaner wissen

das so vortrefflich einzurichten, daß sie ihnen immer halb umsonst arbeiten müssen. Die Sclaverei wurde schon längst in Mexico abgeschafft, aber die Indianer sind noch trotzdem und durch den Schuldenzwang Sclaven, wie sie es von je gewesen."

„Das wird anders werden — das wird anders werden," nickte die Kaiserin, „und noch dazu in allerkürzester Zeit. Das Gesetz ist schon ausgearbeitet — aber was sagte die Indianerin?"

„Ach, die arme Frau war so dankbar — sie weinte in einem fort und hat Gottes Segen auf Euer Majestät Haupt herabgefleht. — Ich glaube, wenn ihr Majestät keine Hülfe gesandt hätte, sie wäre in dem Erdloch dort mit ihrem Kinde verhungert."

„Die Aermste — aber hat sich die Geistlichkeit gar nicht ihrer angenommen?"

Don Pedro zuckte mit den Achseln; er haßte den mexicanischen Klerus, das war jedoch ein Feld, auf das er sich nicht hinauswagte, denn er wußte nicht, wie weit das Eis hielt. Und gerade heute hatte er sich trotzdem vorgenommen, für einen Geistlichen ein gutes Wort einzulegen, aber auch gerade deshalb, weil dieser nicht zu diesem Klerus gehörte und außerordentlich frei-

sinnig und vernünftig sprach. Dann war er ihm auch noch von einem sehr vornehmen Herrn dringend empfohlen worden, ihm, Don Pedro, und einer solchen Empfehlung mußte er Ehre machen. Galt es doch hier zu beweisen, daß er wirklich Einfluß bei Hofe hatte, und da er das gute Herz der Kaiserin kannte, baute er darauf seinen Plan.

„Ach! die Geistlichkeit, Majestät,“ sagte er, indem er die Zöpfe der Kaiserin legte und dabei den Kopf herüber und hinüber drehte, um den besten Ueberblick über die Form zu bekommen — „für die reichen Leute sind sie immer zu haben und erheben ein entsetzliches Lamento, wenn Jemand ohne Absolution stirbt, aber bei den Armen müssen sie doch wohl glauben, daß Gott selber hilft.“

„Sie sind kein Freund der geistlichen Herren.“

„Bitte, Majestät, mich nicht falsch zu verstehen — es giebt Ausnahmen. Einen zum Beispiel habe ich gefunden, der auf meine Anregung augenblicklich hinausgeeilt ist (Don Pedro log, ohne roth zu werden), wie er nur hörte, daß sich Majestät für die Frau interessiren. Es ist einer der größten Verehrer Seiner Majestät unseres gnädigsten Herrn.“

„Ein Geistlicher?“ sagte die Kaiserin — „das wäre in der That wunderbar.“

„Es ist auch kein Mexicaner, und eben so wenig ein Franzose, sondern ein Deutscher, ein grundgelehrter Herr, der, ich weiß gar nicht wie viel Sprachen spricht und dabei die ganze Geschichte hier mit dem Klerus aus dem Fundamente kennt.“

„In der That?“

„Und wüthend ist er auf den Klerus hier, daß sie jetzt solche Intriguen anspinnen und die Leute aufzuhetzen suchen, und lauter Lügen — meinte er neulich — hätten sie an den heiligen Vater nach Rom geschrieben und Seine Majestät nur immer angeklagt.“

„Und wie heißt der Wundermann?“

„Padre Fischer. Er lebt schon lange hier in Mexico und kennt die Verhältnisse genau —“

„Und wo ist er Geistlicher?“

„Er hat jetzt wohl gar keine Stelle — ich glaube, er wollte Seiner Majestät anfangs seine Dienste anbieten, hat es aber wieder aufgegeben. Er ist zu schüchtern, und ich glaube, die Geistlichkeit hier hat ihn daran verhindert.“

„Ein Weltgeistlicher?“

„Allerdings, Majestät.“

„Es wäre immer der Mühe werth, ein solches Wunder — einen Geistlichen, der für den Kaiser schwärmt — zu sehen. Er spricht doch spanisch?"

„Wie seine Muttersprache... und englisch, französisch und lateinisch dazu."

„Gut," — sagte die Kaiserin nach einigem Zögern — „ich werde mit dem Kaiser sprechen — schicken Sie Ihren Wundermann einmal in den Palast — er soll sich bei dem Kammerherrn melden. — Wenn es auch für jetzt vielleicht nicht möglich ist, ihm zu nützen, vielleicht doch später — sind Sie fertig, Gaspard? ich dächte, Sie machten heute außerordentlich lange —"

„Aber ich hoffe, Majestät sollen mit mir zufrieden sein," sagte der kleine Friseur, indem er über den Stolz seiner gelungenen Frisur alles Andere vergaß und jetzt ehrerbietig zurücktrat.

Die Kaiserin erhob sich, sah in den Spiegel und lächelte — sie war eine Frau und schön, und Don Pedro außerdem in seiner Kunst wirklich ein Meister.

„Es ist gut, lieber Gaspard," nickte sie, „das haben Sie wirklich brav gemacht. So gut ist Ihnen lange keine Frisur gelungen."

Don Pedro war entlassen, aber die Kaiserin

hatte ihn gelobt, und mit einem so triumphirenden Blick, als ob er eine Schlacht gewonen hätte, eilte er durch die Dienerschaft hin, die Treppe von Chapultepec hinab, ließ sich dort sein Pferd vorführen und sprengte dann — glücklich wie ein Bräutigam — in die Stadt zurück.

Hier aber hatte er noch mehrere Wege zu besorgen, und einen seiner besten Kunden, Señor de la Parra, beschloß er zuerst zu bedienen — hatte er doch auch ihm eine gute Kunde mitzutheilen und durfte seines Danks — der sich manchmal sogar bis zu einer Goldunze steigerte — gewiß sein. Don Pedro, als erster Friseur von Mexico, nahm gerade kein Trinkgeld, aber er liebte Geld und hatte, wie er sagte, eine kindische Freude an den gelben Stücken.

Señor de la Parra saß in seinem Arbeitszimmer, und eine Menge von Schriftstücken lagen zerstreut um ihn her, die er theils ordnete, theils nur einige kurze Notizen herauszog und auf ein besonderes Blatt schrieb. Er schien sehr beschäftigt, und als der Diener eintrat und Don Pedro, den Friseur, meldete, rief er im ersten Augenblick ein ungeduldiges: „Soll wieder kommen!" Ehe aber noch der indianische Diener das Zimmer

verlassen konnte, mußte er sich schon anders besonnen haben.

„Don Pedro sagst Du? Muchacho?"

„Si Señor."

„Hm — so laß ihn eintreten, ich muß doch nachher gleich ausgehen und es ist dann abgemacht — führe ihn in mein Ankleidezimmer und laß Alles fertig machen — ich komme gleich."

Der Indianer verließ das Gemach, und der Señor beschäftigte sich noch eine kurze Zeit mit dem Zusammenlegen der verschiedenen Papiere, dann klappte er seinen Schreibtisch zu, verschloß ihn, steckte den Schlüssel in die Tasche und trat nebenan in die Stube, wo ihn der kleine Spanier schon mit seinem freundlichsten Lächeln und einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwartete.

„Ah! mein guter Gaspard," sagte der Señor, indem er ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte, und als er so neben ihm stand, war er fast anderthalb Kopf größer als der Friseur. „Sie kommen heute eigentlich ein wenig zu spät — ich hatte Sie früher erwartet."

„Señor," sagte Don Pedro, „ich bin im vollen Carrière von Chapultepec hereingekommen — Ihre Majestät die Kaiserin —".

„Ah! Sie waren dort," lächelte de la Parra

— „ja ich weiß schon, Damen können immer nie fertig werden — nun amigo, dann gehen Sie einmal scharf an's Werk, denn ich habe heute wirklich keine Zeit, um meiner Toilette zu viel Sorgfalt zu widmen — kommt auch," setzte er lächelnd hinzu, indem er seinen gewöhnlichen Platz einnahm, „nicht mehr so viel darauf an, denn wir werden doch nach und nach alt, und die Kunst wird bald beginnen müssen da nachzuhelfen, wo uns die Natur im Stich läßt."

„Aber Señor!" rief Don Pedro, indem seine kleine feine Hand durch die noch immer vollen und rabenschwarzen Locken des vor ihm sitzenden Cavaliers fuhr, „mancher junge Mann gäbe Unzen Goldes, wenn er über eine solche Fülle verfügen könnte."

„Ist Ihre Majestät wohl?"

„In voller Gesundheit und Jugendkraft — eine herrliche Frau," seufzte Don Pedro — „und so gut, so theilnehmend und so liebevoll gegen ihre Unterthanen. Stolz, glaube ich, kennt sie gar nicht. Ich sage Ihnen, Señor de la Parra, sie spricht manchmal mit mir, als ob ich ihresgleichen — ihr Vertrauter wäre."

De la Parra hätte gern ein wenig vor sich hingelacht, aber es ging nicht, denn er saß gerade

vor dem Spiegel und wußte recht gut, daß Don Pedro durch diesen sein Gesicht fortwährend beobachtete — außerdem durfte er ihn jetzt gerade nicht beleidigen. Er sagte deshalb nur, leise dabei mit dem Kopf nickend: „In der That — in der That — ich wollte, sie könnte auch unserem wackern Freund helfen — dem Kaiser thäte ein solcher Mann Noth. Sie hatten wohl keine Gelegenheit, lieber Gaspard, ein Wort für ihn einzulegen? ich glaube bestimmt, daß die Kaiserin Etwas auf Ihr Wort gegeben hätte."

„Habe ich es Ihnen nicht versprochen, Señor," lächelte Don Pedro triumphirend, „habe ich es Ihnen nicht versprochen? und ein Mann ein Wort ist bei mir immer feste Regel. Sie dürfen sich in jeder Hinsicht auf mich verlassen."

„Sie hätten in der That —?"

„Ihrer Majestät den wackern Geistlichen warm empfohlen und ihn herausgestrichen, als ob es mein leiblicher Bruder gewesen wäre."

„Don Pedro," sagte de la Parra, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, und Sie haben da jedenfalls nicht allein ein gutes Werk gethan, sondern auch dem Staat mehr dabei genützt, als Sie vielleicht jetzt selber glauben. Was sagte die Kaiserin? — Sie haben

ihr doch mitgetheilt, daß es ein Deutscher ist?"

„Gewiß, Señor — gewiß — daß Ihr Protégé zu schüchtern sei, sich aufzudrängen, und sie läßt ihm sagen, er solle sich ungescheut bei Seiner Majestät anmelden. Sie wolle mit dem Kaiser selber sprechen."

„In der That — in der That — das ist ja sehr schön," sagte de la Parra leise vor sich hin, „die Kaiserin muß wirklich sehr viel auf Sie halten, Don Pedro, oder sie würde sich nicht so rasch für einen ihr gänzlich unbekannten Menschen interessirt haben. Sie können sich gratuliren, daß Sie bei der hohen Frau so gut angeschrieben stehen."

„Ihre Majestät weiß aber auch," sagte Don Pedro mit Stolz, „daß sie keinen treueren und eifrigeren Unterthanen hat als mich, und ich werde mich gewiß immer ihres Vertrauens würdig zeigen."

„Kein Zweifel — kein Zweifel, Don Pedro," sagte de la Parra freundlich, „aber was ich Sie noch fragen wollte — hat Ihnen denn Padre Fischer schon seine Aufwartung gemacht, so daß Sie ihn persönlich kennen lernten? Ich habe es ihm dringend an's Herz gelegt."

„Gewiß, Señor — gewiß," rief Don Pedro, „er war mehrere Male bei mir — ist ein gar lieber Herr — und so gescheidt und dabei so aufmerksam und interessirt sich für Alles — und dabei so gesinnungstüchtig. Ich sage Ihnen, der spricht nicht wie ein Padre — ja, wenn die Klerikalen alle so wären, dann ließe sich schon mit ihnen auskommen, und wenn wir den zum Erzbischof hätten, anstatt diesen Herrn Labastida, dann stünde es auch anders in Mexico, besonders auch mit den armen Leuten — so, Señor," unterbrach er sich, indem er zurücktrat und de la Parra den weißen Mantel abnahm — „muchas gracias Señor."

„Sie sind ein Freund der Armen, Don Pedro — wie?" sagte der Mexicaner, indem er von seinem Stuhl aufstand — „ich weiß wenigstens, daß Sie im Namen der Kaiserin schon Manche unterstützt haben."

„Lieber Gott, Señor, man thut, was man kann."

„Aber Sie erschöpfen dabei Ihre Kräfte und müssen unterstützt werden — hier, mein lieber Gaspard," setzte er dann hinzu, indem er in die Tasche griff und Don Pedro eine Goldunze in die Hand drückte — „vielleicht kommt Ihnen

wieder einmal Etwas vor, wozu Sie Hilfe brauchen, und — wenden Sie sich dann nur an mich, wenn Sie mehr benöthigen sollten."

„Ach, Señor sind gar zu gütig," sagte Don Pedro, und seine zierlichen Finger umschlossen vergnügt das große Goldstück — „der Wille ist allerdings manchmal größer, als es die Mittel sind —"

„Also auf Wiedersehen, amigo, ich darf Sie nicht länger von Ihren nothwendigen Geschäften abhalten, auf Wiedersehen!" und ihm die Hand reichend, die der geschmeichelte Friseur entzückt nahm und herzhaft drückte, zog er sich in sein eigenes Arbeitszimmer zurück.

9.
Ein schwarzer Schatten.

Maximilian hatte heute eine schwere, aber sehr nothwendige Arbeit vollendet: die Reorganisation seines Heeres, das einer solchen unbedingt bedurfte. Der Kaiser fühlte, daß er sich, je mehr die Juaristen-Banden im Norden abnahmen und Staat nach Staat dem Kaiserreich unterworfen wurde, desto rascher und entschiedener nun auch von dem Schutz der französischen Bajonnette frei machen mußte, denn Mexico litt nicht allein darunter, sondern er wußte auch bestimmt, daß ihm noch viele mexicanische Herzen dadurch entfrembet blieben, die sicher und freudig zu ihm übertreten würden, sobald er sich auf die Nation allein stützen konnte.

Eine Nationalarmee mußte deshalb geschaffen

werden, eine Armee, die allein unter seinem Oberbefehl stand und in deren Bewegungen kein fremder Herrscher mehr ein Wort einzureden hatte. Er fing an sich als Kaiser zu fühlen, und er konnte sich dabei nicht verhehlen, daß Bazaine, ein so tüchtiger Feldherr und wackerer Soldat er sonst auch sein mochte, doch zu viel eigenen Ehrgeiz besaß, um dem Gefühl der Souveränetät genügende Rechnung zu tragen. Maximilian aber wollte nicht mehr beim französischen Obercommando anzufragen haben, ob ihm dies oder das genehm sei, nicht immer gezwungen sein, höfliche Briefe zu schreiben, wenn er eine Sache als nützlich und nothwendig erkannt hatte.

Nach dem Vertrag von Miramare war er Kaiser von Mexico, nicht ein Vasall Frankreichs, und wo die ganze Verantwortlichkeit der Regierung schon jetzt auf seinen Schultern ruhte, wollte er auch das Heft und die Gewalt in Händen halten, um sich selber im Nothfall zu schützen. Dadurch erst konnte er auch das Ausland und besonders Nordamerika zwingen, seine Regierung als eine volksthümliche anzuerkennen.

Eine Schwierigkeit stand ihm dabei allerdings entgegen, und zwar nicht die Reorganisation sel-

der, denn mit den tüchtigsten Kräften, Bazaine an der Spitze der Commission, war diese berathen, durchgearbeitet und für gut und tüchtig befunden worden. Ja das Land selber hätte sie mit Jubel begrüßen müssen, da sie seine Lasten erleichterte und es seine eigenen Kräfte kennen und verwerthen lehrte. Aber wie das in Mexico so häufig geht, die Hauptschwierigkeit und Gefahr lag wieder allein in Persönlichkeiten — in persönlichen Interessen.

Was die eigentlichen Mexicaner, die ihre Landsleute genau kannten, schon lange vorausgesehen hatten, trat offen zu Tage, so wie daran gerüttelt wurde, und zwar jenes Wespennest der, man könnte fast sagen, „wilden" Generale und höheren Officiere, die eben nur den traurigen Zuständen des Landes ihr Dasein verdankten und doch nicht beseitigt werden wollten, da Jeder von sich behauptete, dem Staat schon die wichtigsten Dinge geleistet und dadurch auch vollen Anspruch auf eine ehrenvolle Versorgung zu haben.

Erstlich duldeten aber die mißlichen Finanzzustände Mexicos — die der Kaiser allerdings nicht geschaffen, sondern die er vorgefunden — eine solche Verschwendung, ja Verschleuderung

der öffentlichen Gelder nicht, und dann durfte man nicht einmal wagen, der großen Mehrzahl dieser Generale ein Commando, ja nur eine Compagnie anzuvertrauen. Die verstanden nicht allein Nichts vom Kriegsdienst, sondern waren auch so unzuverlässig wie möglich, da sie weder Ehre noch Scham kannten und bei passenden Gelegenheiten oder in Verlegenheit ohne Weiteres zu dem Feind übergingen. Sie hatten ja ihr Leben lang nichts Anderes gethan, und schon zahllose Male solcher Art die Fahne gewechselt.

Nichts wäre deshalb wünschenswerther gewesen, als den Staat von einer solchen Masse von Blutegeln zu befreien, Nichts war aber auch zu gleicher Zeit gefährlicher, weil es eine Unzahl von Abenteurern wieder auf sich selber anwies — Abenteurern, die wenigstens nie gelernt hatten sich ehrlich durch die Welt zu bringen, und deshalb nur bestimmt schienen, als eine Strafe des Landes ihr werthloses Leben zu fristen, in dem sie gerade geboren wurden.

Daß sich diese Menschen nicht gutwillig einem solchen Gesetz fügen würden, und wenn es zehnmal zum Heil ihres eigenen Vaterlandes gewesen wäre, ließ sich voraussehen. Sie dachten nur an sich und ihren eigenen Nutzen, und

der Kaiser war auch schon von einigen wirklich gutgesinnten Mexicanern vor dem Erlaß desselben gewarnt worden — aber in dem Bewußtsein, die Juaristen jetzt so gut wie vernichtet zu haben, fühlte er sich sicher und stark. Wohin wollten die etwa Unzufriedenen, wenn ihnen der Aufenthalt in der Residenz nachher nicht mehr behagte? Sich etwa einer verzweifelten Sache, der des Expräsidenten, anschließen, der ihnen Nichts auf der Welt bieten konnte als hohle und unmögliche Versprechungen — kaum den nöthigen Lebensunterhalt? Das war ihre Art nicht, denn sie wollten in Rang und Reichthum schwelgen und eine Rolle in der Welt spielen, und fanden dazu doch immer noch mehr und eher Gelegenheit unter einem Kaiserreich, als bei einem verjagten Präsidenten in der Wildniß.

Keinesfalls war es möglich, ein tüchtiges und besonders verläßliches Heer aufzustellen, wenn man diese Elemente nicht allein dazwischen ließ, sondern sogar zu Führern desselben machte. Sie mußten eben ausgemerzt werden, und wenn es dann auch einzelne Unzufriedene gab, so konnte doch nicht das ganze Reich darunter leiden.

Der zweite, ebenfalls etwas kitzliche Punkt, obgleich er auch nur die Interessen einzelner,

aber dafür meist einflußreicher Männer berührte, war: die Revision der Verkäufe verschiedener Kirchengüter, die schon unter Juarez stattgefunden, bei denen aber eine Menge von Mißbräuchen und Betrügereien vorgefallen sein sollten.

Der Kaiser handelte dabei — wie immer — von einem entschieden rechtlichen Standpunkte aus. Er hatte sich für die Gesetze der „todten Hand" ausgesprochen, aber er wollte sie auch in ehrlicher Weise, und nicht dem faulen südamerikanischen Bestechungssystem folgend, durchgeführt wissen. Die gesetzlich und ehrlich erfolgten Verkäufe wurden deshalb bestätigt, alle zweifelhaften oder erwiesen falschen aber, an den Staatsrath gewiesen, dessen Entscheidungen keine Berufung mehr zuließen.

Und dabei blieb er nicht stehen. Maximilian sah ein, daß dem mexicanischen Volk eine freie, und wenigstens theilweise gebildete Arbeiterwelt fehle, die der stets übermüthigen Aristokratie später einmal ein Gegengewicht stellen konnte. Natürlich war die nicht gleich und unmittelbar zu schaffen, aber sie mußte angebahnt werden, wenn sie überhaupt je in's Leben treten sollte. Die Arbeiter in Mexico sind aber die Indianer, und Maximilian verhehlte sich nicht, daß diese

ihm ihr volles Vertrauen entgegentrugen, und dereinst einmal im besten Sinne seine Stütze werden konnten — deshalb mußten sie frei von Banden werden.

Er hob allerdings auf den Rath vieler, mit den Verhältnissen vollkommen vertrauter Männer, selbst Chimalpopocas, des Vorsitzenden im consejo de Indios — ihre bisherige Dienstschaft nicht ohne Weiteres auf und gestattete einen Uebergang in den neuen Stand der Dinge, aber er gab ihnen doch nicht allein die Hoffnung, nein, die Gewißheit, daß sie von jetzt ab einer besseren Zukunft entgegengingen und ihre Kinder stolz das Haupt würden heben können als freie Menschen. Und Niemandem that er dabei Unrecht, denn obgleich er alle die Verpflichtungen löste, die diese Arbeiter noch an ihre „Gläubiger" banden, so kränkte er dabei unter Tausenden nicht Einen, denn fast in allen Fällen hatten diese unglücklichen und bis jetzt selbst von ihrem Landsmann Juarez unter die Füße getretenen Menschen schon drei- und vierfach das abgearbeitet, was sie ihren bisherigen „Herren" schuldeten. So machte er denn nur dem rücksichtslosen Mißbrauch der Aristokraten dadurch ein Ende.

Aber auch hierbei verfeindete er sich mit einem

Theil der besitzenden Klassen, der eben nun einmal gewohnt gewesen war, die Indianer als seine Sclaven zu betrachten.

Sie mochten in einer Hinsicht Recht haben, wenn sie behaupteten, daß den Kaiser eine „überspannte Romantik“, historische Erinnerungen an Montezuma und die Mißhandlungen, welche die Indianer damals erfahren, zu dem Schritt getrieben. Es mag sein, daß gerade jene „historischen Erinnerungen“ den Kaiser mit geleitet hatten, diese arme mißhandelte Menschenklasse zu schützen und ihnen wenigstens für die Zukunft einen Theil der ihnen zustehenden Rechte zu sichern. Der Hauptantrieb zu dem Gesetz lag aber doch immer nur allein in seinem eigenen Rechtlichkeitsgefühl, lag nur in dem Wunsch, dem Volk, dem er sein ganzes Leben geweiht, gerecht zu werden.

Seine Räthe hatten ihn eben verlassen, und mit untergeschlagenen Armen, die Stirn in Falten gezogen, und doch einen glücklichen, zufriedenen Ausdruck in den Zügen, schritt der Kaiser in dem Gemach auf und ab, das allerdings im Palast von Mexico lag, aber sonst freilich nicht viel Palastähnliches an sich trug. Es war ein weites, ödes Zimmer, mit Teppichen allerdings

belegt und einigen guten Möbeln ausgestattet, mit hohen Fenstern auch und Raum genug, aber im Verhältniß viel zu niedrig und gedrückt. — Auch die Wände sahen öde aus — nur einzelne Bilder waren darin aufgehangen, und selbst die Gardinen dürftig an den Fenstern. Es schien fast, als ob man dem Kaiser auf seiner Durchreise durch Mexico nur eben ein einigermaßen passendes Gemach eingeräumt hätte, um ihn für den Augenblick unterzubringen.

Maximilian war in mancher Hinsicht in der That eine etwas romantische und poetische Natur, und diese mochte ihm auch vielleicht über manche kleine Unbequemlichkeiten hinweghelfen, im Ganzen hatte seine Selbstverleugnung aber doch einen edleren Grund und entsprang wirklich aus dem inneren Gefühl, daß er nichts Großes leisten könne, wenn er nicht auf Kleines und Kleinigkeiten verzichte. Gerade deshalb ertrug er auch auf seinen verschiedenen Reisen und später in Feld und Lager mit so liebenswürdiger Gutmüthigkeit all' die kleinen und oft in der That sehr großen Unbequemlichkeiten, die ihm aufgedrungen wurden — er klagte nie und machte sich sogar oft über seine — nur unter

dem Nämlichen leidende — unzufriedene Umgebung lustig.

Jetzt dachte er wahrlich nicht an die Einfachheit seines Gemaches, denn andere, wichtigere Dinge gingen ihm durch den Sinn, und immer rascher, immer lebendiger schritt er quer durch das Zimmer hin und her.

Ein Diener trat ein und meldete, daß ein Fremder — ein Deutscher, der wie ein Geistlicher aussähe, Majestät ersuchen lasse, sich vorstellen zu dürfen.

„Ein Geistlicher?" rief Maximilian etwas erstaunt — „sein Name?"

„Augustin Fischer."

„Fischer, Fischer — ah, ganz recht, ich erinnere mich jetzt — er soll heraufkommen —" und während der Diener wieder durch die Thür verschwand, setzte der Monarch seinen unruhigen Spaziergang fort.

Und Mexico tauchte vor seinem inneren Geist auf, wie e r es dachte, wie e r es sich in früheren Träumen oft und oft schon aufgebaut — die grünen Triften von weiten wohlgepflegten Haciendas überstreut, die breiten, gut gehaltenen Wege von friedlichen Wanderern oder schwer bepacktem Fuhrwerk belebt. Mühlen, Fabriken, überall

Schienenwege und Telegraphen durch das ganze Land, und Indianer, wohin der Blick fiel, in ihren kleinen freundlichen Hütten, mit blumengeschmückten Gärten ringsumher, mit munteren Kinderschaaren an den Ufern der Seen oder der Binnenflüsse — das ganze Land ein fruchtbar Paradies mit Gottes Sonne voll und klar und rein.

Ein Schatten glitt durch das Bild, aber so riesengroß und deutlich, daß er wirklich erschreckt den Blick hob und vor sich hinstarrte, — aber der Schatten gewann Form — er gehörte nicht zu seinen Traumgebilden und — hatte Nichts damit zu thun — Maximilian brauchte trotzdem Momente, bis er sich klar der Gestalt bewußt war und jetzt einen großen stattlichen Mann erkannte, der, in einem langen schwarzen Rock, mit einem glatten vollen Gesicht, aber demüthig niedergeschlagenen Augen, die Hände halb ehrfurchtsvoll, halb bittend auf der Brust gefaltet, vor ihm stand und so schüchtern schien, daß er nicht einmal die Anrede wagte.

Jetzt erinnerte sich der Kaiser, wer bei ihm angemeldet worden, und mit seiner angeborenen Gutmüthigkeit, als ob er wünsche, den eigentlich etwas schroffen Empfang wieder gut zu machen, sagte er freundlich:

„Ah — Padre Fischer — wie? hatten Sie sich nicht bei mir anmelden lassen?"

„Euer Majestät zu dienen, ja —" sagte der Padre mit leiser Stimme, ohne auch nur im mindesten seine Stellung zu verändern. „Es war mir Kunde geworden, daß Euer Majestät so gnädig sein wollten, mich anzunehmen."

„Die Kaiserin hat mir von Ihnen gesprochen — ja —" sagte Maximilian, „wie mir gesagt wurde, kennen Sie das Land hier genau und sind mit dessen Verhältnissen eben so vertraut. Ist dem so?"

„Lange Jahre sind es, Majestät," erwiederte der Padre, „in denen ich mir meinen Weg hier durch Mexico erkämpfte, ohne freilich etwas Ordentliches zu erreichen, denn meine Ansichten waren nicht derart, daß sie den hohen Klerus für mich gewannen, wenn derselbe auch an meinem sittlichen Wandel und Christenthum Nichts aussetzen konnte. Majestät selber sind aber noch zu kurze Zeit in Mexico, um schon völlig begreifen zu können, welchen Einfluß — ja welche Macht der Klerus hier in Händen hält und ausübt, und dagegen konnte ein armer Landpfarrer denn natürlich nicht ankämpfen — außer, er hätte müssen, wie Hidalgo und Morelos, die

Waffen aufgreifen und das Land mit Blut tränken wollen."

„Sie stimmen also mit der mexicanischen Geistlichkeit nicht ganz überein?"

„Es mag meine Schuld sein, Majestät," sagte der Padre demüthig — „ich will Niemanden anklagen."

Der Kaiser warf einen raschen, fast mißtrauischen Blick auf ihn, in dem Moment aber hob auch der Padre seine Augen zu ihm empor und sah ihn dabei so fest und ruhig an, daß Maximilian befriedigt vor sich hin nickte und freundlicher sagte:

„Ich glaube, daß mit den Kirchenfürsten, wie sich diese „Diener des Herrn" nennen, manchmal nicht gut auszukommen ist, und habe das selber schon durch einige Beispiele erprobt. Setzen wir uns — wo waren Sie zuletzt?"

„In Parras, Majestät."

„Und Sie sind augenblicklich ohne directe Anstellung?"

„Augenblicklich ja, doch habe ich Hoffnung, in einem der neu eroberten Districte anzukommen, oder ich gehe auch vielleicht nach Yucatan, für das ich stets eine Vorliebe hatte, und doch nie dazu kommen konnte, es zu besuchen."

„Hm,“ sagte Maximilian — „ich selber hatte die Absicht, in diesem Sommer Yucatan zu bereisen, die Arbeiten haben sich aber so gehäuft, daß ich schwerlich meinen Wunsch zur Ausführung bringen werde, wenigstens nicht in diesem Jahr. Sie wissen, in welchem Conflict wir augenblicklich mit Rom stehen, und wie verderblich das auf den inneren Frieden des Landes wirkt?“

„Ich weiß es, Majestät, und bedauere es recht aus tiefstem Herzen.“

„Und halten Sie einen Ausgleich für möglich?“

„Ja,“ — sagte der Padre nach kurzer Pause.

„Aber meine Gesandtschaft soll nicht besonsonders freundlich dort aufgenommen sein — Ramirez wenigstens nicht. Der Papst hat ihn hart angelassen und sein Bedauern ausgesprochen, daß er sich unter der Commission befände. — Das sieht allerdings nicht so aus, als ob eine baldige Lösung der gewiß schwierigen Frage bevorstände.“

Der Padre schwieg und sah wohl eine halbe Minute still vor sich nieder, dann sagte er leise:

„Wollen mir Majestät gestatten, Ihnen frei

und offen meine Meinung darüber auszusprechen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Ich muß dabei aber befürworten, daß ich das nicht vom Standpunkt der hohen Politik kann," sagte der Padre bescheiden, — „es ist nur die Meinung eines einfach schlichten Priesters, die auch nur vielleicht das für sich hat, daß ihr die Erfahrung einer sehr langen Reihe von Jahren und die genaue Kenntniß des hiesigen Priesterstandes zur Seite steht."

„Und das gerade ist es, was wir brauchen," nickte der Kaiser, „noch dazu, da Sie kein persönliches Interesse bei der Sache haben können."

„Ich stehe ihr zu fern," lautete die Antwort. „Um also kurz zur Sache zu kommen, so dürfen sich Majestät über den Empfang der Deputation in Rom nicht wundern, denn Monseñor Labastida — außerdem ein sehr gescheidter und sehr frommer Herr — hat jedenfalls die Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen, um seine Maßregeln zu ergreifen und vorher so auf den heiligen Vater einzuwirken, daß ihn später selber kein Vorwurf treffen konnte, als ob er hier im Lande zu weit gegangen wäre."

„Sie glauben, daß er voraus Depeschen nach Rom gesandt hat, um uns dort entgegen zu wirken?"

„Ich weiß es bestimmt — und außerdem konnte gerade Bischof Ramirez, der hier selber gegen die Fueros der Kirche aufgetreten war, keine angenehme Persönlichkeit in Rom sein, mit der man hätte unterhandeln mögen."

„Sie können Recht haben," sagte der Kaiser nachdenkend, „und wir hätten uns das früher überlegen sollen. Aber glauben Sie, daß der Papst überhaupt auf Unterhandlungen eingehen würde?"

„Ich zweifle kaum daran," sagte der Padre; „denn was stünde der mexicanischen Kirche bevor, wenn Majestät Ihre Mission aufgäben und Juarez wieder mit seinen Horden und rücksichtslosen Gesetzen den Oberbefehl im Reiche gewänne?"

„Ich habe auch Ramirez abberufen und unser Staatsminister Velasquez de Leon soll die Unterhandlungen weiter führen."

Der Padre neigte langsam das Haupt. — „Das ist, wie ich fest überzeugt bin, ein braver und ehrlicher Mann, wenn er nur den kirchlichen Spitzfindigkeiten gewachsen ist, die leider hier in Mexico an der Tagesordnung sind, und auch in Rom nicht fehlen werden."

„Sie glauben, daß ihm ein gewandter Geistlicher fehlen wird,“ sagte der Kaiser und sah den Padre wieder scharf an.

„Ich weiß es nicht, Majestät,“ erwiederte dieser ausweichend — „es ist auch möglich, daß Velasquez de Leon mit seinem einfach gesunden Menschenverstand und mit seiner Theilnahme für sein Vaterland mehr ausrichtet, als wenn ihm ein wohldurchdachter Plan zu Grunde gelegt würde. Nur das Aufsetzen eines Concordats würde in dem Fall dem heiligen Vater allein überlassen bleiben und jedenfalls erst zur Prüfung und Genehmigung nach Mexico geschickt werden müssen.“

„Und darüber vergeht wieder Zeit und Zeit!“ rief der Kaiser ungeduldig, „und die Mexicaner haben wirklich gar keinen Begriff von deren Werth, selbst mein guter Leon nicht.“

Padre Fischer schwieg, erhob sich aber, denn der Kaiser war ebenfalls aufgestanden, und ging mit raschen Schritten in dem Gemach auf und ab. Plötzlich blieb er wieder vor dem Geistlichen stehen und sagte, das frühere Gespräch ganz fallen lassend:

„Sprechen Sie englisch?“

„Vollkommen, Majestät. — Ich war lange in den Vereinigten Staaten."

„Und schreiben es auch?"

„Wie meine Muttersprache."

„Und französisch?"

„Ich verstehe es und kann mich darin ausdrücken."

„Sie haben jetzt keine bestimmte Beschäftigung?"

„Nein, Majestät — aber wie gesagt, ich hoffe sie sehr bald wieder zu bekommen."

„Gut — das müssen Sie dann also doch abwarten. Ich bin gezwungen, morgen Früh auf etwa vierzehn Tage nach Cuernavaca zu gehen — spätestens in der Frist kehre ich zurück. Bleiben Sie indessen in Mexico — ich werde Auftrag geben, daß für Sie gesorgt wird — melden Sie sich bei meinem Hofmarschall. In vierzehn Tagen sprechen wir dann weiter — ich muß mir noch Manches überlegen und es wäre sogar möglich, daß i ch eine Beschäftigung für Sie fände, doch kann ich Ihnen noch keine bestimmte Zusage darüber machen."

„Majestät sind so gnädig."

„Ich kenne auch Ihr Glaubensbekenntniß noch gar nicht," lächelte der Kaiser, „aber Sie

gefallen mir, und das Weitere besprechen wir demnächst — heute bin ich zu sehr durch andere Geschäfte in Anspruch genommen, und — muß mir die Sache auch erst ein wenig im Kopf durcharbeiten. Also über vierzehn Tage."

Der Padre erwiederte Nichts weiter — er machte nur eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, und verließ dann, wieder die Hände auf der Brust zusammengelegt, das Gemach. Niemand hätte ihm auch, als er aus dem Palais schritt, in dem Ausdruck seiner Züge angesehen, was in seinem Innern vorging. Ernst und mit niedergeschlagenen Augen verfolgte er seinen Weg, bis er weiter oben in eine der Nachbarstraßen einbog.

* * *

In der Calle Jesus, in dem weiten Hofraum, an die Thür ihres einsamen und öden Gemaches gelehnt, den Rebozo um sich hergeschlagen, stand die schlanke Gestalt Mercedes', aber das heitere Lächeln war aus ihrem Antlitz gewichen — sie sah bleich und verstört aus, und an den langen, dunkeln Wimpern hingen ein paar große hellfunkelnde Thränentropfen — aber sie sprach kein Wort; ihre Nachbarn, die mit ihr noch den Hof

bewohnten und mehrere Male an ihr vorüber=gingen, redeten sie an; sie antwortete ihnen nicht, und nur endlich, als der Abend schon dämmerte, schien es ihr selbst hier drinnen im Hofe keine Ruhe zu lassen. Sie schritt hinaus, durch den schmalen Gang des Hauses, bis zu der großen Thür, und dort, die Straße auf und ab sehend, als ob sie Jemanden erwarte, und nicht wisse von welcher Richtung er kommen könne, hielt sie wieder an und nahm dort die nämliche Stel=lung ein.

Ein großer, breitschultriger Mann in einem langen Rock ging vorüber, sah sie dort und wandte ihr den Kopf zu — sie achtete nicht dar-auf — wie er aber einige Schritte die Straße hinauf gethan hatte, drehte er wieder um, kam zurück und blieb neben ihr stehen.

„Erwartest Du Jemanden, mein Kind?" fragte er freundlich.

„Und wenn ich's thäte, kümmert es Euch?" sagte die junge Schöne trotzig, indem sie aber doch den Rebozo fester um sich her zog.

„Du bist ja sehr kurz angebunden," lächelte der Señor und streckte langsam den Arm aus, als ob er ihre Schulter berühren wollte, zog ihn aber rasch wieder zurück, denn wie der Blitz hatte

sie den Rebozo zurückgeworfen und ein kleines Messer zuckte in ihrer Hand.

„Rührt mich an!" rief sie dabei, „und ich renne Euch den Stahl bis an's Heft in den Arm."

„Caramba," rief der Mann, indem er lachend zurückfuhr — „Du bist ja ein wahrer kleiner Teufel!" und wieder umdrehend, verfolgte er den vorher eingeschlagenen Weg. Jetzt aber trabte ein Reiter die Straße herab — in der Abendstille und dem fast menschenleeren Theil der Stadt konnte sie deutlich die klappernden Hufe des Thieres schon auf weite Entfernung hören. — Und näher und näher kam das Geräusch — schon konnte sie erkennen, daß es ein Reiter auf einem dunkeln Pferde war. — — Jetzt hatte er die nächste Ecke erreicht, und wenige Momente später zügelte er vor ihr sein Thier ein.

„Mercedes! Bist Du das, Mädchen? und was machst Du hier draußen?"

„Ich wartete auf Dich."

„Auf mich?" rief der Reiter erstaunt, indem er aus dem Sattel sprang, sein Pferd am Zügel nahm und zu ihr trat — „aber wie konntest Du nur wissen, daß ich heute gerade in die Stadt kam?"

„Ich kann Dir nicht sagen, Geronimo, wo-her ich es wußte," erwiederte das Mädchen leise, indem sie seine Liebkosung duldete, ohne sie zu erwiedern — „aber eine unsagbare Angst hat mich heut' den ganzen Tag umhergetrieben — wie ein dunkler Schatten lag es auf mir und füllte mir das ganze Herz, und ich fand keine Ruhe. Ich ging in die Messe, umsonst, überall verfolgt es mich, und ich wußte, Du mußtest kommen, denn diese Angst hätte ich so nicht länger ertragen können."

„Aber welche Angst, Querida," sagte Geronimo lachend, indem er, seinen rechten Arm um ihre Taille legend, an der Linken das Pferd führte und so mit ihr in den Eingang des Hauses hineintrat — „was kann Dich denn nur gequält haben? Komm mit hinein, Schatz, wir wollen doch nicht hier draußen stehen bleiben — ich habe dann auch eine Bitte an Dich, die Du mir erfüllen mußt, bringe Dir aber auch dafür wieder Etwas mit."

„Diamanten?" rief das junge Mädchen, indem es sich, mit einem halben Aufschrei und erschreckt, von ihm losmachte.

„Und darüber erschrickst Du?" lachte Geronimo — „aber nicht so laut, Schatz, denn es brau-

chen's nicht gerade alle Leute zu wissen, daß ich mein kleines Bräutchen hübsch herauszuputzen suche."

„Um was wolltest Du mich bitten, Geronimo?"

„Erst sage mir, was Dich geängstigt hat, denn mir bleibt außerdem heute Abend nicht viel Zeit, da ich mein müdes Pferd unterbringen muß."

Während er mit ihr sprach, hatte er sein Thier an einem der im Hofe an verschiedenen Stellen angebrachten Ringe befestigt, und schritt mit dem Mädchen, das sich jetzt nicht weigerte ihm zu folgen, in das Zimmer hinüber. Dort entzündete Mercedes vor allen Dingen ein Licht, während Geronimo seinen linken, etwas locker gewordenen Sporn fester schnallte.

„Nun Schatz, was war es? heraus mit der Sprache!" lachte er jetzt, während er sie wieder umfaßte und zu sich zog — „was hast Du? — was hat Dich gequält?"

„Hast Du die Zettel gelesen, die heute in den Straßen angeklebt waren?" frug Mercedes, und sah dabei dem Mann fest in die Augen.

„Zettel? — was für Zettel, Querida?" rief aber Geronimo, aufmerksam werdend — „ich

war heute den ganzen Tag nicht in der Stadt, konnte sie also auch nicht lesen — was stand denn darauf? Wahrscheinlich wieder irgend eine kaiserliche Proclamation, denn die kleben sie ja jetzt an den Ecken eine über die andere, und man achtet schon nicht einmal mehr darauf, wenn man selbst vorübergeht."

„Nein," sagte Mercedes, aber ohne den Blick von ihm zu nehmen — „der Kaiser hatte Nichts damit zu thun — ein Señor in der Stadt, ein reicher Mann, der in einem großen Hause an der Plaza wohnt, hat sie ankleben lassen."

„Und weshalb, Schatz?"

„Er ist vor drei Tagen von Puebla gekommen, und gar nicht weit von hier, wo der Weg aus dem Thal heraufsteigt, mit der ganzen Diligencia von Räubern angefallen worden."

„Und das macht der alte Esel auch noch bekannt?" lachte Geronimo, „das passirt ja doch jetzt fast jede Woche wenigstens einmal. Das Geld hätte er jedenfalls ersparen können, denn in den Zeitungen steht es gewiß schon außerdem."

„Das macht er nicht bekannt," sagte Mercedes leise, „aber was ihm dabei gestohlen ist, besonders seiner Frau an Brillanten — und einzelne Stücke beschreibt er auf das genaueste, um

Käufer zu warnen und sie zu bitten, alle solche, die ihnen jene Sachen zum Verkauf anbieten sollten, verhaften zu lassen."

„Thut er das in der That? Wird ihm aber wohl wenig helfen. Nun und weiter?"

„Und unter den Sachen," fuhr Mercedes fast flüsternd fort, indem sie sich zu Geronimo's Ohr niederbog, „befindet sich auch ein Paar Ohrringe mit sieben großen Diamanten und einer kleinen Perle in der Mitte." — Ihr Blick haftete dabei fest und forschend auf den Zügen des Geliebten, Geronimo aber, wie er ihr lächelnd zugehört hatte, antwortete auch jetzt:

„Nun? — und weiter?"

„Sieben große Diamanten und eine Perle in der Mitte," wiederholte Mercedes, jetzt selber irre gemacht — „und waren denn das nicht die nämlichen Ohrringe, die Du mir geschenkt?"

„Alle Teufel," fuhr Geronimo plötzlich überrascht empor — „haben die gerade sieben Diamanten mit einer Perle?"

„Und das weißt Du nicht, Geronimo?" rief Mercedes erschreckt aus — „hast Du sie denn nicht, wie Du mir gesagt, für das Geld gekauft, das Du in der Guadelupe-Lotterie gewonnen?"

„Natürlich hab' ich, Schatz," lachte der junge Mann, aber doch jetzt nicht mehr ganz so frei vom Herzen weg als vorher, „natürlich hab' ich, woher hätte ich sonst das viele Geld und noch mehr außerdem, denn nächsten Monat, Kind, ziehen wir fort von hier, lassen uns erst hier trauen und gehen dann nach Queretaro, wo Deine Schwester wohnt, kaufen uns dort in der Nachbarschaft eine kleine Hacienda, und beginnen dann ein neues, glückliches Leben."

„Aber diese Ohrringe, Geronimo," sagte das Mädchen, das auf die letzten Worte gar nicht zu horchen schien, „sind bei dem neulichen Raubanfall der Diligencia, bei der auch vier Menschen ermordet wurden, gestohlen worden — die nämlichen Ohrringe, wie sie der angeklebte Zettel beschreibt."

„Ja, mein Herz," sagte Geronimo mit den Achseln zuckend, „unmöglich wäre das nicht, denn die Burschen, die dabei waren, haben sie jedenfalls wieder verkauft. Unter dem Preis habe ich sie auch bekommen, so viel ist sicher, denn billig genug kamen sie mir gleich vor, wenn ich auch von solchen Dingen nicht viel verstehe."

Mercedes betrachtete ihn mit scheuen Blicken

— eine Frage lag ihr auf den Lippen, aber sie wagte nicht sie an ihn zu richten, und er selber drängte rasch das Gespräch nach einer andern Richtung hinüber.

„Komm, Schatz,“ sagte er, „mach' wieder ein freundliches Gesicht und sieh nicht gar so traurig aus — in acht Tagen schon vielleicht ist unsere lange Wartezeit vorüber, und dann führe ich Dich stolz als meine Señora mit einem seidenen Rebozo und einem langen Kleid, das wohl eine halbe Vara hinten nachschleifen muß, hinauf nach Queretaro, und wie die Leute dann über mein hübsches Frauchen staunen sollen!“

„Und wenn ich die Ohrringe jetzt trage,“ sagte Mercedes, die nur dem einen Gedanken folgte, leise — „und ich werde aufgegriffen — von wem soll ich sagen daß ich sie bekommen habe?“

„Hm,“ meinte Geronimo, dem an der Wendung nicht viel gelegen schien — „ich würde Dir rathen, sie jetzt lieber gar nicht zu tragen, sondern in Deinem Koffer zu lassen, bis wir in Queretaro sind. Du hast ja andern Schmuck genug und — brauchst überhaupt gar keinen, Schatz, denn Du siehst auch ohne den hübsch genug aus.“

„Und willst Du ihn nicht den Leuten zurück=

bringen, denen er gehört? — denen er auf nichtswürdige Art gestohlen ist?" frug das Mädchen, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„Mein liebes Herz," sagte Geronimo ruhig, „das wäre freilich das Einfachste und allerdings ehrlich, aber außerdem einmal dumm, denn wer bezahlt mir nachher das Geld zurück, was ich dafür gegeben, und dann auch noch gefährlich."

„Gefährlich? wie so?" frug Mercedes rasch.

„Die Franzosen haben jetzt hier das Heft in Händen," sagte Geronimo, „und handhaben dabei die Gesetze, wie es ihnen beliebt. Wer steht mir denn dafür, daß sie mich nicht selber als verdächtig aufgreifen, und wie will ich ihnen beweisen, daß ich den Schmuck gekauft habe, denn ich kenne den Menschen gar nicht, von dem ich ihn erhandelt, und weiß noch weniger, wo er sich aufhält."

„So nimm ihn wieder mit, Geronimo," bat das Mädchen mit zitternder Stimme, „es klebt Blut daran und ich könnte ihn in meinem Leben nicht tragen."

„Blut, Mercedes?"

„Eine Frau wurde mit in der Diligencia getödtet; die Räuber schossen in den Wagen hinein — es war vielleicht dieselbe, der dieser Schmuck

gehörte, und daher auch die Angst, die mich die ganzen Tage gequält, als ob irgend ein unheimliches Wesen an meiner Seite stände. Der Geist jener Frau hat mich verfolgt, die ihr Eigenthum von mir zurückforderte – oh, nimm den Schmuck wieder mit Dir, Geronimo, ich bitte Dich darum, oder ich trage ihn in der Nacht hinaus und werfe ihn in den See."

„Thörichtes Kind, die Diamanten sind Tausende werth."

„Und wenn es Millionen wären, Geronimo — um so viel schwerer lasten sie auf meiner Seele — bitte, nimm sie wieder mit Dir; ich kann und will sie nicht behalten," und dabei reichte sie ihm den in ein Läppchen Zeug geschlagenen Schmuck.

„Sonderbares Kind, Du," lachte Geronimo, aber das Lachen kam nicht recht aus seinem Herzen, „wenn Du es nicht anders haben willst, aber dann muß ich freilich sehen, wie ich Dich dafür entschädige —" und er nahm aus der Tasche ein großes amerikanisches Zwanzig-Dollar-Goldstück, durch welches oben ein feines Loch gebohrt war — „so — das trag um den Hals, Mercedes, und nicht viele Deiner Freundinnen werden es Dir nachthun können."

„Wo hast Du nur das viele Gold her, Geronimo?“ sagte ängstlich das Mädchen; „früher sorgtest Du immer und warst so fleißig, um nur das Nothwendigste zu verdienen, und ich hatte Dich so lieb, und jetzt bist Du auf einmal reich geworden, aber arbeitest nicht mehr, und ich —“

„Du hast mich nicht mehr lieb, Mercedes?“

„Gewiß — gewiß von ganzer Seele, aber — ich weiß es nicht — ich wollte lieber, Du säßest noch immer bei Deiner Arbeit, und wenn Du noch so wenig verdientest — nur ehrlich, Geronimo — nur ehrlich —“

„Und glaubst Du, daß dies Geld nicht ehrlich verdient wäre, Mercedes?“ rief aber der Mestize — „ist das nicht ehrlich, wenn ich mein Loos nehme und bezahle und es gewinnt und ich bekomme so viel dafür heraus?“

„Ja — das ist ehrlich,“ nickte das Mädchen — „wenn auch nicht verdient, doch gewonnen, und Alle thun es — selbst die Geistlichen, aber —“

„Aber — Schatz?“

„Hast Du das Alles gewonnen?“

„Alles, und noch mehr als das — ich habe zweimal einen Haupttreffer gemacht und viel Glück gehabt — aber das gehört ja nun auch

Alles mit Dein, Schatz, und in acht Tagen führe ich mein kleines Bräutchen zum Altar und dann fort von hier in die Berge."

„Ja," sagte Mercedes nach einer kurzen Pause, „laß uns hier fortziehen, fort, weit fort von hier — Mexico selber ist ein böser Platz und mir immer zu Muthe, als ob ich die Luft hier nicht mehr athmen könne. Doch Du sprachst vorher von einer Bitte, die Du an mich hättest. Was war es, Geronimo?"

„Ja gewiß," sagte der Mestize rasch, indem er in die Tasche griff und einen kleinen Brief herausholte — „willst Du mir einen Gefallen thun, Mercedes?"

„Gewiß will ich — Du weißt, daß ich Alles thue, was ich für Dich thun kann."

„Gut — mir liegt sehr viel, ja Alles daran, daß dieser kleine Brief in die rechten Hände kommt, und ich weiß nur eine Art, auf welche das geschehen kann — eben durch Dich."

„An wen ist er? er hat keine Adresse."

„Du erinnerst Dich des jungen Caballero, den Du einst hier trafst?"

„Don Mauricio Lucido?"

„Derselbe. Ich habe ihn heute Abend schon in seiner Wohnung und dann überall aufgesucht,

wo ich ihn möglicherweise zu finden hoffte — er war nicht da, und er muß diese Zeilen noch erhalten."

„Und wie soll ich ihn finden?"

„Ich habe bestimmt erfahren, daß er heute Abend zu einer Tertulia zu Señor Rodriguez geladen ist und versprochen hat, hinzukommen. Weißt Du, wo Rodriguez wohnt?"

„Gewiß; ich kenne das Haus."

„Gut; nimm den Brief, Mercedes, stelle Dich dort unten an die Thür, Du mußt Dich in Deinen Rebozo einhüllen und Niemand wird Dich erkennen oder Dich dort belästigen, und warte bis Mauricio kommt. Dann gieb ihm die Zeilen — aber nur in seine eigenen Hände, versprich mir das. Wenn er nicht kommen sollte, was ich aber nicht glaube, so bringst Du mir den Brief hierher zurück."

„Und ist er so wichtig?"

„Allerdings, denn er betrifft wichtige politische Verhältnisse — einen Verrath, der dem Kaiserreiche droht. Du schwärmst ja für die Kaiserin und magst demnach beurtheilen, daß dabei viel von Deiner Klugheit abhängt!"

„Und wenn ich lange warten muß und die Diener mich fragen, was ich da zu thun habe?"

„Auch daran hab' ich gedacht, Mercedes," sagte der Mestize — „hier, Kind, hast Du ein paar Dutzend Guadelupe-Lose — vielleicht gewinnen wir noch einmal darauf — wenn Dich Jemand scharf ansieht, halte ihm die Lose entgegen — überall in der Stadt stehen ja Verkäuferinnen damit und das fällt nicht auf. Wer deren kaufen will, dem verkaufst Du, bis Mauricio kommt. Kann ich mich auf Dich verlassen, Mercedes? Mir liegt sehr viel daran, daß ihn der Brief heute Abend noch erreicht."

„Was hat der Señor mit Dir zu thun, Geronimo?" sagte Mercedes finster, während sie aber den Brief nahm.

„Wir sind von langer Zeit her befreundet, Herz, und er ist ein braver junger Mann."

„Ich traue ihm nicht."

„Du thust ihm Unrecht — und wirst Du es mir besorgen? aber Du darfst nicht säumen, denn um acht Uhr schon kommen die Gäste und es wird nicht viel an der Zeit fehlen."

„Du kannst Dich auf mich verlassen. Wenn es für die Kaiserin ist, gehe ich gern, und müßte ich die ganze Nacht an der Schwelle stehen. Wohin willst Du jetzt?"

„Mein Pferd unterbringen — ich komme

später noch her, um mir Antwort zu holen, bis dahin Adios, Mercedes."

Das Mädchen reichte ihm die Lippen zum Kuß, dann sich wieder in ihren Rebozo einhüllend, schloß sie ihre Thür, blieb in der Straße stehen, bis Geronimo sein Pferd bestiegen hatte und davonsprengte, und verfolgte dann einsam und allein ihren Weg, um den ihr gegebenen Auftrag zu erfüllen.

10.
Unangenehm.

Bei Señor Rodriguez war heute, zur Feier des Geburtstages seiner Gattin, große Tertulia, fast ein kleiner Ball, denn er hatte ein französisches Militärmusikchor engagirt und die Damen erschienen alle in elegantester Toilette.

Die Einladungen waren auf acht Uhr gestellt worden, und von der Zeit an trafen die Gäste ein, unter ihnen auch mehrere französische und belgische Officiere, denn wenn sich auch die vornehmen Mexicaner nicht besonders zu den Fremden hingezogen fühlten, so ließ es sich doch auch nicht gut umgehen. Ein Ball ohne Uniformen war in Mexico schon nicht mehr denkbar. Die Damen würden wenigstens vollständig dagegen rebellirt haben. Außerdem zeigten sich ja

aber auch die fremden Officiere als gewandte und angenehme Gesellschafter, und Rodriguez selber hatte einige von ihnen ganz gern und sah sie häufiger in seinem Hause.

Uebrigens bot der heutige Tag auch noch — selber außer dem Geburtstag — eine andere Veranlassung zu einer kleinen Festlichkeit, denn eine Nichte von Señor Rodriguez, die einzige Tochter seiner Schwester, deren Eltern in Mazatlan lebten, war vor einiger Zeit hier für kurze Zeit bei ihnen gewesen, dann zu einem längeren Besuch zu Verwandten nach Cuernavaca gegangen, und jetzt zurückgekehrt, um wenigstens mehrere Monate bei ihnen zu bleiben. Natürlich suchten ihr Rodriguez', die selber keine erwachsene Tochter hatten, den Aufenthalt in der Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen.

Ricarda San Blas war ein wunderhübsches Mädchen und der Typus einer mexicanischen Creolin — schlank und üppig gebaut, wenn auch nicht sehr groß, mit rabenschwarzem, gelocktem Haar, mit dunkeln feurigen Augen, einem etwas, wenn auch nur leise von der Sonne gebräunten Teint, wie außerordentlich zierlichen Händen und Füßen. Damit verband sie, dem südlichen Klima getreu,

eine starke Lebendigkeit der Bewegungen, ohne aber dabei unruhig und rastlos zu sein, und wenn sie lächelte, was sie oft und gern that, zeigten ihre nur leise gerötheten Wangen ein paar ganz allerliebste Grübchen, in denen der Schelm deutlich genug saß.

Ricarda war auch bald der Liebling des ganzen Hauses geworden, und die jungen französischen Officiere umflatterten sie wie die Motten das Licht, ohne daß sich aber auch nur ein einziger hätte rühmen dürfen, vor einem andern begünstigt zu werden. So war es gewesen als sie, von Vera-Cruz kommend, eine Woche in Mexico zugebracht, so jetzt, als sie wieder von ihrem Besuch in Cuernavaca zurückkehrte, und sie schien auf's Neue die Seele der Gesellschaft zu sein, ohne jedoch die geringste Koketterie zu zeigen. Jede Bewegung war bei ihr natürlich, ja fast noch kindlich, und doch blitzte manchmal aus den gutmüthigen Augen ein Etwas heraus, das ein vielleicht noch ungewecktes Gefühl verkündete — war es Leidenschaft, war es Trotz, wer konnte es sagen?

Die Säle hatten sich schon gefüllt, buntes Leben wogte durcheinander, und bunter wohl in keinem Theile der Welt, als damals gerade, zur

Zeit der Occupation und des Kaiserreichs in Mexico und in dem Hause des gastlichen Rodriguez. Alle Nationen schienen vertreten, und es wimmelte von reichgestickten Uniformen und Ordenskreuzen, aber auch leider von eben so vielen entsetzlichen schwarzen Fracks und den modernsten Damentoiletten, die hier gerade so rasch in's Leben traten, als flüchtige Dampfboote die neuesten Journale von Paris herüberschaffen konnten.

Ob die Mexicanerinnen dabei zu ihrem vollen Recht kamen, weiß ich nicht, denn der Chignon war damals gerade erfunden, die ekelhafteste und widernatürlichste Mode, die nur je ein verrückter Schneider oder Friseur in seinem „Büreau" ausgeheckt, und sonst gar allerliebste Köpfe zeigten sich schon verunstaltet durch den hinten angebrachten Wulst von fremden Haaren — aber Alle trugen ihn doch nicht. Ricarda zum Beispiel hatte ihren natürlichen vollen Lockenkopf, und wie reizend stach sie dadurch gerade gegen die Uebrigen ab, unter denen sich besonders ein paar amerikanische „Ladies" in ihrem vollsten und widernatürlichsten Glanz zeigten.

Es mochte lange neun Uhr vorüber sein — oben in den Sälen hatte schon der Tanz begon=

nen und die Menge, die bis dahin das Thor belagert gehalten, um die ankommenden Gäste zu betrachten, fast alle die Straße geräumt. Nur eine einzelne schlanke Frauengestalt lehnte, in ihren Rebozo eingehüllt, daß kaum die blitzenden Augen sichtbar blieben, noch an dem Thorpfeiler.

Der Mayor Domo war anfangs einmal hinangetreten und frug sie, was sie da zu thun habe; ohne eine weitere Antwort hielt sie ihm aber die in Mexico wohlbekannten Papierstreifen, die kleinen Lose, die zu einem Medio und Real überall an den Straßenecken verkauft werden, entgegen, und brummend und schimpfend zog er sich zurück, daß das „Gesindel" sich sogar bis an die Schwelle *seines* Hauses wage. Verbieten konnte er es aber nicht, denn der Handel mit diesen Losen war auf der Straße freigegeben, und so lange die Händler nicht den inneren Raum betraten, mußte er sie gewähren lassen.

Es ging schon stark auf zehn Uhr, und in der letzten halben Stunde trafen nur einzelne Gäste, und selbst diese in langen Zwischenräumen, ein. Er *konnte* nicht mehr kommen und ihr ganzes geduldiges Harren war vergebens gewesen — und doch — hatte sie es nicht Geronimo ver=

sprochen? war es nicht für die Kaiserin, die sich so mild und freundlich der Armen annahm und von der unteren Volksklasse in Mexico wirklich vergöttert wurde, während die vornehmen Damen dagegen behaupteten, daß sie stolz und hochmüthig wäre? — Sie hatten vielleicht Beide Recht, und in ihren Kreisen mochte sich Charlotte als Kaiserin fühlen und benehmen, aber den Armen blieb sie trotzdem eine Mutter, und wo sie helfen konnte, wo sie von Leid und Jammer hörte, den sie zu lindern vermochte, that sie es gewiß.

Jetzt kam noch ein einzelner Herr die Straße herab — er trug einen nicht sehr langen dunkeln Mantel, den er nach Art der Serapen über die Schulter geschlagen hatte. Vor dem Haus brannten zwei helle Laternen, dort hielt er, warf den Mantel zurück und sah nach seiner Uhr. — Die an dem Haus lehnende Frauengestalt schien er gar nicht bemerkt zu haben.

„Caramba," murmelte er dabei — „es ist ja schon recht spät geworden!" und die Uhr wieder einsteckend, wollte er eben das Haus betreten, als Mercedes ihren Arm nach ihm ausstreckte, ohne jedoch den Rebozo zu lüften. Sie hatte ihn erkannt, er aber brauchte nicht zu wissen,

wer ihm den Brief zu so sonderbarer Zeit und an diesem Platz gegeben.

„Señor!"

Mauricio warf den Kopf herum und bemerkte jetzt erst das Mädchen, das ihm in derselben Hand, in der sie noch die Lotterielose hielt, den Brief entgegenreichen wollte.

„No muchacha," sagte er aber kopfschüttelnd, denn er bemerkte nur die in Streifen geschnittenen Lose — „ich spiele nicht in der Lotterie," und damit wollte er vorüber und hatte die Schwelle schon betreten.

„Ein Brief — Don Mauricio," rief da Mercedes', in der Angst, daß er ihr entgehen könne.

„Santisima," sagte Mauricio, indem er stehen blieb und sich bei Nennung seines Namens umdrehte — „kennst Du mich? Wer bist Du?"

„Que importe," sagte Mercedes scheu zurückweichend, aber ihre ausgestreckten Finger hielten ihm jetzt den Brief deutlich vor, so daß er ihn sehen mußte.

„Für mich?" sagte er erstaunt, indem er aber doch das Papier nahm — „und von wem?"

„Er ist wichtig — lest ihn," sagte aber das junge Mädchen, und jetzt, da sie ihre Pflicht erfüllt,

wich sie auch scheu in den Schatten der Straße zurück und war im nächsten Augenblick in deren Dunkel verschwunden.

Mauricio hielt für einen Moment das Papier unschlüssig in der Hand. Von wem konnte es sein? Doch hier war kein Platz, um es zu lesen — oben fand sich vielleicht bessere Gelegenheit, und er durfte jetzt auch nicht länger säumen. So das Papier in der Brusttasche bergend, trat er in das Haus, stäubte sich dort die Stiefeln ein wenig mit dem Tuch ab und stieg dann die Treppe zu den erleuchteten Räumen hinan.

Wie er nun den Saal betrat, traf er auf Silvestre, der mit fieberhaft glühenden Wangen auf ihn zukam und seinen Arm ergriff. Es war augenscheinlich, er hatte getrunken und befand sich schon in einer fast übermüthigen Weinlaune. Mauricio nahm seinen Arm, und ihn ein klein wenig bei Seite führend, flüsterte er ihm in's Ohr:

„Aber amigo — Du hast der Flasche zu früh zugesprochen — nimm Dich zusammen, Du machst sonst dumme Streiche. Was sollen die Fremden von uns denken?"

„Die Fremden, Mauricio?" sagte Silvestre,

und sein Auge blitzte dabei von einem unheimlichen Feuer — „die Fremden? „caracho hombre — die Fremden?“ und er knirschte dabei die Zähne zusammen und ballte fast krampfhaft beide Fäuste.

„Silvestre! Silvestre!“ bat Mauricio — „was hast Du nur? komm, geh nach Hause und leg' Dich zu Bett; Du bist hier in der Gesellschaft Nichts mehr nütz und kannst nur selber in Verlegenheit gerathen, wie solche unserem Wirth bereiten.“

„Glaubst Du, daß ich trunken bin?“ sagte Silvestre finster, „ein einziges Glas Wein hab' ich genommen, mehr nicht.“

„Aber Du kochst und glühst, und Deine Augen sind roth unterlaufen. Geh fort, Silvestre, was Du auch hast, Du passest nicht in die Gesellschaft fröhlicher Menschen.“

„Du hast Recht, Mauricio,“ sagte der junge Mann — „ja ich will fortgehen, aber beim Teufel, sie sollen mich wieder zurückwünschen, denn daß ich ihnen da draußen die Hölle warm mache, darauf dürfen sie sich verlassen.“

„Was hast Du vor?“ flüsterte der Freund, aufmerksam werdend.

„Komm mit!“ sagte Silvestre leise — „sollen

wir dulden, daß dies übermüthige Franzosenvolk hier den Herrn in unserem eigenen Lande spielt — Krieg bis an's Messer von morgen an — komm mit."

„Und wohin gehst Du?"

„Zu den Liberalen."

„Bist Du wahnsinnig?" rief Mauricio bestürzt aus — „zu dem Indianer?"

„Hol' ihn der Böse! was kümmert der mich, auf eigene Hand führe ich meinen Krieg, und daß ich in wenigen Wochen ein paar hundert wilde Burschen um mich habe, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Bah, Unsinn," sagte der Freund — „und was richtest Du damit aus? — gar nichts, als daß Du vielleicht ein paar arme Teufel todtschlägst."

„Jeder zählt," lachte Silvestre still und unheimlich vor sich hin.

„Aber was ist nur vorgefallen? verdient denn Inez, daß Du Dich ihrethalben so verzweifelt anstellst."

„Inez," sagte Silvestre verächtlich — „was kümmert sie mich — sie ist lang vergessen, aber jede Blume, die in unserem schönen Lande blüht, wollen sie brechen, und ihr Uebermuth kennt keine Grenzen mehr."

„Ist etwas Neues vorgefallen?“ lächelte Mauricio, der sich wohl denken konnte, was den Freund so aufgeregt.

Silvestre wandte den Kopf zurück nach dem Saal, wo sich jetzt die Paare zum neuen Tanz wieder anstellten. „Siehst Du dort jenes reizende Wesen in dem hellblauen Seidenkleid mit den funkelnden Augen und dem Lockenkopf? Ricarda San Blas. Sie ist die Perle des Abends, und schau' wie das französische Gesindel sie umschwärmt und wie lieb und freundlich sie mit ihnen plaudert. Verdammte Kokette,“ knirschte er zwischen den Zähnen durch, „ist es denn nicht zum Rasendwerden, wenn wir sehen müssen, wie diese französischen Schufte draußen im Feld unsere jungen Leute erschlagen und mit ihren Kanonen zusammenschießen, während sie hier in der Stadt die Köpfe der Mädchen verdrehen und dabei noch mit Stolz und Verachtung auf uns herabsehen?“

„Aber die jungen Damen unterstützen sie dabei.“ —

„Leichtsinniges, charakterloses Volk! — aber wir wollen den jungen Herren etwas Anderes zu thun geben. Komm mit, Mauricio — laß sich die Alten unter das Joch beugen, wir Jun-

gen wollen diesen Fremden zeigen, daß wir noch Mark und Sehnen haben, um ihnen die Spitze zu bieten."

Mauricio schüttelte mit dem Kopf. „Du gehst da auf ein ganz wahnsinniges Unternehmen aus," sagte er, „und stürzest Dich nur in Gefahr ohne Aussicht auf den geringsten Gewinn oder Erfolg — das ist thöricht."

„Und Du hier legst die Hände in den Schooß?"

„Quien sabe," sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln und Achselzucken Mauricio — „aber Du mußt mich jetzt entschuldigen; ich bin überdies zu spät gekommen und schäme mich fast mich der Señora vorzustellen — Gehst Du nach Hause?"

„Ich habe Dir gesagt, wohin ich gehe, Mauricio. Hast Du den Muth mir zu folgen?"

„Den Muth vielleicht," lachte Lucido, „aber keine besondere Neigung. Sei nicht thöricht, und überleg' Dir die Sache erst; hast Du aber Lust zu einem abenteuerlichen Leben, wobei Du Deinem Verlangen ebenfalls Genüge thun kannst, dann komm morgen Früh zu mir und ich mache Dir vielleicht einen Vorschlag, der Dir behagt. Ich habe ein Spiel entdeckt, bei dem man immer gewinnen muß."

„Du gehst wohl mit Deinem Italiener in

Compagnie?“ fragte Silvestre verächtlich — „ich will Nichts damit zu thun haben.“

„Komm nur zu mir,“ lachte Mauricio — „ich garantire Dir, daß es Dir gefällt.“

Er reichte Silvestre die Hand, aber dieser nahm sie nicht — sah auch wohl kaum die Bewegung, denn in seine düsteren Gedanken vertieft, drehte er sich um und schritt, selbst ohne Gutenacht-Gruß, nach der Garderobe hinüber, wo er Hut und Mantel nahm und dann das Haus verließ. Mauricio, leichtsinnig in den Tag hineinlebend, mit keiner Sorge als solche, die ihn selbst betraf, mit keinem Gedanken, der nicht ihm allein und seinem Vergnügen gegolten hätte, hatte den Freund schon lange vergessen, denn die munteren Klänge der Musik tönten zu ihm herüber; die bunten Paare vor ihm schlangen sich durcheinander, und er fand es nicht einmal so leicht, in den fast überfüllten Saal einzudringen, um sich nur erst einmal dem Señor und der Frau vom Hause vorzustellen. Dann trat er in eins der Nebenzimmer, wo er auch bald verschiedene Bekannte traf.

Das Gespräch hier drehte sich aber fast einzig und allein um die wunderliebliche Fremde, die Nichte vom Haus, die Alle bezaubert zu haben

schien. Wirklich einstimmig erklärten Alle wenigstens, sie hätten noch nie ein lieblicheres, verführerischeres Wesen, gleichviel von welchem Lande sie auch stamme, gesehen, so daß Mauricio zuletzt selber neugierig wurde, sie in der Nähe zu betrachten.

An einem der Whisttische saß sein Vater, robberte aber mit einem der anderen Herren aus und stand jetzt auf, um am Buffet ein Glas zu trinken, als er den Sohn bemerkte:

„Ah, Mauricio, wo bist Du so lange geblieben? — ich glaubte schon gar nicht mehr, daß Du noch kämest —"

„Ich konnte nicht eher, Vater —"

„Um so viel lieber ist es mir, daß Du jetzt da bist — höre, Mauricio," fuhr er fort, indem er seinen Arm ergriff und ihn etwas bei Seite führte — „hast Du schon Ricarda, Rodriguez' Nichte, gesprochen?"

„Noch nicht, Vater, aber die ganze Gesellschaft scheint sich nur von ihr zu unterhalten; es muß ein kleines Wunder sein, diese Schöne."

„Wenn ich in Deinen Jahren wäre," sagte der Vater, „so wüßte ich, was ich thäte. Der alte San Blas ist enorm reich und einer der angesehensten Leute in Mazatlan und die Tochter

wirklich entzückend. Sei gescheidt, mein Junge — meinen Segen hast Du und die Mutter würde glücklich darüber sein."

„Veremos, Papa," sagte Mauricio, aber ziemlich ruhig — „vielleicht blendet sie nur ohne innere Wärme; jedenfalls werde ich mir aber das kleine Wunder ein wenig betrachten und mich so liebenswürdig als möglich dabei zeigen."

„Wenn Du Vernunft annimmst, so thust Du das — es wird überhaupt Zeit, daß Du Dein wildes Leben aufgiebst; Du könntest Dir jetzt die Hörner ein wenig abgelaufen haben."

„Ich bin noch eben dabei, Vater," lachte Mauricio, „aber, wie gesagt, ich habe den besten Willen, wenigstens einmal zu sehen und zu prüfen. Es ist doch die junge Dame in himmelblauer Seide?"

„Suche die auf, die Dir am besten gefällt, und Du triffst die Rechte," sagte Señor Lucido, der selber ganz bezaubert von dem Mädchen schien, und Mauricio, still vor sich hinlächelnd, schritt nach dem Saal hinüber. In dem Moment aber fiel ihm der Brief ein, den er unten am Haus in so geheimnißvoller Weise erhalten hatte. Von wem konnte er sein? und was konnte darin stehen?

Die Neugierde plagte ihn — hatte die Trägerin nicht gesagt: lest ihn — er ist wichtig, und wo waren denn seine Gedanken gewesen, daß er es bis jetzt versäumt? Er schritt in eins der hell erleuchteten Seitengemächer, nahm den auf grobes Papier geschriebenen Brief heraus, öffnete ihn und las:

„Sei um zehn Uhr morgen Früh spätestens an den Penuelos — ein reicher Fang erwartet uns. — Dein Italiener fährt mit der Diligence und schafft, wie ich aus sicherer Quelle weiß, tausend Unzen nach Cuernavaca. Die Escolta auf der Guarda ist schon benachrichtigt, aber ich habe Sorge getragen, daß sie uns nicht belästigt. — Du mußt kommen — die Freunde sind alle auf einer andern Expedition und ich kann nur vier Mann hier auftreiben. Das ist zu wenig. An Rodolfo habe ich ebenfalls einen Boten gesandt. Komm! Frische Pferde sind eingestellt; gewisse Rache und Gold erwartet uns.

Dein G."

„Caramba," murmelte der junge Mann leise vor sich hin, indem er nach seiner Uhr sah — es war gerade elf Uhr — „da hätt' ich ja verwünscht wenig Zeit und eigentlich paßt es mir heute

nicht — aber Solfinto" — und bei dem Namen zogen sich seine Brauen finster zusammen und seine Zähne rieben sich übereinander. — „Caracho, so günstig findet sich die Gelegenheit nicht wieder — elf Uhr? ach was — zwei volle Stunden bleiben mir noch immer —" und den Brief in die Brusttasche zurückschiebend, trat er hinein in den großen Saal.

Er brauchte dort nicht lange nach der Heldin des Abends zu suchen, denn gerade während einer Pause sah er, daß sie von einer Menge junger Herren, meistens Officieren, umflattert wurde, und hörte eben, als er vorüberschritt, wie sich ein paar allerliebste kleine Französinnen sehr entschieden über das „kokette Frauenzimmer" aussprachen, das sich in wahrhaft unschicklicher Weise von den Herren den Hof machen ließ, und sie nur immer durch ihr lautes, unpassendes Lachen anzulocken suche.

Arme Geschöpfe! es half ihnen Nichts; Ricarda war einmal heute die Königin des Abends und blieb es, und wahrlich ohne eigene Schuld, so weit es nämlich ihr Benehmen betraf. Wieder und wieder zog sie sich zurück, um den ihr selber lästig werdenden Auszeichnungen zu entgehen — doch umsonst, und mit ihrem überhaupt heitern

Gemüth setzte sie sich auch endlich darüber hinweg, und fügte sich eben in das Unvermeidliche.

Mauricio näherte sich ihr, und wie er selber die Schönheit weniger, als die liebliche Anmuth des jungen Mädchens bewunderte, kamen ihm doch auch wieder die Züge so bekannt vor, als ob er ihr schon irgendwo einmal begegnet sein müßte. Aber er konnte und konnte sich nicht besinnen wo, und doch war das wahrlich kein Gesicht, das man so leicht wieder hätte vergessen können. Diese Augen und den eigenthümlich lieblichen Zug um den Mund mußte er schon einmal gesehen haben, doch wo in aller Welt konnte das nur gewesen sein?

Jetzt begegneten sich ihre Augen, aber Ricarda's Blick glitt ruhig an dem seinigen vorüber — sie kannte ihn nicht — erinnerte sich nicht auf seine Züge oder würde doch sonst jedenfalls länger bei ihnen verweilt haben. Er mußte sich also irren, und sonderbar nur, daß dies ganz außergewöhnliche Wesen solch' unklare Erinnerungen in ihm wachrief.

Die Musik rief wieder zum Tanze und er suchte sich jetzt dem schönen Mädchen zu nahen, aber dazu hätte er freilich früher kommen müssen, denn sie war — wie sie ihm freundlich, aber

bestimmt versicherte — auf alle Tänze versagt, und Mauricio, eigentlich auch mit anderen Dingen im Kopf, als ein schönes Mädchen heute zu umschwärmen, zog sich aus dem Tanzsalon in das Spielzimmer zurück. Er war noch unschlüssig, ob er nicht lieber gleich dem Brief Folge leisten solle, aber das Spiel lockte ihn doch auch wieder. Dem konnte er nicht so leicht widerstehen, und er schlenderte eine Weile zwischen den verschiedenen Tischen umher, wo übrigens noch keine Hazardspiele vorgenommen waren. Das geschah bei solchen Gesellschaften erst dann, wenn sich die Damen anfingen zurückzuziehen, und jetzt waren sie noch alle voll Leben und Bewegung.

Mauricio ließ es aber keine Ruhe; der alte Spielteufel erwachte in ihm, ein paar Freunde hatte er bald gefunden, die sich betheiligten, und einen der kleinen Tische in Beschlag nehmend, ließ er sich daran nieder, zog seine Handschuhe ab, die er neben sich auf den Tisch legte, und eröffnete eine kleine Bank. Wenn er sich pünktlich um ein Uhr zurückzog, konnte er den ihm von Geronimo bestimmten Sammelplatz noch immer zeitig genug erreichen.

Im Tanzsaal war es indessen so heiß geworden, daß Señora Rodriguez Ordre gab, den

Tanz selber für kurze Zeit zu unterbrechen und indessen ein wenig den Raum zu lüften, indem man bei geöffneten Thüren und Fenstern auf etwa eine Viertelstunde den vollen Zug hindurchließ. Die sehr leicht gekleideten und erhitzten Tänzer mußten ihn indeß natürlich räumen und sich in die anderen Zimmer zerstreuen, und Ricarda, ihres Onkels Arm nehmend, um nicht von einem der anderen Herren dazu aufgefordert zu werden, schritt mit ihm in die Spielzimmer hinüber, wo sich die Herren an ihren Tischchen durch den neuen und plötzlichen Zuwachs der Gesellschaft nicht stören ließen.

„Sieh nur, Onkel, wie ernsthaft diese würdigen Señores da ihr Spiel treiben," lächelte das junge Mädchen, als sie eine Weile zwischen den verschiedenen Tischen gestanden hatten, „und wie bedächtig sie die bunten Kartenblätter auf den Tisch legen, als ob Leben und Sterben davon abhinge. Es ist doch ein wunderliches Ding um das Kartenspiel, und ich habe nie begreifen können, wie sich ihm vernünftige Menschen mit solcher Leidenschaft hingeben mögen. Spielst Du auch Karten?"

„Zuweilen, Ricarda, aber nie Hazard."

„Was ist das, Onkel?"

„Hazardspiele sind solche, wo gar nichts auf Geschicklichkeit oder Berechnung, sondern Alles nur auf gutes Glück ankommt, und man daher, wenn hoch gesetzt wird, in wenigen Stunden, ja Minuten fast, ein Vermögen gewinnen oder verlieren kann."

„Und nennt Ihr das ein Spiel? Ist das nicht furchtbarer Ernst?"

„Manchmal allerdings, mein Herz —"

„Aber wenn Jemand nun einem Andern in ein paar Minuten, wie Du sagst, sein ganzes Vermögen abnimmt, behält er es denn auch?" fragte das junge Mädchen.

„Gewiß — setze ich nicht mein Vermögen gegen das seine? Wer das nicht wagen will, der darf nicht spielen."

„Und spielen die alten Herren hier auch in derselben Art?" frug Ricarda und sah sich jetzt fast schüchtern in dem Kreis um.

„Nein, mein liebes Kind," lachte der Onkel — „das sind mehr unschuldige Spiele, wo man wohl eine oder ein paar Unzen den Abend verlieren kann, aber mehr doch nicht."

„Aber auch gewinnen, nicht wahr?"

„Ei gewiß," lachte Señor Rodriguez, „sonst wäre es ja kein Spiel!"

„Und das andere Spiel, wie Du es nennst, treiben sie hier nicht?“

„Nein, Herz, jetzt noch nicht — vielleicht später — aber doch — an dem einen Tisch da drüben, glaube ich, daß Hazard gespielt wird. Die Ballgesellschaft hat sich wenigstens dort herumgedrängt.“

„Um ganze Vermögen?“ frug Ricarda ängstlich.

„Nein, hier wohl nicht,“ lächelte Señor Rodriguez, „aber doch um größere Summen, als an den anderen Tischen.“

„Wenn ich es nur einmal sehen könnte!“

„Du würdest es doch nicht verstehen, aber wir wollen versuchen, ob wir zu dem Tisch dort gelangen können. Er steht freilich ziemlich gedrängt von Menschen.“

Der alte Herr führte seine Nichte dorthin, um vielleicht noch irgendwo einen freien Platz zu finden; so wie aber die jungen Herren bemerkten, daß sich Ricarda dem Tisch zu nahen wünsche, gaben sie augenblicklich Raum, und die junge Dame konnte somit an der Seite ihres Onkels dicht hinter den Bankhaltenden treten, und dadurch den ganzen Tisch und das Spiel vollkommen übersehen.

„Und warum setzen sie so viel Geld auf die

einzelnen Karten, Onkel?" flüsterte sie jetzt Rodriguez zu, denn es wurde ihr fast wie unheimlich in der Nähe dieser schweigsamen und doch so aufmerksamen Spieler.

„Sie versuchen, ob ihre Karte gewinnt," sagte der Onkel leise zurück. „Siehst Du, die Karten, die dieser Herr, der jetzt Bankhalter ist, in der Hand hält, werden einzeln oben abgenommen und eine auf die linke, eine auf die rechte Seite gelegt. Fällt die Karte nun, die Jene mit Geld besetzt haben, links von dem Spieler, so —" er hielt erschreckt inne, denn Ricarda an seiner Seite knickte in die Kniee, ja wäre fast zu Boden gesunken, und als er rasch ihren Arm fest in dem seinigen hielt und sein Auge ihr zuwandte, sah er, daß sie todtenbleich geworden war.

Ein junger belgischer Officier, der neben ihr stand, und eigentlich den ganzen Abend neben ihr gestanden hatte, sprang rasch nach einem Glas Wasser, und die Nichtspieler geriethen in Bewegung. Die Spieler selber aber nahmen keine Notiz davon, denn die Karten waren gerade hoch besetzt, und in diesem Moment durfte das Spiel natürlich nicht unterbrochen werden.

Ricarda aber war kein Charakter, der so rasch einer augenblicklichen Schwäche unterlegen wäre.

„Was ist Dir, Herz?“ frug sie der alte Herr besorgt, indem er mit ihr einen Schritt von dem Spieltisch zurücktrat — „fühlst Du Dich unwohl?“

„Nein, Onkel,“ sagte sie lächelnd, aber sie sah noch immer sehr blaß dabei aus, „ich weiß nur nicht, was es plötzlich war — vielleicht die veränderte Luft. Ich glaube, es ist schon vollständig vorüber.“

„Du hast alle Farbe verloren.“

„Das thu' ich rasch,“ lächelte das junge Mädchen, „aber das hat Nichts zu sagen, denn sie kommt eben so schnell wieder.“

„Señorita,“ sagte in diesem Augenblick der junge Officier, der mit dem Glas Wasser kam und glücklich war, ihr einen Dienst erweisen zu können. Sie nahm es leise dankend, trank Etwas davon und gab es zurück. Der junge Mann aber, der sich genau gemerkt, wo sie die Lippen angesetzt hatte, ging mit dem Glas zur Seite, und es an derselben Stelle an den Mund setzend, sog er es aus, als ob es der prachtvollste Tokayer gewesen wäre.

„Wollen wir zurück in den Tanzsaal, Ricarda?“ frug der Onkel — „die kühle Luft dort wird Dir gut thun.“

„Ja," sagte Ricarda nach kurzem Ueberlegen — „für einen Moment, wenn Du mir versprichst, mich wieder hierher zurückzuführen. Das Spiel interessirt mich so — ich habe etwas Aehnliches noch nie gesehen. Wie heißt es?"

„Monte! Wird es bei Euch im Hause nicht gespielt?"

„Nie — Vater würde es nicht leiden — nur was sie Whist nennen."

Sie waren unterdessen in den Saal zurückgeschritten, durch den jetzt die Abendluft kalt und frisch hindurchstrich, und Ricarda hatte sich in der That rasch und vollkommen wieder erholt, aber lange durften sie sich auch hier in dem Zug nicht aufhalten, und das junge Mädchen drängte jetzt selber merkwürdigerweise in das Spielzimmer zurück.

„Onkel," flüsterte sie dabei, indem sie, schelmisch lächelnd, zu ihm aufsah — „bist Du mir böse, wenn ich eine recht tolle Bitte an Dich richte?"

„Eine tolle Bitte, Herz?" lachte dieser. „Du machst ja eine schöne Vorrede und weißt doch, daß ich Dir Nichts abschlagen kann."

„Gewiß nicht?"

„Du wirst schon Nichts bitten, was ich Dir nicht gewähren könnte."

„Ich weiß doch nicht," sagte Ricarda kopfschüttelnd — „denke einmal auf etwas recht Tolles — Unmögliches!"

„Aber Herz, das ist mir eben nicht möglich. Was hast Du Dir denn in Deinem kleinen Köpfchen ausgeheckt?"

„Ich möchte einmal spielen."

„Bist Du närrisch, Kind? Monte?"

„Ja, Onkel."

„Aber Ricarda, wie kommst Du darauf?"

„Ich habe es Dir vorhergesagt, daß es eine tolle Bitte wäre, aber Du wolltest es mir nicht glauben."

„Und zwischen all' den Herren — was werden sie von Dir denken!"

„Dürfen Damen nicht spielen?"

„Sie dürfen schon, Herz, und thun es auch nur zu häufig — aber dann doch mehr untereinander, und Du hier ganz allein!"

„Und bist Du nicht bei mir, Onkelchen?"

Señor Rodriguez war es nicht ganz recht; die Kleine spielte aber schon so den Herrn im Hause, und dabei in so liebenswürdiger, unwiderstehlicher Weise, daß sich ein Abschlagen irgend einer Sache, — die sie verlangte — und wie bescheiden hatte sie sich darin immer gezeigt

— gar nicht denken ließ. — „Wenn Du denn absolut willst," lächelte er, „aber lange doch gewiß nicht?"

„Nur einen einzigen Satz."

„Gut, dann komm — aber die Herren werden Augen machen. Hast Du Geld bei Dir?"

„Nicht einen claco, Onkel," sagte das junge Mädchen so treuherzig, daß der alte Herr laut auflachte, aber dabei griff er in die Tasche und sagte, indem er eine halbe Unze herausnahm:

„Damen dürfen natürlich nur Gold setzen; aber," fügte er warnend hinzu, „glaube ja nicht, daß die Herren im Spiel so galant sind wie beim Tanz. Du wirst Deine halbe Unze jedenfalls verlieren."

„Und doch nicht ärmer sein als vorher, Onkelchen," lachte Ricarda — aber das Lachen klang nicht mehr so ungezwungen als früher. Wieder wollte der Onkel sie direct an den Tisch führen, aber sie zog ihn jetzt selber hinüber zur andern Seite, so daß sie rechts vom Bankhaltenden ihre Karte besetzen konnte, und rasch gaben ihr die Herren dort auf's Neue Raum, erstaunten aber allerdings nicht wenig, als sie die halbe Unze, die sie noch immer zwischen den Fingern hielt, vor sich auf den Tisch legte.

„Caramba Señorita!“ rief Mauricio erstaunt aus, als er die Dame in dem hellblauen Seidenkleide neben sich sah, „wollen Sie Ihr Glück versuchen, dann bin ich freilich verloren, denn Schönheit gewinnt immer.“

„Ich weiß das doch nicht,“ lächelte Ricarda, und jetzt hatte fast jeder Blutstropfen ihre Wangen verlassen, was man aber natürlich dem etwas ungewöhnlichen Entschluß zuschrieb — „manchmal verliert sie auch — sucht es aber dann stets wieder zu gewinnen.“

„Das Herz, nicht wahr?“ lachte Mauricio — „aber auf welche Karte wollen Sie setzen?“

„Ich kenne die Karten nicht,“ sagte das junge Mädchen, aber so leise, daß man kaum die Worte verstand — „auf die bunte da — auf den Reiter.“

„Die halbe Unze?“

„Ja — aber nicht gegen anderes Gold.“

„Nicht gegen anderes Gold?“ rief Mauricio erstaunt.

„Aber das ist Spielregel, liebes Kind,“ sagte Rodriguez, der neben ihr stand.

„Und kann ich nicht gegen etwas Anderes setzen?“

„Aber gegen was, Herz?“

Ricarda schwieg einen Moment, — sie wollte reden, aber es war, als ob ihr die Worte in der Kehle stecken blieben. Sie mußte sich ordentlich gewaltsam sammeln — das dauerte jedoch nicht lange, und mit fester, deutlicher Stimme, während ihr Blick an dem Antlitz Mauricio's hing, sagte sie:

„Gegen den Ring mit dem Smaragd da, den der Señor an seinem kleinen Finger trägt."

Als ob alles Blut aus seinen Adern gewichen wäre, saß Mauricio in dem Augenblick, und seine Blicke hingen an den Zügen der Jungfrau.

Jetzt kannte er sie — das war das Mädchen aus der Diligencia, die er aber damals nur mit dem Rebozo über Kopf und Haar geschlagen, und im einfach dunkeln Kleid gesehen, und jetzt natürlich in voller, strahlender Toilette nicht wieder erkannt hatte, und der Ring — die am Tisch Sitzenden fingen an sich im Kreis mit ihm zu drehen, die Karten tanzten vor ihm herum und in bunten Regenbogenstreifen flimmerte es ihm vor den Augen.

Ricarda hatte keinen Blick von ihm verwandt — und ein leises, trotziges Lächeln fast zuckte um ihre Lippen. Nicht allein der Ring verrieth ihn, die Schußnarbe an der rechten Seite des

Kinnes, wo ihn die französische Revolverkugel gestreift, zeigte sich klar und deutlich, und glühte jetzt sogar, während das Gesicht erbleichte, wie in Purpurröthe.

„Nun Señor? was sagen Sie?“ wiederholte sie auch die Frage, während die Mitspielenden erstaunt den sonst so heitern und kaltblütigen Gefährten betrachteten. Rodriguez sah besonders fragend seine Nichte an, denn irgend ein Geheimniß mußte hier zu Grunde liegen. Mauricio aber, sich gewaltsam fassend, denn er fühlte daß seine Sicherheit, vielleicht sein Leben an seiner Ruhe hing, strich sich mit der rechten Hand — in der Linken umspannte er krampfhaft die Karten — über das Gesicht und sagte, freilich nur mit einem gezwungenen Lächeln:

„Wie sonderbar sich das trifft, Señorita, daß Sie gerade den Ring verlangen. Im Spiel habe ich ihn gewonnen, im Spiel hoffe ich ihn jetzt wieder an Sie zu verlieren, denn in schönere Hände könnte ich ihn doch nicht legen.“

„Vamonos — vamonos!“ drängten aber jetzt die Mitspieler, die alle, und zwar ziemlich hoch, mit auf die Karte gesetzt hatten, auf welcher der Ring stand — Mauricio sah es gar nicht — nur mechanisch zog er die Blätter ab, herüber

und hinüber*) — das flimmerte und flammte vor seinen Augen, und als der Reiter kam, rief er mit einem aus tiefer Brust kommenden Seufzer aus:

„Sie haben gewonnen, hier ist der Ring —"

„Halt, Caramba!" rief aber ein ältlicher Herr, der, ohne Galanterie, dagegen gesetzt hatte. „Der Reiter liegt links — ich habe gewonnen und bitte mir meine Unze aus, denn rechts liegt das Aß."

„Ist das gewonnen oder verloren?" frug Ricarda mit einem Blick zu ihrem Nachbar.

„Sie haben leider verloren, Señorita," sagte dieser.

Ricarda schob das Geldstück hinüber, und ihres Onkels Arm ergreifend, zog sie ihn in scheuer, drängender Hast aus dem Zimmer hinaus.

Mauricio folgte ihr mit den Blicken, aber Andere drängten jetzt zum Tisch und versperrten ihm die Aussicht, und die eigentlichen Spieler, die den kleinen Zwischenfall kaum beachtet hatten, preßten den Banquier auch, jetzt das Spiel weiter zu verfolgen. Was kümmerte sie

---

*) „Monte" ist ein Spiel mit spanischen Karten, ähnlich wie „Landsknecht", nur daß zum Setzen oder Pointiren vier statt zwei Karten ausgelegt werden.

die junge Dame, und wenn sie noch hübscher gewesen wäre! Hier auf dem Tische klimperte das Gold, und das übertäubte jedes andere Gefühl in ihren Herzen.

„Aber nun sage mir um Gottes willen, Kind," frug Señor Rodriguez, wie sie nur das Spielzimmer hinter sich hatten, „was war das? was hat das für eine Bewandtniß mit dem Ring? Lucido wurde todtenbleich, als Du ihn als Einsatz verlangtest."

„Das ist der Bube, Onkel!" rief aber jetzt Ricarda, wenn auch mit unterdrückter Stimme, „der uns damals in der Diligencia beraubte und mir den Ring abforderte; derselbe auch, der die beiden französischen Officiere meuchlings aus dem Hinterhalt, wie ein feiger Mörder, erschossen hat."

„Ricarda!" rief Rodriguez entsetzt — „Kind! Du irrst Dich — es ist Mauricio Lucido — des reichen Lucido Sohn, und Erbe von wenigstens einer halben Million."

„Und wenn er der Erbe Mexicos wäre," rief Ricarda in kaum zurückgehaltener Aufregung — „das ist der Bube! Trägt er nicht an seinem Kinn deutlich genug und brennendroth die Narbe, wohin ihn der schon zum Tode verwundete fran=

zösische Officier mit seiner Revolverkugel traf? Und hast Du nicht gesehen, wie bleich, wie todtenbleich er wurde, als ich den Ring verlangte und er mich erkannte?"

„Das stimmt Alles," nickte Rodriguez, „und ähnliche Sachen sind allerdings vorgefallen — aber was können wir thun?"

„Was wir thun können?" rief Ricarda heftig, indem sie seinen Arm losließ — „ihn verhaften — augenblicklich, wie er da noch sitzt, und ich trete als Zeugin, als Anklägerin gegen ihn auf."

„Aber bester Schatz," rief Rodriguez erschreckt, „der alte Lucido ist mein intimer Freund, und den rührte vor Schreck und Kummer der Schlag."

„Onkel," sagte Ricarda bitter — „und wenn es armer Leute Kind, wenn es ein Indianer wäre, würdest Du auch die Rücksicht auf ihn nehmen, und wenn seine Mutter wimmernd Dir zu Füßen läge? Ist es denn wahr, was die Fremden über unser Land sagen: daß die Reichen ungestraft Alles thun dürfen, während sie den unglücklichen Armen zum Sclaven halten?"

„Mein lieber kleiner Schatz," lächelte Rodri-

guez, sehr gern erbötig, das Gespräch nach einer andern Richtung hin zu wechseln — „ich habe gar nicht geglaubt, daß in Deinem kleinen Köpfchen auch Politik und Sorgen für das Gemeinwesen Platz hätten. Komm, laß uns zur Gesellschaft zurückgehen, und wenn Du Deiner Sache vollkommen sicher bist, so wollen wir morgen mit Freund Lucido bereden, was sich in der Sache thun läßt."

„Und da drinnen sitzt der Bube mit meinem Ring am Finger," sagte Ricarda, die Perlenzähne fest und heftig zusammengebissen.

„Den muß er wieder herausgeben, das ist keine Frage," sagte Señor Rodriguez bestimmt — „mach' Dir deshalb keine Sorge; das werde ich schon vermitteln."

„Wirklich?" nickte Ricarda leise vor sich hin, und eine merkwürdige Veränderung war mit dem bisher so heitern, harmlosen jungen Wesen vorgegangen, aber sie äußerte gegen ihren Onkel kein Wort mehr. Sie kannte jetzt die Ansichten des alten Herrn, und so lieb sie ihn hatte, war sie doch fest entschlossen, diesmal ihren eigenen Weg zu gehen.

Wie sie nur den Saal betrat, sprangen drei junge Leute zugleich auf sie zu, um sie um den

nächsten Tanz zu bitten: der junge Belgier, Hauptmann van Leuwen, und zwei französische Officiere. Lächelnd blieb sie stehen und sah einen der Herren nach dem andern forschend an; dann legte sie ihren Arm in den van Leuwen's, während sie sich gegen die Uebrigen leicht und schelmisch verbeugte, und — war ganz wieder das fröhliche, ausgelassene Kind von vorhin.

„Ach, Señorita," sagte da der Belgier, ein bildhübscher junger Bursch mit einem gar so guten Gesicht und klaren, treuherzigen Augen, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich Sie mich durch den mir eben bewiesenen Vorzug gemacht haben."

„Wirklich?"

„Bis jetzt," fuhr der junge Mann fort, „habe ich in Mexico eine trostlose Zeit verlebt, aber seit den letzten acht Tagen — seit Sie wieder zurückgekehrt sind, ist es mir fast, als ob das alte Tenochtitlan noch einmal so freundlich und sonnig aussähe. Bis jetzt hatte ich das Heimweh, und das ist jetzt vollständig und auf einmal curirt."

„Und gehören auch Sie zu den gewöhnlichen Herren mit faden Redensarten?" sagte Ricarda fast traurig, „dann habe ich mich auch in Ihnen getäuscht."

„Seh' ich so aus, Señorita?" sagte van Leuwen treuherzig. „Sehen Sie mich an und sagen Sie mir dann selber, ob Sie mich einer faden Schmeichelei für fähig halten. Ich wollte, Sie stellten mich einmal auf die Probe, ob ich auch so handle, wie ich es ausspreche."

„Ich nehme Sie beim Wort," rief Ricarda rasch — „aber erst nach dem Tanz —"

„Sie werden mich dadurch recht glücklich machen."

Der Tanz unterbrach für den Moment die Unterhaltung, aber der junge Hauptmann konnte die Zeit nicht erwarten, wo Ricarda zu ihm sprechen würde, und kaum zeigte sich der erste günstige Moment, so flüsterte er leise:

„Und was verlangen Sie von mir, Señorita?"

Ricarda sah einen Moment vor sich nieder. „Daß Sie —" sagte sie endlich, „sich heute Abend gar nicht mehr um mich bekümmern."

„Señorita!" rief van Leuwen bestürzt aus.

„Kommen Sie — lassen Sie uns einen kurzen Spaziergang durch die nächsten Zimmer machen — mir wird so ängstlich hier zu Muthe und — ich habe Ihnen Etwas zu sagen," — und flüsternd fuhr sie fort, als sie kaum aus dem

Gedränge der Menschen waren: „Meine Forderung halte ich aufrecht, aber Sie sollen auch erfahren weshalb. Kennen Sie den Herrn, mit dem ich um den Ring spielte?"

„Ja — es ist der junge Lucido —"

„Wollen Sie ihn, wenn er das Haus verläßt, auf meine Anklage hin verhaften?"

„Señorita!" sagte van Leuwen, der seinen Ohren kaum traute.

„Die Fremden sollen nicht sagen können," fuhr das junge Mädchen mit blitzenden Augen fort, „daß der Sohn eines reichen Mannes ein Schurke sein darf, ohne in Mexico bestraft zu werden. Er gehörte zu den Straßenräubern, die uns auf dem Weg nach Cuernavaca überfielen und die beiden französischen Officiere tödteten. Er trägt nicht allein den Ring, den er mich zwang ihm zu überlassen — und ich hoffte damals, daß er ihn verrathen würde, sondern auch die Narbe der Kugel, die der zum Tod getroffene Officier auf ihn abschoß."

„Sie sind Ihrer Sache gewiß?"

„Ich kann es bei der Hostie beschwören. Sahen Sie nicht, wie er erbleichte?"

„Und Sie wollen gegen ihn zeugen?"

„Bei der heiligen Jungfrau, das will ich —" sagte Ricarda und ihr Auge blitzte.

„Gut, dann ist aber auch keine Zeit mehr zu verlieren, denn weiß er daß er entlarvt ist, so hält er sich auch nicht lange mehr hier auf. Und wann sehe ich Sie wieder, Señorita?"

„Morgen Früh — bringen Sie mir Nachricht, und als Zeichen, daß Sie meinen Auftrag erfüllt, den kleinen Ring mit dem Smaragd, den der Bube nicht länger tragen darf. Lassen Sie uns jetzt in den Tanzsaal zurückgehen — ich habe Ihr Wort."

„Sie dürfen auf mich bauen und morgen Früh bringe ich Ihnen, zum Zeichen, daß ich Ihren Befehl erfüllt, den Ring."

Dem jungen Officier brannte jetzt selber der Boden unter den Füßen, aus Furcht, daß ihm seine Beute entgehen könne. Kaum hatte er aber Ricarda zu einem Sitz zurückgeleitet, so war sie schon wieder engagirt, und er selber jetzt frei, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

11.
Die französische Patrouille.

Van Leuwen's erster Weg war natürlich nach dem Spielzimmer, aber seine Furcht unbegründet gewesen — Mauricio Lucido hielt noch immer Bank und hätte das Spiel auch so rasch kaum verlassen können, ohne Verdacht zu erregen — aber er spielte zerstreut. Er fürchtete wohl für sich keine Gefahr, denn er konnte sich kaum denken, daß Rodriguez selber, auf Ricarda's Anklage hin, feindlich gegen ihn auftreten würde — es war sogar nicht einmal möglich — aber was wurde jetzt aus dem Plan, den sie morgen hatten? Durfte er es wagen, jetzt gerade, wo man ihn doch vielleicht beobachtete, wieder etwas Aehnliches zu unternehmen? oder gab er das lieber auf und wartete hier seine Zeit ab? und wenn

es trotzdem hier bekannt würde — Frauen können ja nun einmal den Mund nicht halten. Es war doch vielleicht besser, er traf mit Geronimo zusammen und hielt sich dann lieber eine kurze Zeit von Mexico entfernt, bis hier Gras über das erste Gerücht gewachsen.

Seine Gedanken flogen herüber und hinüber, aber waren nicht mehr beim Spiel, so daß er einen Fehler über den andern machte und viel Geld verlor. Endlich stand er auf: „Señores," sagte er, „Sie müssen mich heute Abend entschuldigen — die Luft hier ist so schwül — vielleicht übernimmt Einer der anderen Herren für kurze Zeit die Bank, damit ich nur erst einen Spaziergang im Freien machen kann."

Auf die Officiere, die sich dort herumbewegten, achtete er natürlich nicht; es waren Gäste wie er selber, und vor allen Dingen trat er zum Buffet, um sich dort ein Glas Xeres einzuschenken. Er füllte ein Wasserglas halb voll und leerte es auf einen Zug, denn er brauchte Etwas, um die erregten Nerven wieder zu beruhigen. Als er nach seiner Uhr sah, fehlten noch etwa zwanzig Minuten an ein Uhr, er hatte also vollkommen Zeit und brauchte sich gar nicht zu übereilen. Es war doch am Ende besser, er traf Ge=

ronimo, aber eigentlich hätte er seinen Vater davon in Kenntniß setzen müssen, wenn er „auf ein paar Tage" von zu Hause wegblieb.

Señor Lucido kam gerade mit einem französischen General, der noch sehr schlecht spanisch sprach, gegen das Buffet zugeschritten und lachte herzlich über ein Mißverständniß, das eben durch eine Wortverwechslung des Franzosen entstanden war. — Mauricio ging auf ihn zu.

„Vater, es ist möglich, daß ich morgen ganz früh mit der Diligencia nach Puebla fahre — oder auch weiter — ich weiß es selber noch nicht."

„Nach Puebla? und was willst Du dort?"

„Ich habe Lust, dort ein Grundstück zu kaufen."

„In Puebla? wie kommst Du auf den Gedanken?"

„Sie sind jetzt sehr billig zu bekommen."

„Das glaub' ich, aber es ist immer riskirt, denn die Geistlichkeit läßt keine Ruhe, und wenn Du das überhaupt wolltest, böte sich Dir hier in Mexico vielleicht der nämliche Vortheil."

„Ich möchte die Gelegenheit dort wenigstens einmal ansehen und würde dann in einigen Tagen zurückkehren, um mich vorher mit Dir zu besprechen."

„Gut — thu das — aber jetzt gerade denkst Du an's Reisen? Wie gefällt Dir Rodriguez' Nichte?"

„Das ist ein gefährliches Wesen," sagte Mauricio mit einem zweideutigen Lächeln.

„Aha?" lachte sein Vater, mit keiner Ahnung, wie sein Sohn die Worte meinte, „habe ich es Dir nicht vorhergesagt?"

Mauricio nickte, aber er durfte sich jetzt nicht länger aufhalten, und mit einem „gute Nacht, Vater!" verließ er das Gemach, nahm sich in dem Garderobezimmer seinen Hut und Mantel, und stieg die Treppe hinab.

Vor ihm gingen ein paar Officiere, ebenfalls mit ihren Mänteln, die also auch nach Hause wollten — was kümmerten ihn die. — An der Thür waren sie stehen geblieben und sprachen mit einander, und als er mit einem leichten „Buenas noches!" vorüber wollte, redete ihn der Eine — sie hatten sich vorher französisch unterhalten — in spanischer Sprache an.

„Oh, Señor Lucido — ich hätte eine Bitte an Sie — wir gehen wohl ein Stück zusammen?"

„Señor?" sagte Mauricio, indem er stehen blieb, aber zu seiner Verwunderung bemerkte, daß vier französische Soldaten vor der Thür des

Hauses standen; doch er dachte auch nicht weiter darüber nach, denn bei den vielen höheren Officieren, die sich oben befanden, war es ja möglich, daß sie eine Ordonnanz oder was sonst dort hielten — ihn kümmerte das ja außerdem nicht.

„Wir gehen langsam dabei die Straße hinab — welcher Richtung folgen Sie?"

Mauricio zögerte einen Moment mit der Antwort, aber er mußte doch jedenfalls erst noch einmal in seine eigene Wohnung, deutete deshalb schweigend die Richtung mit seinerr Hand an, und während sich der Officier an seiner Seite hielt, frug er diesen: „Und was war es, das Sie von mir erbitten wollten?"

„Den kleinen Ring mit dem Smaragd, der der Señorita Ricarda San Blas gehört — ich bin von ihr beauftragt, ihn zurück zu fordern."

„Caramba, Señor," lachte Mauricio — wie er aber den Kopf nach seinem Begleiter umwandte, sah er, daß ihnen die vier Soldaten auf den Fersen folgten und nicht etwa zufällig, sondern wirklich Schritt mit ihnen hielten, doch ahnte er noch immer keine Gefahr für sich selber und fuhr deshalb nach kurzer Unterbrechung fort: „Das ist ein eigenthümlicher Auftrag, und noch

dazu mitten in der Nacht. Woher weiß ich denn, ob der Ring früher der Señora wirklich gehört hat? — aber was thut das?" brach er leichthin ab, „einer Dame darf ein Herr nie einen Ring abschlagen, und wenn ich ihr damit gefällig sein kann, mit dem größten Vergnügen. Hier, Señor," sagte er dann, indem er den kleinen Ring nicht ohne Mühe vom Finger zog, „geben Sie ihn der Señorita und sagen Sie ihr, daß es mich unendlich glücklich mache, ihr ein vielleicht schon verloren gegebenes Eigenthum zurückerstatten zu können — Buenas noches!" (gute Nacht) und mit einer artigen Verbeugung dem jungen Belgier den Ring überreichend, wollte er sich abwenden, als dieser aber mit der rechten Hand den Ring, mit der linken Mauricio's Handgelenk ergriff und ruhig sagte:

„Halt, Señor, einen Theil des gestohlenen Eigenthums haben Sie herausgegeben, aber der Rest bleibt noch zu erledigen. Ich verhafte Sie hier im Namen des Kaisers und auf Anklage der Doña Ricarda als gemeinen Straßenräuber und Mörder. Leisten Sie keinen Widerstand, Sie sind in unserer Gewalt."

„In wessen Gewalt?" rief Mauricio, indem

er gewaltsam seinen Arm frei zu bekommen suchte — „wer zum Teufel hat ein Recht —"

„In unserer Gewalt, Monsieur!" rief aber jetzt einer der französischen Officiere, der ebenfalls hinzusprang — „hierher, Kameraden, faßt den Burschen, der zwei von unseren Officieren meuchlings ermordet und die Post beraubt hat. Stoßt ihm den Schädel mit den Kolben ein, wenn er sich nicht gutwillig giebt. Ihr könnt keinen Schaden thun, denn hängen muß er doch!"

Mauricio sah im Nu, daß hier Widerstand vollkommen nutzlos war und seine Lage nur verschlimmern konnte. Das Beste war jedenfalls, ruhiges Blut zu bewahren, dann fanden sich auch schon Mittel und Wege, ihn aus dieser fatalen, wenn auch nicht gerade gefährlichen Lage zu befreien. Er, der Sohn einer der reichsten und angesehensten Familien in der Stadt — was konnte ihm überhaupt geschehen — und auf die Beschuldigung eines Mädchens hin — bah — den Ring hatte er im Spiel gewonnen — wer wollte ihm das Gegentheil beweisen, denn auf sein Gesicht konnte sie doch nicht schwören, das war maskirt gewesen.

„Señores," sagte er deshalb, indem er sich ruhig in die Gewalt der Soldaten gab, „es ist

jedenfalls eine eigenthümliche Sache, einen Caballero zu verhaften, mit dem man eben aus einer Gesellschaft nach Hause geht. Sie hätten sich doch vorher vergewissern sollen, ob einer solchen Ausnahmemaßregel nicht vielleicht ein Irrthum zu Grunde lag, wie das hier der Fall ist. Jener Señorita ist der Ring vielleicht gestohlen worden, aber wenn Sie mich in dessen Besitz finden, ist damit nicht gesagt, daß ich ihn gestohlen haben muß — noch dazu ein Gegenstand," setzte er verächtlich hinzu, „den ich kaum aufheben würde, wenn ich ihn auf der Straße fände, ein Ring, der vielleicht zwei oder drei Pesos an Werth hat — es ist lächerlich."

„Habt Ihr ihm die Hände gebunden?" frug der französische Officier, ohne auf die Worte des Gefangenen auch nur zu achten.

„Alles fest, Capitän."

„Gut — dann vor allen Dingen mit ihm auf die Wache, und der Commandirende dort mag bestimmen, was mit ihm geschehen soll."

Mauricio sah keinen Ausweg und folgte geduldig — erschrak aber sichtlich, als auf der Wache der Befehl gegeben wurde, ihn zu durchsuchen. — Der Brief Geronimo's — er hatte nicht an den Brief gedacht — wenn man den

bei ihm fand! — Es war zu spät — der Unterofficier, der ihn visitirte, machte nicht die geringsten Umstände — nahm ihm vor allen Dingen Uhr und Geld ab, was sorgsam gezählt und dem Commandanten übergeben wurde, und zog dann den Brief aus der Brusttasche, den einer der französischen Officiere nahm und damit zu einem Licht trat.

„Sapristi!“ rief er aber gleich darauf aus — „ich glaube, das Schriftstück ist wichtig. Wer kennt einen Platz, der penuelos heißt?“

„Das ist die berüchtigte Stelle nach Cuernavaca zu, wo die Diligencen jetzt schon ein paar Mal angefallen worden sind,“ sagte van Leuwen.

„In der That? — wollen Sie ihn lesen?“

Der Wachcommandant nahm den Brief, und nachdem er ihn durchgesehen, frug er den Gefangenen streng:

„Wie kommen Sie zu dem Brief? und wissen Sie was er enthält?“

„Nein,“ sagte Mauricio ruhig — „ich fand ihn vor dem Hause des Señor Rodriguez auf der Erde liegen und steckte ihn in die Tasche, ohne weiter daran zu denken. Es wird nichts Wichtiges sein.“

„Sehr schön — Sie werden darüber morgen

nähere Auskunft geben müssen; bis dahin bleiben Sie unser Gefangener."

„Señor, ich bin der Sohn von Don Carlos Lucido de Vega."

„Und wenn Sie der Sohn von Montezuma wären — fort mit ihm, und daß er Euch nicht entwischt — ich glaube, wir haben einen guten Fang gethan."

Mauricio wurde abgeführt, die Officiere aber, zu denen sich van Leuwen gesellt hatte, beriethen indessen über den Brief, der allerdings deutlich genug auf ein beabsichtigtes Verbrechen hinwies. Es blieb nur die Frage, ob der Italiener Solfinto wirklich morgen mit der Diligence oder unter besonderer Escorte nach Cuernavaca ging, und das erstere war in sofern wahrscheinlich, als in den letzten acht oder zehn Tagen kein einziger Raubanfall auf dieser Straße bekannt geworden, und zahlreiche Patrouillen sie auch begangen hatten. Der Einzige aber, der ihnen darüber Auskunft geben konnte, war der Marschall selber, und sollten sie ihn, eines solchen Verdachts wegen, mitten in der Nacht wecken? Morgen Früh aber war es zu spät, und van Leuwen erklärte, die Verantwortung auf sich nehmen zu wollen. Er hatte die Sache einmal be=

gonnen, er mußte sie jetzt auch durchführen. Zeigte sich der Verdacht, der durch den Brief erregt worden, begründet, so war das der stärkste und unwiderleglichste Beweis gegen den jungen Verbrecher, den dann auch die hohe Stellung seiner Familie nicht vor der gerechten Strafe schützen sollte.

Van Leuwen, von einem der französischen Officiere begleitet, ging direct zu Bazaine's Wohnung und fand dort allerdings Alles im tiefen Schlaf. Seit seiner Verheirathung hatte sich der Marschall nicht allein von den meisten Vergnügungen, sondern auch so viel als möglich von Geschäften zurückgezogen, und schien den Versuch zu machen, ob er nicht selbst in dem an allen Ecken revolutionirten Mexico ein idyllisches Leben führen könne. Es kostete auch einige Mühe, die Dienerschaft erstlich einmal munter zu bekommen und sie dann zu bewegen den Herrn zu wecken. Der Mayor Domo selbst mußte erst wach gerüttelt werden, aber die Uniformen setzten es doch durch. Die Herren Officiere würden sich nicht in die „Höhle des Löwen" wagen, wenn sie nicht dringende Veranlassung dazu gehabt hätten, und mochten dann auch die Folgen selber tragen.

Der Marschall ließ übrigens nicht lange auf sich warten und hatte kaum Einsicht von dem Brief genommen, als er ausrief:

„Messieurs, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich zu mir herbemüht. Kennt Einer von den Herren die bezeichnete Stelle genau?"

„Ich kenne sie, Herr Marschall," sagte Leuwen, „und bin den Paß oft passirt."

„Wer sind Sie?"

„Hauptmann van Leuwen in der belgischen Legion."

„Können Sie sich einem Detachement anschließen?"

„Wenn der Herr Marschall mich bei dem Grafen Thun entschuldigen will."

„Das werde ich gern übernehmen — die Sache ist zu wichtig, ich denke, wir kommen da einem gefährlichen Nest auf die Spur — gefährlich doppelt, da sie hier in der Stadt ihre Spione und solche Verbindungen und Helfershelfer haben. — Capitän Orsmond, nehmen Sie eine Patrouille von zwanzig Mann, das wird genügen und — wie weit ist der Platz von hier?"

„Etwa eine Legua hinter der Guarda — die Diligencia erreicht die Guarda um Mittag und

jene Stelle etwa um zwei Uhr oder etwas später."

„Gut, dann lassen Sie gleich aufsitzen — wir dürfen keine Zeit versäumen — das Beste wird sein, Sie legen sich in den Hinterhalt, wenn Sie oben in die Berge kommen, bis die Diligence vorüber ist, und folgen ihr dann mit aller Vorsicht. Brächen Sie morgen erst mit hellem Tag auf, so wissen wir nicht, was die Canaillen für Zeichen untereinander haben, mit Rauchsäulen und dergleichen. Es ist schon mehrere Male etwas Aehnliches bemerkt worden. — Wie Sie dann weiter agiren wollen, muß ich Ihnen selber überlassen, nur das beobachten Sie, lassen Sie keinen Reiter oder Fußgänger sich voraus, denn das Gesindel steckt Alles unter einer Decke. Betrachten Sie Jeden als Gefangenen, den Sie überholen oder der Ihnen voraus will."

„Wir werden sie aber bei ihrer Arbeit überraschen müssen."

„Unter jeder Bedingung — aber auch die mexicanische Guarda dort oben darf keine Ahnung von Ihrer Nähe haben — ich traue den Schuften eben so wenig. Am besten wäre es, wenn Sie den Platz umgingen; ich weiß nur nicht, ob das zu Pferd möglich ist, und selbst in dem

Fall müßten Sie Posten an den Straßen behalten, die Niemanden nach vorn lassen. Doch Sie werden ja sehen."

„Und was machen wir mit den Räubern, wenn sie in unsere Hände fallen sollten?"

„Hängen," sagte Bazaine lakonisch, „nur keine lange Gerichtspflege. Die Verantwortung nehme ich auf mich. Das sind ja, wie Sie mir selber sagen, die nämlichen Schufte, die Lieutenant St. Clair und Bremont erschossen haben, und mit denen keine Umstände."

„Unsere Soldaten werden sich nicht gern dazu verstehen, Herr Marschall, die Leute wirklich zu hängen — erschießen ist etwas Anderes."

„Dann schenken Sie dem Jüngsten das Leben, wenn er seine Kameraden selber hängt — dadurch treiben wir den auch aus der Nachbarschaft."

Es war nichts weiter mehr anzuordnen; das Andere mußte allerdings dem den Zug commandirenden Officier überlassen bleiben, und die jungen Officiere kehrten auf die Hauptwache zurück, um die eben erhaltenen Befehle ohne Säumen auszuführen.

Etwa um drei Uhr Morgens zog eine Cavalleriepatrouille langsam und im Schritt reitend durch die Stadt. Sie hatte übrig Zeit und es

lag nicht der geringste Grund vor, große Eile zu verrathen, was auch mögliche Späher vielleicht aufmerksam machen konnte. Draußen setzten sie sich etwas schärfer in Trab, aber durch das nächste Dorf ritten sie wieder Schritt, und ließen dann erst ihre Thiere bis zum Fuß der Anhöhen tüchtig ausgreifen. Sie begegneten dabei auch wohl überall kleinen Trupps von Indianern, die durch die Nacht marschirten, um früh am Morgen zum Markt in Mexico zu sein, auch einzelnen Maulthiertrupps, die vom Süden heraufkamen, überholten aber keinen Reiter oder Fußgänger, und stiegen dann, als der Tag dämmerte, und ihre Pferde am Zügel führend, um sie nicht zu sehr zu ermüden, den hier ziemlich steilen Hang empor.

Um sich dort aber in einen Hinterhalt zu legen, dazu war das ganze Terrain mit seinen offenen Flächen und Kuppen oder steilen, cactusbewachsenen Schluchten gar nicht geeignet, und Capitän Orsmond, der Führer der Patrouille, ließ endlich, schon gar nicht mehr so weit von der Guarda entfernt, halten, um erst einmal zu berathen, was am besten zu thun sei, und dann jedenfalls die Diligencia zu erwarten und vorüber zu lassen.

Dagegen opponirte Leuwen aber ganz entschieden, denn es sollte schon mehrmals vorgekommen sein, daß Helfershelfer der Straßenräuber mit eingeschrieben waren und ihren Platz in der Diligencia genommen hatten, um dort dann plötzlich im entscheidenden Augenblick den Insassen ein paar gespannte Revolver auf den Leib zu halten und sie zu verhindern, Widerstand zu leisten. Es schien nicht wahrscheinlich, daß etwas Derartiges diesmal im Werk sei — der Brief deutete wenigstens Nichts davon an, aber doch gerathen, auch diese Vorsicht nicht außer Acht zu lassen.

Unmittelbar vor der Guarda zog sich der Wegs links um den Hügelhang hin — den konnten sie rechts umgehen und sich dort außer Sicht halten, und nur einen Mann oben in dem Gebüsch über der Guarda postiren, der ihnen Kunde gab, wann die Passagiere, nachdem sie dort Mittag gemacht, wieder zum Einsteigen bereit wären. Wenn Sie dann dem Wagen in kurzer Entfernung und aus Sicht folgten, so konnten ihnen die Räuber, falls sie wirklich ihre Drohung wahr machten, gar nicht entgehen und sie kamen jedenfalls im entscheidenden Moment an Ort und Stelle.

Dem Vorschlag stimmte auch Orsmond nach einer kleinen Weile zu, und der Befehl zum Aufsitzen sollte eben wieder gegeben werden, als hinter ihnen her, um die nächste Biegung der Straße, ein Reiter angetrabt kam und erst, als er die Soldaten erblickte, überrascht sein Pferd einzügelte und nicht zu wissen schien, ob er vorbeireiten oder umkehren sollte; aber lange schwankte er nicht in seinem Entschluß, denn gleich darauf fühlte sein Thier wieder den Schenkeldruck, und als er mitten zwischen den Soldaten war, zog er sehr artig mit einem buenos dias caballeros den Hut, und wollte dann hindurchreiten.

Daran wurde er aber verhindert, denn zwei der Leute waren rasch aufgesessen, und jetzt die Straße sperrend, riefen sie ihm ein gebieterisches Halto entgegen.

„Caramba, Señores,“ sagte der Mexicaner, ein Sambo und jedenfalls den unteren Klassen angehörend, aber sehr artig, „ist es verboten diesen Weg zu reiten? ich glaubte es wäre die freie Passage nach Cuernavaca?“

„Ist es auch, Señor,“ sagte van Leuwen, der fertig spanisch sprach — „aber für ein kurze Zeit werden wir um Ihre Gesellschaft bitten

müssen und Sie ersuchen, uns ein wenig aus dem Weg zu begleiten."

„Aus dem Weg?" lachte der Mexicaner, aber sein Lachen war doch etwas erzwungen, — „pero Señores, außer dem Wege habe ich Nichts zu thun. Ich muß so rasch als möglich nach Cuernavaca und möchte nicht gern eine Viertelstunde Zeit versäumen."

„Haben Sie schon einen Mexicaner gesehen, der Eile hatte, van Leuwen?" frug Orsmond in französischer Sprache — „da ist Einer und zwar der Erste der mir vorgekommen, und das allein macht ihn verdächtig. Den Burschen dürfen wir nicht aus den Augen lassen, oder unser Weg war umsonst."

„Wenn es am Ende der Bursche wäre, den der Brief erwähnt — ich mag seinen Namen nicht nennen."

„Sehr leicht möglich — wie heißen Sie Señor, wenn ich fragen darf?" setzte er dann in seinem gebrochenen Spanisch hinzu.

„Que dice, Señor?"

„Ihr Name, wie ist Ihr Name?"

„Artiges."

„Und der andere?"

Der Mann zögerte einen Moment mit der Antwort, dann sagte er „Felipe".

„Hm — gut — sagen Sie ihm nur, van Leuwen, daß er über den Haufen geschossen wird, sobald er einen Fluchtversuch macht. Er muß bei uns bleiben."

Leuwen theilte ihm das mit und der Sambo schien nicht recht damit einverstanden. Er schützte noch einmal seine Eile vor und daß er ein Geschäft um ein paar Maulthiere abschließen müsse, wie er aber sah, daß es nicht anders ging und die Soldaten wirklich Ernst machten, fügte er sich auch in das Unvermeidliche und blieb ruhig zwischen den Leuten, die weiteren Befehle erwartend. Ja er schien selber neugierig geworden zu sein, was sie eigentlich beabsichtigten, und hielt nur den Blick fortwährend auf der Straße, als ob er von der einen oder andern Seite irgend Etwas oder Jemanden erwartete.

Die Patrouille war indessen wieder aufgesessen und van Leuwen führte jetzt den Zug an, der sich, gleich direct vom Weg ab, denn weiterhin schloß ihn eine steile Lehmbank ein, an der andern Kuppe des Hügels hinzog. Da dort hinüber aber gar kein Weg lag, schien Señor Artiges allerdings nicht recht klug aus der Be-

wegung zu werden. Fragen mochte er jedoch wohl auch nicht, und so blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als schweigend zwischen den Soldaten herzureiten, von denen zwei ihm ganz besonders zur Bedeckung gegeben worden und ihre Carabiner schußfertig vor sich auf dem Sattelknopf liegen hatten.

So erreichte die kleine Cavalcade die Biegung des Hanges und deckte sich dahinter, rastete aber dort, mit einer Wache ausgestellt, welche die Straße nach Mexico im Auge behielt, wohl eine volle Stunde und machte dann erst Anstalt, die Thiere einiges Futter suchen zu lassen.

Jetzt endlich wurde die Ankunft der Diligencia gemeldet — sie kam in einem ziemlich starken Trab, denn der Weg führte hier schon wieder etwas zu Thal, um die nächste Biegung und konnte keine Ahnung von der Nähe der französischen Escorte haben. Etwa zehn Minuten später rasselte sie in den kleinen, kaum aus zehn oder zwölf Hütten bestehenden Platz hinein, und jetzt mußte die Wache nach dorthin auslugen. Wer auch jetzt noch auf dem Fahrweg daher kam, mochte ruhig passiren, da er Nichts von der Patrouille wissen und, selbst wenn er mit der Bande in Verbindung stand, diese nicht von einer ihr

drohenden Gefahr warnen konnte. Es kam aber auch Niemand, denn ein versteckter Posten blieb noch immer aufgestellt, nur bald nach der Post ein Trupp leergehender Esel von ein paar indianischen Jungen getrieben, die wahrscheinlich Früchte nach Mexico geschafft hatten und jetzt wieder in ihre Heimath — eins der Dörfer bei Cuernavaca — zurückkehrten.

Jetzt plötzlich kehrte der ausgesandte Posten, der oberhalb der Guarda auf dem Bauch bis an die letzten Büsche gekrochen war, zurück und meldete, daß die Maulthiere der Diligencia schon wieder angespannt ständen und die Passagiere eben im Begriffe seien einzusteigen — eine Escolta habe er nirgends gesehen, nur ein französischer Officier sei da unten mit dabei, der sehr in Aufregung und zornig scheine.

Orsmond lachte. Das war jedenfalls Solfinto. Der eingefangene Sambo aber hing mit ängstlichen Blicken an den Lippen der Fremden, denn er verstand ja nicht, was sie mit einander sprachen, und doch schien ihn die Post weit mehr zu interessiren, als er vielleicht eingestehen mochte. Als jetzt der Befehl zum Aufsitzen gegeben wurde und die Colonne sich wieder in Bewegung setzte, machte er sich auch noch mit seinem Sattel zu

schaffen und suchte zurückzubleiben — mit allen Wegen und Berghängen hier genau vertraut, wäre es ihm dann wohl möglich gewesen, selbst noch jetzt der Patrouille vorzukommen, aber van Leuwen hielt ihn scharf im Auge und sich auch dicht an seiner Seite, bis er fertig war. —

„Vamonos Compañero," sagte er dabei, „jetzt kannst Du bald wieder so rasch nach Cuernavaca zureiten, als Du willst, aber so lange ich Dich unter Aufsicht habe, kommst Du nicht davon, mein Bursche, denn bei dem geringsten Fluchtversuch schieß' ich Dein Pferd über den Haufen."

Wo sie sich befanden, konnten sie aus der Guarda heraus das Schreien der Stallknechte hören, die jetzt eben wieder die Maulthiere der „losgelassenen" Diligencia antrieben und sich dann halbtodt lachen wollten, wenn die wilden Thiere mit dem schweren Kasten wie ein Wetter davonflogen. Bis dahin war also Alles nach Wunsch gelungen, und in der Guarda selber konnten sie keine Ahnung von ihrer Nähe haben. Capitän Orsmond wollte jetzt auch gleich folgen, van Leuwen hielt ihn aber noch etwas zurück, denn von der Guarda aus ging es wieder eine kurze Strecke, wenn auch nicht steil bergan, und die Diligencia fuhr da nicht so rasch. So gaben sie ihr

dann noch etwa fünfzehn Minuten Vorsprung, und jetzt war der Moment gekommen, wo sie ihre Truppe nicht mehr zu verstecken brauchten.

Vorwärts! — der Sambo mußte mitten zwischen den Soldaten reiten, bis sie jetzt, wieder um den Hang selber hin, die Guarda erreichten. Dann wurde er bedeutet zurückzubleiben — ob er nachher folgte oder nicht, blieb sich gleich, und nun gab die Patrouille ihren Thieren die Sporen und rasselte mit klappernden Hufschlägen durch den kleinen Ort hindurch.

Alle Wetter, wie sprangen die Bewohner desselben überrascht in ihre Thüren, als sie die bewaffnete Schaar, wie aus dem Boden heraus, vor sich auftauchen sahen und dabei zugleich wußten, was sie hergeführt. Von den Bewohnern dort oben war auch wohl kaum ein Einziger, der nicht von den Bewegungen der Ladrones Kenntniß hatte; ob er aber zu ihnen hielt oder nicht, verrathen durfte er Nichts, wenn er sich nicht rettungslos ihrer Rache aussetzen wollte, und was für ein Interesse nahmen diese Leute an Durchreisenden, daß sie um derentwillen ihr eigenes Leben in Gefahr bringen sollten.

Dort oben lag auch eine mexicanische Wache, sogenannte Landsoldaten, und wenn man ihnen

im Wald begegnet wäre, hätte man sie wohl kaum von Straßenräubern unterscheiden können. Es waren braune wilde Gestalten, die Serape um die Schultern geschlagen, den alten Sombrero nach hinten auf den Kopf gestülpt, das lange Messer im Gürtel und alte mitgenommene Musketen oder Carabiner in den Händen, während der Säbel unter den Sätteln stak, die daneben auf einem Erdwall lagen, um jeden Augenblick zum Gebrauch bereit zu sein.

Wie diese Burschen schauten, als unmittelbar hinter der Diligencia diese Escorte angeflogen kam. Stieg sie aus dem Boden herauf? Nicht einmal der Kutscher wußte von ihr, der sie auf der letzten Ebene hätte eine Legua hinter sich sehen müssen, und der Officier war wüthend gewesen, daß er die Begleitung nicht bekam. Ehe ihnen aber nur Zeit blieb zu überlegen, was sie jetzt thun sollten, ja was das überhaupt zu bedeuten habe, war die Patrouille schon vorüber und folgte jetzt in scharfem Galop der hinter den nächsten Bäumen und der Biegung der Straße verschwundenen Diligence.

Der Sambo, der bei ihnen zurückblieb, konnte ihnen freilich Aufklärung geben, und es war jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß den

Franzosen in Mexico Etwas verrathen sein mußte — aber die Burschen lachten — „Caracho — mögen selber sehen, wie sie fertig werden," und dann die aufgegriffenen Waffen wieder ruhig bei Seite legend, nahmen sie ihren alten Platz an der Lehmbank, von dem sie die klappernden Hufe emporgejagt, wieder ein und setzten ihr Kartenspiel, das sie bis dahin getrieben, fort. Was kümmerte sie die Welt!

Die Patrouille verfolgte indessen ihren Weg in voller Flucht, denn auch die Diligence fuhr diese Straße von da an, wo sie sich wieder zu Thal senkte, so rasch, als die acht Maulthiere nur eben laufen konnten. An steilen Stellen wurde allerdings durch zwei gegen die Räder gepreßte Hölzer eingebremst, aber an leichten Hängen ließ der Kutscher den schweren Wagen ruhig rollen, und ein Pferd mußte da schon tüchtig ausgreifen, wenn es Schritt mit ihm halten wollte.

Der Patrouille lag aber auch gar nichts daran, wirklich in Sicht der Post zu kommen, denn dann wären sie von auf der Lauer liegenden Briganten ebenso und jedenfalls zu früh entdeckt worden. Sie wußten, sie befanden sich nur kurze Strecke hinter dem Fuhrwerk, und das genügte

vollkommen. Wurde es angehalten, so waren sie auch rasch genug bei der Hand — rasch genug wenigstens, um eine thatsächliche Beraubung zu verhindern.

„Und haben wir noch weit zu den Penuelos?“ frug Orsmond seinen jungen Begleiter, als sie im Galop neben einander hinflogen.

„Gleich da vorn beginnen sie,“ sagte van Leuwen, indem er den Arm ausstreckte. „Sehen Sie dort die hohen Bäume, wo —“

Er hielt erschreckt inne, denn von dorther knallten Revolverschüsse, denen gleich darauf der dumpfere Knall aus einem größeren Gewehr folgte.

„Da sind sie! en avant!“ und im vollen Carrière donnerten die Reiter die hier ziemlich ebene Straße entlang. Man würde auch in dem stillen Wald ihr Nahen auf weite Entfernung schon gehört haben, wenn nicht vorher das Klappern und Rasseln der heranpolternden schweren Postkutsche, dann das Schießen und die Aufregung des Ueberfalls die Banditen die gehörige Vorsicht hätte vergessen lassen. Sie wußten ja, daß der Post von Guarda aus keine Escorte folgen würde, ihr Vorposten oben am Berghang hatte eben so wenig eine Gefahr angezeigt — so konnten sie sich denn ganz ihrer „Arbeit“ hingeben.

Da plötzlich tönte ein schriller Pfiff aus dem Wald heraus.

„Zwei Mann dort hinein,“ — befahl Capitän Orsmond — „wir sind genug. — Fangt den Schuft oder schießt ihn nieder!“

Zwei der Leute zügelten ihre Pferde ein. — Einer blieb auf der Straße, der Andere schwenkte in den Wald hinein, während die Uebrigen wie ein Wetter die Bahn hinabflogen und auch gerade zur rechten Zeit kamen, um fünf Ladrones, von denen der eine eine schwarze Maske trug, bei voller Arbeit zu finden. Aber den Warnungspfiff hatten sie ebenfalls gehört und waren zur Seite gesprungen, um nur erst einmal zu sehen, was der Pfiff bedeute. Es konnte ja auch eben so gut ein einzelner Reiter sein, der des Weges kam, und von dem hätten sie sich wahrlich nicht stören lassen, aber „Caracho!“ schrie der Führer, als er im Nu die Gefahr erkannte, in der sie sich befanden. — „Fort in die Büsche!“ und die schon sicher geglaubte Beute im Stich lassend, gab er selber seinen Leuten das Beispiel — aber zu spät.

Rechts und links brachen die französischen tüchtig berittenen Cavalleristen in den Wald

hinein, und da die Soldaten Etwas davon gehört hatten, daß die Gefangenen augenblicklich aufgehängt werden sollten, so gaben sie sich die größte Mühe, gar keine Gefangenen zu machen. Wo sie nur dicht genug an Einen hinankamen, forderten sie ihn nicht etwa zum Halten auf, sondern schossen gleich, zuerst ihren Carabiner, dann ihre Pistolen auf ihn ab, und hatten dadurch bald Drei auf dem Plan liegen.

Van Leuwen war hinter dem Verlarvten hergesprengt, weil er in diesem mit Recht den Anführer vermuthete. Den Burschen aber hinderte die Maske am raschen Laufen — er konnte nicht vor seine Füße sehen und stürzte. — Wohl raffte er sich wieder empor und riß die Maske ab, aber zu spät. Mit einem Seitensprung hoffte er aus dem Bereich des Reiters zu kommen, und seinen Revolver hebend, feuerte er rasch hintereinander drei Schüsse auf ihn ab — doch van Leuwen's Pferd parirte vortrefflich; mit dem nächsten Satz flog er an ihm vorüber, und ein Säbelhieb, der tief in den Schädel eindrang, beendete die verbrecherische Laufbahn Geronimo's, des Mestizen. Er taumelte und brach zusammen.

Oben am Weg knallte es jetzt ebenfalls — es waren die beiden Cavalleristen, die wahr=

scheinlich den Wachtposten abgefangen und ebenfalls kurzen Proceß mit ihm gemacht hatten.

Capitän Orsmond, der in der Straße halten geblieben war, um eine vielleicht nöthige Bewegung seiner Leute zu leiten, oder selber da einzugreifen, wo seine Hilfe erfordert wurde, sah bald, daß er nicht weiter gebraucht werde. Der Ueberfall war vollkommen gelungen, und er ritt jetzt an die Diligence hinan, wo der Kutscher eben unter gräßlichen Flüchen seine Thiere, die sich verwickelt hatten, wieder in Ordnung zu bringen suchte.

Aber die Patrouille schien doch zu spät gekommen zu sein, um alles Unglück zu verhüten, denn in dem Wagen selber sah er die Leute mit einem Herrn in französischer Uniform beschäftigt, der einen Schuß bekommen hatte und stark blutete.

Es war Solfinto, der Italiener. Dem Bericht der übrigen Passagiere nach, sollte er zuerst seinen Revolver auf die ansprengenden Räuber abgefeuert haben, und war dann von dem Manne mit der Larve geschossen worden. Der Bube hatte aber Bockschrote geladen gehabt, und ein alter neben dem Italiener sitzender Herr

einen derselben so unglücklich mitbekommen, daß er auf der Stelle todt blieb.

Mit dem Verwundeten war weiter Nichts anzufangen. Er mußte jedenfalls nach dem nicht mehr so weit entfernten Cuernavaca hineingefahren werden, wo er schon ärztliche Pflege bekommen konnte, da auch dort französisches Militär lag. Orsmond beorderte nun seinen Unterofficier mit zwei Mann, um die Diligence bis Cuernavaca zu begleiten und sowohl Solfinto, als den im Wagen befindlichen Geldtransport, wie dessen sichere Ablieferung zu überwachen, wenn Solfinto selber dazu nicht fähig sein sollte.

Die Soldaten waren indessen abgestiegen und brachten die Leichen zum Weg — es war nicht einer unter den Ladrones mehr, der einer weiteren Strafe hätte entgegenzusehen brauchen — und was damit machen?

„Nehmt Eure Halfterstricke und hängt sie hier am Weg in die Bäume," befahl Orsmond, „da können sich die Herren von der Straße nachher ein Beispiel daran nehmen. Kutscher, könnt Ihr den Leuten wohl ein wenig helfen?"

„Werde mich hüten, sie anzurühren," brummte der Kutscher in seinen Bart hinein — „komme

die Straße hier zu oft und mag mit der Geschichte Nichts zu thun haben."

„Aber von Denen verräth Euch Keiner mehr."

„Quien sabe," knurrte der Mann mit einem Blick auf den Wagen. Er traute keinem Menschen mehr.

Van Leuwen kam jetzt an die Straße geritten und hielt neben Orsmond; aber er sah leichenblaß aus, und an seiner Schulter tröpfelte Blut nieder.

„Sapristi, Leuwen, Sie sind verwundet!" rief Orsmond erschreckt aus. „Mann, Sie könen sich ja kaum noch im Sattel halten!"

„Ach was," sagte der junge Officier — „es wird schon gehen — ich muß nach Mexico zurück —"

„Aber nicht zu Pferde!" rief Capitän Orsmond, „Sie stürzen unterwegs."

„Denke nicht daran," lachte der belgische Hauptmann — „jedenfalls nur ein Streifschuß — es wird schon —" er kam nicht weiter. Sein Gesicht nahm eine aschgraue Färbung an, und zwei Soldaten, die zufällig neben ihm standen, konnten gerade noch zuspringen und ihn auffangen, sonst wäre er aus dem Sattel zu Boden gestürzt.

Es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als ihn ebenfalls zu dem Todten und Verwundeten in die Diligence zu setzen, und einer der Passagiere, der froh war, aus der unheimlichen Gesellschaft fortzukommen, kletterte dafür hinauf an das obere Deck. — Der Kutscher aber bekam strengen Befehl, langsam mit der Diligence nach Cuernavaca hinabzufahren, wenn er auch dort erst gegen Abend eintraf, und der Unterofficier — denn diese Leute lassen sich nicht gern Etwas sagen — mußte zu dem Zweck vorausreiten. Dann war Alles geschehen, was sich für den Augenblick thun ließ, und die Patrouille kehrte, nur mit Verlust des einen Verwundeten, nach der Hauptstadt zurück, um dort Rapport abzustatten.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.